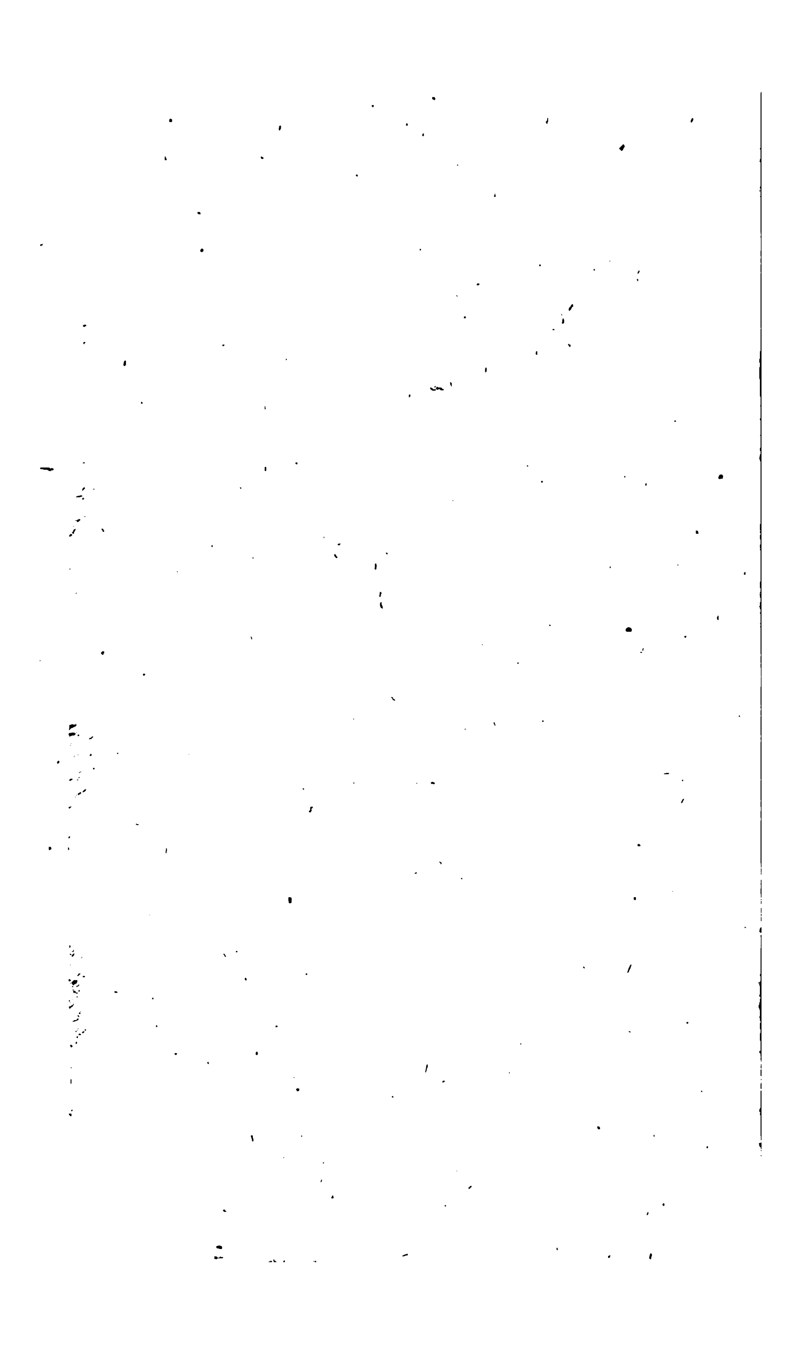



WIDENER LIBRARY
HX JTWM N





Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



XVI^ter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Inhalt der Briefe des sechzehnten Theils.

Zwey

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Sechszehnter Theil.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 6. Jenner 1763.

Zweyhundert und fünf und funfzigster Brief.

Es kann uns nicht ganz gleichgültig seyn, was unsere Nachbarn von unserer Litteratur denken. Hat es unsere Voraltern verdrossen, daß ein Franzose uns allen Witz absprechen wolte, so muß es uns angenehm seyn, daß unsere Nachbarn itzt billiger von uns urtheilen. Noch angenehmer muß es uns seyn, wenn wir hören, daß unsere besten Werke bey unsern Nachbarn mit Vergnügen gelesen werden; denn vor weniger Zeit waren wir gleichsam in unsere eigene Gränzen eingeschränkt, und man verachtete uns, ohne uns zu kennen. Wir sind daher denjenigen Dank schuldig, welche es unternommen haben, die besten Werke der Deutschen, den Ausländern bekannt zu machen.

 Im

Im April 1754 kam zu Paris das erste Stük des Journal étranger heraus, worin man den Franzosen, die Litteratur der Ausländer bekannt machen wolte. Weil aber die damaligen Verfasser theils in der auswärtigen Litteratur sehr unwissend waren, theils dem ohnerachtet, so viel französische Presomption hatten, daß sie alles was in den Schriften der Ausländer nicht genau nach dem französischen Leisten zugeschnitten war, mit äusserster Verachtung ansahen, so fand ihr Unternehmen nirgends sonderlichen Beyfall, und sie sahen sich genöthiget mit dem Ende des Jahres 1758 aufzuhören.

Inzwischen haben sich andere Verfasser gefunden, an deren Spitze der Herr Abt Arnaud ist, welche dis Unternehmen mit weit mehrerer Geschiklichkeit, und auch mit weit mehrerem Glüke angefangen, als ihre Vorgänger. Es ist also mit Anfang des 1760ten Jahres das neue Journal étranger herausgekommen, welches sich von dem alten auf eine sehr vorzügliche Art unterscheidet. Die Verfasser haben sich grosse Mühe gegeben, sich von der Litteratur eines jeden Landes genau zu

unter-

unterrichten und urtheilen mit einer Bescheidenheit, die ihnen wirklich Ehre macht. Insbesondere sind sie von dem was Deutschland angehet, gar genau unterrichtet, und haben an deutschen Schriften einen so grossen Geschmack gefunden, der fast alle Vermuthung zu übertreffen scheinet, sie kennen alle unsere besten Schriftsteller, und ehren sie so sehr, daß sie sie beynahe den Alten an die Seite setzen. Zugleich fängt auch unsere Sprache und Litteratur an, in Frankreich mehrere Liebhaber zu bekommen; der Hof hat aus *politischen Ursachen angeordnet*, daß die Officiers von der Armee die deutsche Sprache lernen sollen. Man hat zu diesem Behufe bey der Ecole Militaire vier Professores der deutschen Sprache angeordnet, unter denen Herr Huber der Uebersetzer der Schriften unsers Geßners der oberste ist.

Unsere beste Schriften sind zugleich durch das Journal étranger in Paris rühmlich bekannt worden, und was davon besonders ins französische übersetzt worden, hat so ungemeinen Beyfall erhalten, daß z. E. des Herrn Geßners Mort

d'Abel in wenigen Wochen einigemahl gedruckt worden. Dis hat vielen Lust gemacht unsere Sprache zu erlernen, um unsere beste Schriften im Original lesen zu können; und es giebt itzt zu Paris mehrere Personen, welche auserlesene deutsche Bibliotheken haben.

Da nun das Journal étranger in unsern Gegenden sehr selten, oder vielmehr ganz unbekannt ist, so glaube ich keine unnütze Arbeit zu thun, wenn ich Ihnen daraus dasjenige ausziehe, was Deutschland angehet. Sie werden daraus sehen, daß man dort auf alle Schrifften die in Deutschland einiges Aufsehen machen, aufmerksam ist, und auch überhaupt zu reden richtig darüber urtheilet; obgleich freylich, weil die Verfasser unsere Sitten, Philosophie und Art zu studiren nicht vollkommen inne haben, auch manches nicht völlig aus dem rechten Augpunkte angesehen wird.

Ich habe also die Jahre 1760 und 1761 des Journal étranger vor mir. Um Ihnen bey der grossen Anzahl deutscher Bücher, welche darin recensiret werden, von der Art der Verfasser solche zu beurtheilen einigen Begriff machen zu können; werde

werde ich bey manchem, was nicht so sehr erheb-
lich scheinet, ganz kurz seyn müssen, um mich
bey demjenigen, was für Sie interessant seyn kan,
etwas länger aufzuhalten. Ja ich werde sogar
einige Anzeigen die nicht viel bedeuten, ganz über-
gehen. Es verstehet sich auch, daß ich von den
Artikeln, welche andere Nationen angehen, nichts
anders als beiläufig etwas erwähnen werde. Ich
fange also mit dem Jahre 1760 an.

Dem Januar ist ein Prospectus oder al-
gemeine Einleitung vorgesetzet. Nachdem darin
von der Nützlichkeit der Journale überhaupt,
etwas gesagt worden, folgen einige Betrachtungen
über die alten und neuern Sprachen, dabey, wie
Sie leicht vermuthen könnten, behauptet wird, daß
die französische zur allgemeinen gelehrten Spra-
che am allerbequemsten sey. Inzwischen erkennet
der Herr Abt Arnaud auch die Schwächen sei-
ner Muttersprache, und verschweigt nicht die Vor-
theile den übrigen Sprachen. Einige seiner Ur-
theil von der deutschen Sprache zeigen gleich-
wohl, wie sehr schwer sich ein Ausländer, von
der Litteratur eines fremden Volks, und einer

Sprache, die er nicht vollkommen inne hat, einen vollkommen richtigen Begriff machen kan, und wie behutsam er deshalb in seinen Urtheilen verfahren solte. Der Herr Abt sagt z. B. die deutsche Sprache wäre nicht geschikt, das Lächerliche auszudrüken. Noch sonderbarer ist es, wenn er sagt: „Daß die Inversionen in der deutschen „Sprache weniger gebraucht würden, seitdem sie „von Gelehrten bearbeitet würde, die die Philo„sophie und die französische Sprache studiret „hätten.“ Je mehr ich mich besinne, je weniger kann ich finden, daß in dem Gebrauch der Inversionen in unserer Sprache einige Veränderung vorgegangen wäre. Und die französische Sprache würde allenfalls wohl am unschuldigsten daran gewesen seyn.

Sie erinnern sich ohnfehlbar noch, daß ein deutscher Schriftsteller den Verfassern des alten Journal étranger vielleicht nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hatte, daß Sie bey dem Worte Etranger eben das dächten, was die Griechen bey dem Worte Barbar gedacht haben. Der Herr Abt erklärt sich hierüber sehr billig, er versichert,

sichert, daß er cette idée insultante keinesweges mit dem Worte Etranger verbinde, er betrachte alle Gelehrten als Mitglieder einer einzigen Republik, deren sämtliche Mitglieder unter sich gleich sind, und wo niemand sich einer Tiranney anmaßen darf. Eben so vernünftig erklärt er sich über die Art wie die V. die Werke der Ausländer beurtheilen wollen. Er sagt, sie würden sich wohl hüten, die ausländischen Werke, nach der Weise der französischen zu beurtheilen; noch mehr würden sie sich hüten über die Werke der Ausländer *solche übereilte Urtheile zu fällen*, die schon vorher das Journal étranger in Mißcredit gebracht hätten. u. s. w.

Am Ende nennet der Herr Abt noch einige seiner Mitarbeiter, sie sind der Herr v. Montucla, der Herr v. Querlon, Herr Süard, Herr Baer, (Gesandschaftsprediger des Schwedischen Gesandten;) Herr Staunton ein Engländer, der Herr v. Tscharner, (der Uebersetzer der Gedichte des Hrn. v. Haller;) und Herr Schmidt, beyde zu Bern. Gegen das Ende dieses Jahres sind noch hinzu gekommen, der Herr Abt Baile,

Herr Abt Roubaud, und Herr Huber, ein Schweitzer von Geburt.

Uebrigens kommt in diesem Monate ausser einigen kurzen Anzeigen noch nichts aus Deutschland vor. Den Herrn Prof. Halle verwechseln hier die V. mit den Herrn v. Haller, bey Gelegenheit der Anzeige von des Ersten Naturgeschichte der Thiere.

Im Februar und März wird von des P. Boscowich Philosophiæ naturalis Theoria ausführlich Nachricht gegeben. Sie kennen dieses Buch schon aus dem zweyten Theile unserer Briefe, also sage ich hier nichts weiter davon. Am Ende der Recension wird ein Verzeichniß der sämtlichen Schriften des Paters beygefüget.

Ein Schreiben eines Gelehrten aus Rostock, (welches aber ohne Zweifel erdichtet ist,) streitet wider Herrn le Cat zu Rouen, der die ausgerechnete Erscheinung des Cometen von 1759 mit dem System der Cartesianischen Wirbel, welches doch dadurch beynahe unwidersprechlich widerlegt wird, hatte vereinigen wollen.

Des

Des Herrn Fuesli Leben Rupezki und Kuzendas wird mit dem verdienten Lobe recensiret.

Der Madame Klopstockin hinterlassene Schriften, müssen ihrer ganzen Anlage, und dem darin herrschenden Geschmacke nach, allerdings einem Franzosen etwas ganz neues und sonderbares gewesen seyn. Inzwischen urtheilen die V. wirklich davon mit der Zurückhaltung, die sie sich in Ansehung der Werke der Ausländer vorgeschrieben haben. Sie sagen: „Ein Gemälde der „ehelichen Liebe ist nur für diejenigen rührend, „die im Stande sind, sie zu empfinden, doch hat „man bemerket, daß es jederzeit seine Wirkung „thut, wenn es von einer geschickten Hand her„kommt, und mit natürlichen Farben gemahlt „ist.„ Sie fahren fort, die Schriften der Madame K. aus diesem Augpunkte zu betrachten, übersetzen eine schöne Stelle daraus, und auch eine Stelle aus dem Trostschreiben eines Freundes des Herrn K. Bey Gelegenheit der Todtenbriefe der beiden Eheleute, woraus auch einiges zur Probe übersetzt wird; merken Sie, wie mich dünkt, sehr richtig an: „Sie werden zeigen,

„wie sehr, ohngeachtet man gewohnt wäre, leb„haft zu empfinden, dennoch, die Sprache der „Einbildungskraft und eines erdichteten Schmer„zes, von der Sprache des wirklichen Schmer„zes unterschieden sey.„

Eine kurze Nachricht von der neuerrichteten churfürstlichen Akademie zu München, imgleichen von der zu Anspach herausgekommenen Oden-Sammlung (wobey ein Lied des sel. Herrn von Chronegk übersetzt wird,) macht den Beschluß des **Märzmonats.**

Im April wird des Herrn von **Kleist** Frühling nach der 17 6 gedruckten Ausgabe, übersetzt geliefert. Die V. sagen bey dieser Gelegenheit: „Als der Poet **Eupolis** im Schifbruch umkam, „da er seinem Vaterlande Athen gegen die Lace„dämonier dienen wolte, gaben die Athenienser „ein Gesetz, wodurch den Poeten verboten ward, „künftig die Waffen zu führen. Wenn es unsern „itzigen Sitten, Gebräuchen und Regierungsfor„men gemäß wäre, die Poesie eben so wichtig zu „finden, und für diejenigen die sich darin hervor„thun, eben die Sorgfalt zu haben, so würde

„Deutsch-

„Deutschland nicht den Verfasser dieses Werks,
„einen der grösten Dichter und der tapfersten
„Krieger seiner Nation, bedauern dürfen.„

Die Uebersetzung dieses vortreflichen Gedichtes, scheinet, soweit es die französische Sprache erlaubt, sehr gut gerathen zu seyn; ich sage erlaubt, denn bey einer solchen Uebersetzung merkt man es recht deutlich, wie sehr in der einen Sprache Richtigkeit, aber auch Zwang; in der andern Sprache hingegen Freiheit, aber auch Unregelmäßigkeit herrschen. Ich will nur eine kleine Stelle anführen, welche zum Beispiel seyn mag, wie eine jede von diesen Eigenschaften, wechselsweise Vortheil und Schaden bringen könne.

In überirdischer Höle
Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blumen der Geißhirt
Bläßt auf der hellen Schalmey, hält ein, und höret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach, und endlich verloren
Bläßt, und hält wiederum ein. Tief unter ihm klettern die Ziegen,
An jähen Wänden von Stein, und reissen an bitterm Gesträuche.

Dieses

Dieses wird in der Uebersetzung folgendermassen gegeben:

„Assi au milieu des fleurs dans un berceau „formé de buissons touffus, le Berger enfle „son chalumeau sonore; il s'interrompt de „tems en tems pour entendre ses airs à tra„vers les hêtres, ou ses sons se perdent enfin „par gradation. Autour de Lui les chêvres „grimpent sur des Rochers escarpés & brou„tent la feuille amère sur le bord des pre„cipiçes.„

Wenn man diese Stellen, so kurz sie sind, genau mit einander vergleichet, so wird man empfinden, was ich oben angemerket habe. Der Uebersetzer selbst, ist hievon vollkommen überzeugt, und füget am Ende einige Anmerkungen hinzu, die ich ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit wegen, sehr gern ganz hieher setzen möchte, wenn es nur der Platz erlaubte. Er sagt: „Jede Ueber„setzung ist ein Schleyer, und wir möchten diesen „Schleyer gern so durchscheinend machen, wie „jene Gewänder auf der Insul Cos, von denen „Anakreon redete, nach denen sich die griechi„schen

„schen Bildhauer richteten, um das Nackende
„hinter dem Gewande, erscheinen und gleichsam
„fühlen zu lassen „ Er entschuldiget sich wegen
der vielen Beiwörter, die in der französischen
Sprache ungewöhnlich scheinen, in der That aber
in der Dichtkunst vielfältigen Nutzen haben; Er
preiset den Franzosen die in der deutschen Dicht-
kunst gewöhnliche Art, kleine Umstände zu be-
schreiben, an. Er entwickelt einige Schönheiten
des Frühlings, und schliesset endlich folgender-
massen: „Der Herr v. Kleist kennete die Alten,
„und betrachtete die Natur. Unsere Poeten mö-
„gen sich ja nicht betrügen; bloß auf diese Art,
„werden Sie uns Sachen vorlegen können, die
„zugleich neu und wahr sind. Die Natur, deren
„Erscheinungen, Eigenschaften, Wirkungen und
„Verhältnisse unendlich, und folglich unerschöpf-
„lich sind, wird ihnen allemahl, wenn sie darauf
„Acht haben, neue Ideen und neue Gemählde
„darbieten; aber bloß von den Alten werden sie
„lernen, diese neue Ideen gehörig auszubilden,
„das heißt, den feinen Punkt zu kennen und zu
„treffen, wo die Kunst und Natur sich unter-

„ein-

„einander vereinigen, mildern, dienen, und ver-
„schönern.„

Der folgende Artikel handelt von D. Störks Abhandlung vom Schierling, welches Werk das gebührende Lob erhält.

Des fünften Bandes erstes Stück, der Bibliothek der schönen Wissenschaften wird angezeigt, und des Herrn Winkelmanns Betrachtungen über die Werke der Kunst, daraus übersetzt. „Herr Winkelmann sagen die V. redet
„von den Alten wie ein Alter selbst, seine Gedan-
„ken sind eben so gründlich, so edel, so simpel.“

In diesem Monate wird auch noch eine Nachricht von der engländischen Uebersetzung der Neumannischen Chymie gegeben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 13. Jenner 1763.

Beschluß des zweyhundert und fünf und funfzigsten Briefes.

Im Maimonat lieset man einen Brief aus Wien, worin von dem Zustande der dortigen Litteratur Nachricht gegeben werden soll. Man siehet wohl, daß der V. die übrigen Theile von Deutschland gar nicht kennet, und überhaupt sehr seicht urtheilet. Ich will nur eine einzige Stelle anführen. „Man findet in Deutschland „wenig Meisterstüke, noch weniger wahre Ken„ner, selten einen Liebhaber. Der Deutsche ist „inzwischen doch Musikus und sogar Maler. „Man siehet in diesem grossen Theile von Europa „ganze Städte, deren Häuser mit Bildern be„schmieret sind (barbouillés); und in allen Dör„fern findet man Hirten die auf einigen Instru-

„menten spielen." Welch ein Urtheil über eine Nation, die in der Malerey und sonderlich in der Musik, die grösten Meister hervorgebracht hat! Zum Beweiß, daß diese Künste den Deutschen nicht ganz unbekannt wären, versichert der V. Häuseranstreicher und Dudelsakspieler in Deutschland gesehen zu haben! —

Den grösten Theil dieses Briefs macht eine weitläufige Nachricht von der französischen Komödie und Italiänischen Oper in Wien aus. Diese Schauspiele intereßiren aber meines Bedünkens nicht allein die deutsche Litteratur ganz und gar nicht, sondern sind auch nicht einmahl für die Franzosen besonders anmerkungswürdig, denn es ist ja Weltbekannt, daß an den meisten grossen und kleinen deutschen Höfen französische Komödien und italiänische Opern zu finden sind.

Des Herrn Weisse, Beytrag zum deutschen Theater wird recensiret; aus dem Trauerspiele Eduard III. wird ein weitläufiger Auszug geliefert, und dasselbe mit dem gebührenden Lobe belegt.

Des

Des Herrn Winkelmann Nachricht von dem berühmten Torso, nebst noch einigen andern Nachrichten, sind aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersetzt.

Man erwähnet auch noch einiger Dissertationen und mittelmäßigen Gedichte, die aber weder für einen Deutschen noch Franzosen interessant sind.

Weit interessanter müssen einen jeden deutschen Leser im Brachmonate, die Betrachtungen über den Mechanismus der italiänischen engländischen und deutschen Versification seyn. Der Verfasser dieser Abhandlung ist ein gebohrner Franzose, nemlich der Herr Chevalier von Castelus, Oberster des Regiments la Marche Province. Dieses ist ohnfehlbar das erstemahl, daß, wenigstens ein Ausländer die deutsche Dichtkunst, auch nur in einige Vergleichung mit der Dichtkunst unserer Nachbarn gesetzet hat. Man muß es also dem Verfasser Dank wissen, daß er sich hat erinnern wollen, daß auch die Deutschen eine Versification haben; und es ist an einem gebohrnen Franzosen allerdings zu bewundern, daß er Kentniß genug von der deutschen

Sprache und ihren innern Eigenschaften hat, um über ihre Versification, einige im Ganzen betrachtet, nicht ungegründete Urtheile zu fällen.

In dieser Abhandlung wird zuvörderst die italiänische und engländische Versification miteinander verglichen, und in beiden ungemein viel einstimmiges gefunden; und darauf kommt der V. auf die deutsche Sprache. Er fällt im Anfange ein etwas ungütiges Urtheil darüber. Er meint, die besten deutschen Köpfe würden nicht in Abrede seyn können, „daß ihre Sprache etwas barba„risches an sich habe, sowohl wegen der vielen „Consonanten, mit denen sie überhaupt ist, als „wegen der sonderbaren (bisarre) Construction „ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keines„weges mehr Freyheit oder mehr Hülfsmittel „giebt, sondern nur ohne Noth die metaphysi„sche Ordnung der Wörter störet." Ich zweifle sehr, daß unsere beste Köpfe hierinn der Meynung des Herrn Verfasser seyn werden; Sie werden ohnfehlbar gar nicht finden, daß die vielen Consonanten so gar fürchterlich sind, als es manchem Franzosen vorkommt, und im Gegentheil werden

sie

sie, wie mich dünkt, ganz ausdrücklich behaupten, daß die verschiedenen Constructionen deren verschiedene Redensarten unserer Sprache fähig sind, dem Schriftsteller allerdings mehr Freyheit, mehr Hülfsmittel gebe. Und wie könte es auch anders seyn, Haller, Klopstok, Kleist, Zachariä, Geßner, die der Verfasser unter unsern besten Köpfen insbesondere nennet, haben sich dieser Freyheit und der daraus entspringenden Hülfsmittel alzuoft bedienet, als daß sie nicht der deutschen Sprache dafür danken solten.

Der Verfasser giebt ein gar seltsames Beispiel davon, daß die deutsche Constructionen die metaphysischen Ordnung der Wörter verändern sollen. Er sagt, „Gestern Abend langte der Feldmar„schall Graf von Daun, alhier an“ klänge eben so als wenn man schreiben wolte. „Hier au soir „vint le Feldmarchal Comte de Daun içi „*par.*“ Wenn doch der Herr Verfasser bedacht hätte, daß eine jede Sprache ihre eigene Art hätte, und daß man wenn man alle Partikelgen in eben der Ordnung in eine andere Sprache übertragen wolte, es allemahl lächerlich werden müsse. Der

Herr Verfasser sagt auf eben dieser Seite: „Aussi „la plupart des anciens Auteurs allemands se „sont-ils bornés à chercher &c.“ Würde er wohl glauben daß diese Redensart deswegen unnatürlich sey, weil sie der Ordnung der Wörter nach im Deutschen lautet: „Auch der meiste „Theil der alten Schriftsteller deutschen sich haben „sie eingeschränkt zu suchen u. s. w.“ In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen, als durch solche wörtliche Uebersetzungen erörtert werden; und was diesen Fall betrift, wenn der Herr Verfasser bedacht hätte, daß hier an ein Adverbium motus ad locum sey * und daß es hier auf den Begriff, welchen das Kam schon zu erregen angefangen hatte, gleichsam das Siegel setze, welches sein französisches *par* ganz und gar nicht thun kan, so würde er zu vermuthen anfangen, daß die Ursach, warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache, so, und nicht anders gesetzt werden

* S. Wachteri Proleg. ad Glossar. Germ. Sect. V. verglichen mit Frisch. Th. 1. S. 26.

den sich dennoch wohl philosophisch könne erklären lassen.

Doch dieses auszuführen würde freilich mehr Raum erfordern als ich übrig habe. Ich halte mich also nicht weiter dabey auf, zumahl da der Herr Verfasser gestehet, daß diese vermeinte Fehler der deutschen Sprache, durch andere Schönheiten ersetzet werden. Er kommt nun auf unsere Versarten, und findet mit Recht daß die Jambischen nnd Trochäischen die vornehmsten sind; von diesen kommt er auf die Hexameter. Mich wundert daß er nichts von unsern daktylischen, anapästischen und chorijambischen Versarten redet, die doch gemein genug, und wirklich der deutschen Sprache beynahe noch angemessener sind als der Hexameter.

Von diesem unsern deutschen Hexameter, redet er freylich nicht mit dem Enthusiasmus, mit dem die Herren Schweizer davon reden; Er längnet kurzweg daß er der Hexameter der Alten sey. Und er hat Recht! — Wie kann auch wohl ein Ausländer der die Alten kennet, anders

denken wenn er unsere Hexameter z. E. folgendermassen bezeichnet siehet:

Kein Neid ver | suchet kein | Stolz. Dein | Leben | fließet ver | borgen

Und was muß er vollends denken, wenn er so viele deutsche Hexamenter ließt, welche, man mag die Aussprache oder die Ordnung der Wörter betrachten, gar keinen Schein von Wohlklang haben. — Muß er nicht denken es sey mit dem ganzen deutschen Hexameter eine Chimäre? — Könte man ihm aber nur begreiflich machen, daß wir lange und kurze Silben haben, die von so verschiedener Art sind, daß man um diesen Nüancen richtig zu bezeichnen ausser dem gewöhnlichen — und ⏑ wenigstens noch drey verschiedene Zeichen haben müste, so würde er finden, daß ob zwar der deutsche Hexameter nie der Hexameter der Alten werden wird, derselbe dennoch durch die Kraft eines Genies, dem Hexameter der Alten ungemein sich nähern könne. Doch der Herr Verfasser erkläret sich auch hierüber sehr billig, er gestehet, „daß es einem Ausländer nicht zukomme über einen Punkt, der

„eine

„eine so tiefe und feine Kenntniß der deutschen Spra-
„che erfodere, zu urtheilen, daß aber aus den
„poetischen Schönheiten, womit die Werke der
„deutschen Dichter angefüllet sind, zu vermuthen
„sey, daß sie wol was die Schreibart und den Wohl-
„klang betrift, nicht weniger vortreflich seyn müs-
„sen.“

Ich will nur noch mit einem Exempel bestäti-
gen, wie leicht ein Ausländer irren könne, wenn
er von dem Eigenthümlichen einer Sprache nicht
genug unterrichtet ist. Der Herr Verf. giebt zu
verstehen, *dasjenige was Herr Ramler in seinem
erläuterten Batteux* (Th. 1. S. 169.) von der
Cäsur sagt, nicht hinlänglich sey. — Ich kann
dis leicht erklären, Herr R. konte bey seinen deut-
schen Lesern gewisse Kenntnisse voraussetzen, die
vielleicht bey einem Ausländer sich eben nicht tref-
fen; daher sind wir Deutschen auch mit seinem
Vortrage zufrieden, unser V. hingegen verstehet
Herrn Ramler ganz unrecht, und will aus des-
selben Vortrag schliessen, daß wenn die Cäsur
auf ein einsylbigtes Wort fiele, dieses einsylbigte
Wort die Stelle eines spondaischen Fusses ver-

 träte.

träte. Er will diese Meynung durch folgenden Vers bestätigen.

Einig er | wäletet | Fürst | unüber | windlicher | Held

Ich kan nicht begreifen, daß der V. nicht gemerkt hat, daß dieser Vers kein Hexameter, sondern offenbar ein Pentameter ist.

Ich habe von dieser Abhandlung deswegen etwas weitläufiger geredet, weil sie beweiset, daß sich die Ausländer itzt wirklich Mühe geben, unsre Sprache und Dichtkunst, sich genauer bekannt zu machen als jemals geschehen ist.

In diesem Stücke wird noch Obidah und der Einsiedler, eine Erzählung, aus der Wochenschrift der Bienenstock übersetzt, ingleichen ist darin ein Brief aus Wien befindlich, der ein Fest, so der venetianische Bothschafter, auf der Donau gegeben hat, beschreibet.

Im Heumonat stehet die Uebersetzung des Ehrengedächtnißes des Herrn von Kleist, nebst desselben nachgestochenen Kupferbilde. Die Verfasser haben in der Einleitung zu ihrem Journale

nale S. 35. versprochen: „die Urkunden die sie „übersetzen würden, mit aller möglichen Treue „darzustellen.“ Ich wünschte daß dem Uebersetzer des Ehrengedächtnisses dieses Versprechen beigefallen wäre. Er ist würklich mit seiner Urkunde so frey umgegangen als möglich. Er hat sie durchaus abgekürzet, und dis wolte ich ihm am leichtesten vergeben, denn viele kleine Umstände, die in Deutschland interessant waren, würden für einen Franzosen uninteressant gewesen seyn. Aber daß der Uebersetzer, das Werk zuweilen mit *seitenlangen moralischen* und andern Betrachtungen, wieder verlängert, ist ihm meines Erachtens nicht zu vergeben, denn die eingeschaltete Stellen, passen sich mehrentheils sehr schlecht in den Zusammenhang und zu dem Ganzen überhaupt. Z. E. S. 86 nachdem erzählt worden, daß der Herr von Kleist in Dännemark den Soldatenstand ergriffen habe, setzt der französische Uebersetzer folgendes hinzu: „da er seine Pflichten „kennete, so urtheilte er, daß es für einen Offi„cier nicht genug sey, wenn er bereit wäre sein Blut „für sein Vaterland zu vergiessen, sondern daß

„er

„er auch sein und der Soldaten Leben an rechten
„Orte in Gefahr zu setzen und zu schonen wissen
„müsse.“ Ich weiß überhaupt gar nicht wie
diese Anmerkung hieher kommt, und sie schickt
sich insbesondere am allerwenigsten in das Leben
eines Kriegers, der leider! nur allzuwenig daran
dachte, sein Leben zu schonen. Bey Gelegenheit
des Frühlings, beweiset der Uebersetzer auf mehr
als zwey Seiten, daß ein Poet die Natur be-
schauen müsse, und, sie nicht beschreiben könne,
wenn er sie nur aus seinem Cabinete kenne. Bei
der Erzählung daß gutherzige rußische Husaren
dem verwundeten Kleist Gutthaten erzeigten,
merkt der Franzose S. 92 an: „Daß ein un-
„natürlicher Geitz freylich die Cosaken angetrieben
„habe, den Herrn von Kleist aufs neue zu berau-
„ben, daß ihm aber die Husaren Hülfsleistung
„erzeiget hätten, dazu könten sie keinen andern
„Bewegungsgrund gehabt haben. — Si ce n'est
„ce penchant secret, qui, malgré nous nous
„intereſſe au bonheur de nos semblables; pen-
„chant imprimé par la nature, qui ne se pert
„que trop souvent, & qui ne s'acquiert jamais.“

Ich

Ich weiß nicht ob man in Frankreich dergleichen Einschiebsel für schön hält. In Deutschland hält man es für unnütz, kalte Anmerkungen niederzuschreiben, die dem mittelmäßigsten Leser von selbst einfallen müssen.

Wenn man dergleichen eingeschobene Stellen ausnimmt, kann man mit der Uebersetzung ziemlich zufrieden seyn. Am Ende werden noch einige Strophen, eines auf den Herrn von Kleist verfertigen Trauergedichts mitgetheilet.

Des Herrn Winkelmann, Betrachtungen über die Grazie, werden aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersetzt.

Hagedorns Werke werden angepriesen und einige Fabeln daraus übersetzt.

Noch wird ein deutsches Gedicht: Gedanken beym Beschlusse des Jahres 1759 übersetzt. Ich habe das Original davon nicht gesehen, kan also von der Uebersetzung weiter nicht urtheilen, aus welcher aber doch so viel erhellet, daß dieses Gedicht nicht schlecht ist.

Im Augustmonat, kommen die Verfasser auf das erhabenste Werk, das Deutschland jemals

hervor-

hervorgebracht hat, nämlich auf das Heldengedicht der Messias. Sie liefern nach der Copenhagenschen Ausgabe, von den bisher herausgekommenen Gesängen einen weitläufigen Auszug, der im September und October dieses Jahres fortgesetzet, und im October und November des 1761ten Jahres geendiget wird. Die schönsten Stellen werden übersetzt, imgleichen die beiden Abhandlungen des Hrn. Klopstoks und die Ode an den König von Dännemark. Die Verfasser urtheilen von dem Hrn. Klopstock ungemein rühmlich, und lassen seinem poetischen Genie alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren. Von seinen Nachahmern sagen sie mit grossem Rechte. „Da Herr „Klopstock in den Tempel des Geschmacks hin„eingedrungen ist, hat er die Thüren mit eben so „viel Kraft sogleich hinter sich zugezogen, als „er angewendet hatte sie aufzustossen. Seine „Nachahmer zeigen in ihren Werken nichts als die „heftige aber vergebliche Gewalt, die sie sich an„gethan haben, um ihm gleich zu kommen.“

Der Tobak, ein Gedicht, wird aus den Prosaischen Gedichten des Herrn von Gerstenberg übersetzt.

übersetzt. Mich wundert daß die Verfasser gerade dieses Gedicht gewählet haben.

Die vier ersten Theile der Briefe die neuste Litteratur betreffend, werden recensirt, und daraus die Nachricht die wir im 32ten Briefe von den Tändeleien gegeben haben, übersetzt.

Gebauers portugisische Geschichte wird recensirt. Diese Recension hat mit dem 52ten Briefe über die n. L. viel ähnliches.

Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Cabinets und Geßners Idyllen werden kürzlich angezeigt.

Im September, wird des Herrn Schlegels Uebersetzung des Batteux, und sonderlich dessen eigene Abhandlungen mit dem verdienten Lobe belegt.

Im October ist ausser dem obengedachten Auszuge aus Hrn. Klopstoks Abhandlung von der heiligen Poesie nichts besonders enthalten.

Im November finde ich eine Abhandlung von dem sonst in Deutschland üblichen Faustrechte. Sie ist vermuthlich aus dem Deutschen übersetzt, mir ist aber der Verfasser unbekant.

Des

Des Herrn de Haen Schrift wider die Einpropfung der Pocken wird recensirt; die Verfasser wenden alle Mühe an, die Einpropfung wider den Herrn de Haen zu vertheidigen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 20. Jenner. 1763.

Beschluß des zweyhundert und fünf und funfzigsten Briefes.

Meiers Auslegungskunst, und noch ein Paar kurze Anzeigen, machen den Beschluß dieses Stüks.

Im December wird D. Langhans, Anweisung zum Gebrauch der Panacea Helvetica wider die Wassersucht, ganz übersetzt.

Ferner, finde ich eine Abhandlung von den Dythyramben, welche ursprünglich französisch geschrieben zu seyn scheint, als ein Beyspiel wird das Gedicht Cypern betitelt, aus dem Prosaischen Gedichten übersetzt, welches viel von einer Dythyrambe an sich hat.

Es werden auch aus Herrn Schmids poetischen Gemählden zwey Idyllen übersetzt, welche

mir wirklich in dieser Uebersetzung besser gefallen als im Original.

Noch folgen einige kurze Anzeigen von Büchern, unter andern, von des Herrn B. von Creutz Gedichte die Gräber.

In einem künftigen Briefe werde ich Ihnen Nachricht von den deutschen Büchern geben, welche im Journal étranger vom Jahre 1761 recensiret werden.

Re.

Zweyhundert und sechs und funfzigster Brief.

Die Verfasser des journal étranger, fahren im Jahre 1761 fort, ihre Landesleute mit den besten deutschen Werken bekannt zu machen. Sie zeigen zugleich, daß ihre Correspondenz nach Deutschland immer volkommener geworden, und ihnen nichts verborgen geblieben, was in Deutschland einigermassen merkwürdig ist. Solten deutsche Leser gleich nicht alle ihre Urtheile gänzlich unterschreiben, so weiß man schon, wie viel man auf den Unterschied der Erziehung, der Denkungsart, der Sitten und der Sprache rechnen mus; — und überhaupt sind ja auch in Deutschland selbst, über verschiedene Stücke unserer Litteratur, die Meynungen getheilt.

Im Januar, wird der erste Theil der Schriften, des Herrn von Chronegk angezeigt und desselben Leben übersezt geliefert.

Im Februar, wird die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Wisschaften und Künste, aus dem ersten Bande

 der

der Bibliothek der schönen Wissenschaften ganz übersezt geliefert. Aus dem Urtheil, welches die Verfasser über diese Abhandlung fällen, erhellet sehr deutlich, wie schwer es einem Ausländer fallen müsse, von fremden Schriften volkommen richtig zu urtheilen, wenn er nicht die dortige Art zu studiren, und dem allen Lesern bekannten Lehrbegriffe gemäß sich auszudrücken, volkommen inne hat. Bloß weil den Verfassern dieses gefehlet hat, ist ihnen in manchen deutschen Schriften manches nicht so verständlich gewesen, als es deutschen Lesern ist. Sie sagen z. E. von dieser Abhandlung: „Wir sind versichert, daß diejenigen „von unsern Lesern, welche Lesen können, und sich „nicht fürchten zu denken, in dieser kleinen Schrift, „tiefe, neue, wahre, zuweilen sogar erhabene „Aussichten bemerken werden. Es herschet in „dem Original freilich nicht der Grad von Deutlichkeit, auf den man sich billig in solchen „Schriften befleissigen solte, doch wir haben gesucht dis in der Uebersezung zu ersetzen. Ausserdem, wenn man nach der flüchtigen Art, mit der „der Verfasser seine Ideen hinwirft, und der

„wenigen

„wenigen Mühe die er sich giebt sie zu entwickeln,
„und ihre Beziehungen anzudeuten, urtheilen soll;
„so siehet er ohnfehlbar diese Anmerkungen, als
„den Entwurf eines grössern Werkes an.“ So
urtheilet ein französischer Gelehrter. In Deutschland aber hat man diese Abhandlung mit ganz andern Augen angesehen. Man hat eben nicht gewünscht, daß der Verfasser derselben ein ganzes Werck über die Grundsätze der schönen Wissenschaften schreiben mögte, den an Aestethiken haben wir keinen Mangel. Man war es sehr wohl zufrieden, daß der Verfasser uns den Eckel erspart, die so verschiedentlich aufgewärmte Grundsätze der Aesthetik, von neuem auftragen zu sehen, daß er sich nur bey denjenigen Gedanken aufgehalten, die wenigstens das Verdienst der Neuheit haben, und das unter uns bekante, als bekant vorausgeschikt hat. Daher scheinen den Deutschen die Gedanken in diesem Aufsatze von der einen Seite nicht so ausserordentlich, aber auch von der andern Seite nicht so dunkel und übel zusammenhängend als den französischen Kunstrichtern. Die Uebergänge, die der Verf. ausgelassen, die besondern Materien, die er nur gleichsam berühret um

 ihre

ihre Stelle zu bezeichnen, können von einem Deutschen, der sich seines Systems erinnert, gar leicht hinzugesetzt und ausgeführt werden, da ein Ausländer, der mit unsrer Schulphilosophie so bekant nicht ist, alles neu, aber auch verwirrt finden muß.

Ein ähnliches Urtheil fällen dieselbe Kunstrichter über die philosophischen Briefe über die Empfindungen, die sie in ihren Journale übersezt liefern. *

In Deutschland wird man weder das Lob, noch den Tadel, ohne Einschränkung unterschreiben, mit welchem sie diese Schrift belegen. Da sie wenig von unsern methaphysischen Schriften gelesen; so scheinet ihnen in diesen Briefen alles neu und ausserordentlich, und sie glauben der Verfasser habe ein neues System vortragen wollen, da man in Deutschland sehr genau anzeigen kan, wie vieles er seinen Vorgängern zu verdanken, und was er von dem Seinigen hinzugethan hat. Daher finden die französischen Kunstrichter freylich neue und erhabene Ideen, wo ein Deutscher vielleicht

* Im May, Junius, Augustus, November und December 1761.

leicht die Grundsätze seines Schulsystems wieder finden wird, und klagen auch hingegen über Kürze und Dunkelheit, wo uns alles weitläufig genug auseinander gesetzt scheinen muß. Ueberhaupt müssen auswärtige Leser, die mit unserer Philosophie nicht bekant sind in allen unsern Schriften Lücken finden, die sie nicht ausfüllen können. Der philosophische Geist hat sich bey uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit, beschuldiget werden, so lange sie noch mit unserer Litteratur nicht bekant genug sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekant wären; so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation uns gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Litteratur wiederfahren, da bey uns die

Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen, und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Methaphysik genommen haben. — Noch ein Umstand, der Ihnen die verschiedene Denkungsart der Deutschen und Franzosen zu erkennen geben wird! der siebente Brief über die Empfindungen ist in Deutschland unter allen übrigen mit dem größten Beyfall aufgenommen worden, weil dieses vielleicht der einzige Brief ist, in welchen der V. sich am meisten von seinen Vorgängern entfernt, und eine Idee wagt, die zwar subtil ist, aber grosse Aussichten verspricht. Dieser Brief ziehet den Verf. von den französischen Kunstrichter gerade den stärckften Vorwurf zu, und sie machen tausend Entschuldigungen bevor sie ihn übersetzen. Sie sagen (Aout S. 37.) „Quelque ingenieux, „que soit le systeme, que M. *Moses* a suivi „dans sa *Theorie des Sensations* nous n'aurions „jamais entrepris de traduire en entier son „ouvrage, si toutes les Lettres qui le compo-„sent ressembloient a la premiere des trois „que nous allons faire connoitre. Lorsque

„nous

„nous reclamerons toute l'attention du Le-
„ctеur — ce sera sur des objets profonds &
„non sur des idées creuses." — Es ist wahr,
die Herrn Verfasser sind viel zu höflich, als daß
sie diesen Tadel nicht ein Lob beyfügen solten,
das aber manchem Deutschen eben so unverdient
scheinen wird, als der Tadel: „D'ailleurs si l'on
„accuse M. *Moses* d'étre souvent obscur par
„combien de vues sublimes profondes & lu-
„mineuses ce vice n'est il pas racheté? Avec
„quel art ou plûtot avec quel bonheur, aux
„reflexions les plus abstraites il suit unir les
„sentimens les plus affectueux! u. s. w."

Uebrigens ist die Uebersetzung grösstentheils sehr
gut gerathen, einige wenige Stellen ausgenom-
men, wo philosophische Kunstwörter den Uberse-
tzer etwas irre gemacht zu haben scheinen.

Ich kehre nun von meiner Ausschweifung zu-
rük. Im Februar ist noch, ausser einigen kurzen
Anzeigen, des Herrn Prof. Hambergers Ge-
schichte des Glases, aus den Commentariis
Gotting. übersetzt.

Im März werden des Herrn Lichtwehrs Fabeln nach der Ausgabe vom Jahre 1758 recensiret, und mit dem verdientem Lobe belegt. Einige der besten Fabeln werden daraus übersetzt. Ich höre das seitdem die sämtlichen Fabeln des Herrn Lichtwehr ins französische übersetzt worden, und besonders herausgekommen sind.

Eine aus dem Deutschen übersetzte Ode an das Glük, wird auch in diesem Monate geliefert. Die Urkunde dieses Stüks ist mir nicht bekannt.

Aus den poetischen Empfindungen und Gemählde aus der heiligen Geschichte, werden wieder einige Stücke übersetzt. Die Verfasser halten von diesen Gedichten mehr als einige deutsche Kunstrichter. Herr Huber hat sie auch kürzlich sämtlich ins französische übersetzt. Ein Urtheil, daß bey dieser Gelegenheit über die deutsche und französische Poesie gefället wird, ist für die Deutschen beynahe alzu schmeichelhaft: inzwischen kan es doch zeigen, aus was für einen Augpunkte man itzt in Frankreich unsere Dichtkunst ansiehet. „Unterdessen sagen die Verfasser S. „126. daß bey uns die Dichtkunst von Philosophie,

„Wiz

„Witz und Affectation verdorben wird; so bleibt
„sie bey dem Deutschen beständig simpel, edel
„natürlich und wahr. Wir mahlen nur unsere
„Ideen und unsere Capricen, sie mahlen die
„Natur. Wir denken nur darauf, uns sehen
„und bemerken zu lassen, sie vergessen sich ganz,
„und zeigen nur die Sache die sie nachahmen.
„Wir laufen nach Sentenzen, und sie bringen alles
„in Empfindung. Wir amusiren aufs höchste
„einige Menschen, und auf wenige Augenblicke:
„sie aber werden auf immer das Vergnügen aller
„*empfindlichen Seelen ausmachen.*" Dis sagt
ein Franzose und — **Bouhours** wo bist du!

Noch finde ich in diesem Monate, eine **Abhandlung von dem Landfrieden im deutschen Reiche.** Dieses sehr wohl geschriebene Stük ist von dem Verfasser der in meinem vorigen Briefe angeführten Abhandlung vom Faustrechte. Ich kenne den Verfasser nicht, ich wünsche aber, daß er ein Deutscher ist; und daß er die Geschichte, in seiner Muttersprache bearbeiten wolte; denn er scheint ein Mann zu seyn, der geschickt ist,

zu Füllung dieser grössen Lücke in der deutschen Litteratur nicht unglükliche Versuche zu thun.

Im April wird des D. *Auenbrugger* in Wien bekannte Dissertationen de percussione Thoracis recensirt.

Aus Utzens lyrischen Gedichten, werden die beiden Oden, die **Wollust** und die **Grotte der Nacht** übersetzt.

Im Brachmonat erscheint der Brief des Hrn. Professer Sulzers übersetzt, worin er sein unter den Händen habendes Wörterbuch mit des Hrn. Professer Gottscheds Handbuche vergleichet. Die Urkunde steht im 5ten Theile der Briefe die n. L. betreffent S. 33. und folgd.

Herrn **Müllers** Nachricht von der vermeintlich besessenen Lohmannin, wird auch in diesem Stücke recensirt, und wie man sich leicht vorstellen kan, mit demjenigen Befremden, das jedermann darüber empfinden muß, daß man in unserm erleuchtetem Jahrhunderte, der Welt solche Fratzen hat vorlegen dürfen.

Der erste Theil von des Herrn Zachariä Milton wird auch angezeiget.

Im

Im Heumonat: des Herrn von Kleist sämtliche Werke werden nach der neuen Ausgabe in gr. 8. angezeigt; das Gedicht Cißides und Paches, wird daraus übersetzt.

Das Buch Instruction militaire du Roi de Prusse pour ses Generaux, wird sehr weitläufig und mit grossem Lobe recensirt.

Im Augustmonát wird des Herrn Wieland Clementina, ein Paar Trauerspiele von Herrn Bodmern u. s w. angezeigt. Man merkt in diesen und in einigén andern Urtheilen, daß ein Schweizer (Herr Huber) ein Mitarbeiter an dem Journal étranger geworden ist. In Deutschland urtheilet die algemeine Stimme der denkenden Leser nicht völlig so vortheilhaft von einigen neuern Schriften.

Einen neuen Beweiß dieses Satzes finde ich im September, wo des Herrn Klopstoks Tod Adams recensirt wird. Wenn das darüber gefällte Urtheil wahr ist, so ist Herr Klopstock, für einige Kritiken die in Deutschland über sein Trauerspiel ergangen sind, genugsam schadloß gehalten. Der Recensent redet von diesem Stüke

mit

mit dem grössesten Enthusiasmus. Das alte und neue Theater hat seiner Meynung nach kein Sujet geliefert, was diesem Trauerspiele an Einfalt, Grösse und Interesse gleichet. Gleichwohl gestehet er, daß dieses Stük auf keinem Theater kan aufgeführet werden. — Dis widerspricht sich ja meines Erachtens — warum ist denn des Sophokles Oedipus auf Colone, der in der That mit diesem Stüke viel ähnliches hat, auf dem alten Theater aufgeführet worden, und ist den neuern so oft ein wichtiges Hülfsmittel zu tragischen Erfindungen gewesen.

In eben diesem Monate stehet ein Versuch über die deutsche Dichtkunst. Der Verfasser zeigt, daß er von der neuesten deutschen Litteratur sehr wohl unterrichtet ist. Er beschreibt sehr genau wie weit die Deutschen in jedem Theile der schönen Wissenschaften gekommen sind. Er führet alle unsere besten Köpfe nahmentlich nach alphabetischer Ordnung an, und urtheilet von den Verdiensten eines jeden mehrentheils mit sehr vieler Einsicht. Da unsere Dichter und Kunstrichter unter uns bekannt genug sind, so wird es nicht

nöthig

nöthig seyn etwas von des Verfassers Nachrichten zu wiederholen. Doch will ich nur eine kleine Probe von seiner Art zu urtheilen geben. Er sagt, man solte eine Waage der deutschen Poeten verfertigen, so wie de Piles den Entwurf zu einer Waage der Maler gemacht hat. Z. E. sagt er, Kleist würde erreicht haben:

In der Kunst zu Malen den .	18	Grad.
In der Harmonie des Hexameters	17	
Im jambischen Verse . .	7	
Im lyrischen Verse . .	15	
In der heroischen Einfalt .	17	
In der tragischen Kunst . .	8	
Im Epigramma . .	17	

Doch ist dis eigentlich nur ein flüchtiger Einfall, denn der Verfasser bemerket selbst, daß eine solche Waage das Verdienst der Dichter nicht genau bestimmen könne, und daß es sogar üble Folgen haben könne, wenn man es alzugenau bestimmen wolte.

Die Gedanken von dem Ursprunge, Wachsthume und Verfalle der Verzierungen in den schönen Künsten, werden recensirt. Am Ende dieser

dieser Recension sagen die Verfasser: „wenn die „Vollkommenheit der Kunst darin bestehet die „Natur wohl zu sehen, so dürfen wir den deut„schen Künstler wünschen, daß sie sie mit den „Augen der deutschen Poeten ansehen mögen."

Im October ist ein übersetzter Auszug aus eines gewissen Kempius Dissertation de Osculis befindlich. Imgleichen ist des Herrn von Gerstenberg Hochzeit der Venus und des Bachus übersetzt.

Die vier Briefe Herrn Gellerts und Rabeners, welche wider ihren Willen vor einigen Jahren gedrukt worden, sind hier gleichfalls übersetzt. Die Verfasser, welche freilich die Ursachen nicht so lebhaft haben einsehen können, warum die Bekantmachung dieser Briefe ihren Verfassern empfindlich gewesen, behaupten dieselben solten sich damit beruhigen, daß ihnen diese Briefe viel Ehre machen. Den Beschluß dieses Stückes macht die Uebersezung einer von Herrn Geßners Idyllen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 27. Jenner 1763.

Beschluß des zweyhundert und sechs und funfzigsten Briefes.

Im November ist befindlich: Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien von Joseph Edeln von Sonnenfels. Es ist sonderbar, daß wir in Deutschland von dieser Gesellschaft noch nichts gewust haben, und erst über Paris die Nachricht davon vernehmen. Inzwischen scheinet es, daß Oesterreich, wo die deutsche Litteratur so zu sagen noch in ihrer Kindheit ist, sich viel Gutes von dieser Gesellschaft zu versprechen hat. Die gegenwärtige Rede ist ein trefliches Stück, und wenn alle Mitglieder der Geselschaft so viel Geschmack haben als der Herr v. Sonnenfels, so wird sie bald alle unsere übrige deutsche Gesellschaften beschämen.

Die Kriegslieder des Preußischen Grenadiers, werden mit grossem Lobe belegt. Man siehet daraus, daß sich die Verfasser weder durch die politischen Umstände, noch durch den einmahl eingeführten Geschmack ihrer Nation, abhalten lassen, das wahre Schöne allenthalben aufzusuchen. Die meisten von diesen Liedern, werden ganz übersetzt, und zwar mehrentheils sehr glüklich, so schwer es auch ist, die einfältige und zugleich körnigte Verse des Grenadiers in Prose über zu tragen. Ich will eine kleine Probe an dem Herausforderungsliede vor der Schlacht bey Rosbach geben.

Heraus aus deiner Wolfesgruft
Fruchtbares Heldenheer u. s. w.

„Sors de ta taniere, armée redoutable, sors „viens au combat en rase campagne, avec „courage & avec tes armes de Bataille."

„Nous, petit troupeau: nous sommes deja „debout, nous chantons deja le chant de ba„taille. Nous t'eveillons par notre bruit „guerrier & par le cliquetis de nos armes."

„Pourquoi

„Pourquoi sommeilles-tu? Ce repos con-
„vient-il à des heros? Si ta cause est juste
„pourquoi n'oses tu te montrer?

Herrn Leßings Fabeln werden nunmehr vorgenommen; mit dessen neuer Theorie von den Fabeln, sind die Verfasser nicht zu frieden, sie sagen, doch ohne weitere Gründe anzuführen, sie sey plus ingenieuse que vraie. Den Fabeln selbst entziehen sie aber keinesweges das gebührende Lob, und übersetzen auch eine gute Anzahl davon

Im December wird aus Herrn Leßings Miß Sara Sampson ein ausführlicher Auszug geliefert, und die schönsten Auftritte ganz übersetzt. Es werden auch verschiedene Einwürfe wider einzelne Scenen gemacht, die wohl einer näheren Beleuchtung werth wären. Da man aber so zu sagen immer das Buch bei der Hand haben müste, so würde mich dieses hier alzuweit führen. Im ganzen laßen die Verfasser diesem Stüke alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Ich weiß von guter Hand, daß dieses Trauerspiel vielleicht noch diesen Winter auf dem französischen Theater zu Paris wird aufgeführet werden;

Eine Ehre, die vielleicht noch keinem Stüke, das nicht ursprünglich französisch ist, wiederfahren seyn mag. Herr Diderot wird auch nächstens die Uebersetzung dieses Trauerspiels und des engländischen Spielers, mit vielen Anmerkungen herausgeben.

Noch wird in diesem Monat die Uebersetzung eines kleinen Gedichts mitgetheilet, welches die Fortsetzung der bekanten Geschichte von Inkle und Yariko enthält. Dis Stük soll von Herrn Geßner seyn, inzwischen erinnere ich mich nicht, es in seinen Werken gelesen zuhaben.

Re.

Zweyhundert und sieben und funfzigster Brief.

Ich las neulich Dalemberts Lebensbeschreibung des unsterblichen Montesquieu, und fand darin eine Anmerkung über die vervielfältigten kleinen Gesellschaften der schönen Wissenschaften, die mir ungemein richtig schien, und die auch in Deutschland vortreflich könte angewendet werden. Der junge Montesquieu ward in die Akademie zu Bourdeaux aufgenommen. Diese Gesellschaft war bisher eine sogenannte witzige Akademie gewesen; Montesquieu aber wuste die Mitglieder dahin zu bereden, daß sie sich nicht mehr mit den schönen Wissenschaften, sondern vielmehr mit physischen Untersuchungen beschäftigten. „Er war über-„zeugt, sagt Dalembert, daß die Natur, die so „würdig ist, beobachtet zu werden, auch allent-„halben Augen findet, die würdig sind, sie zu „beschauen; hingegen da man in den Werken „des Geschmacks durchaus nicht mittelmäßig seyn „darf, und die Hauptstadt doch allemahl der „Mittelpunkt aller Kenntnisse und Hülfsmittel,

 „die

„die zum Geschmacke dienen, bleiben wird, so
„würde es allzuschwer seyn, weit von derselben,
„eine hinlängliche Anzahl vorzüglicher Schrift-
„steller zu finden. Er betrachtete die witzige Ge-
„sellschaften, die in unsern Provinzen immer ins
„unendliche vermehret werden, als eine Art, oder
„vielmehr als einen Schatten von gelehrtem
„Luxus, der dem wahren Reichthum schadet,
„ohne einmahl den Anschein der Wohlhabenheit
„darzubieten. — Man fand hernach, daß eine
„richtige Erfahrung, einer matten Rede, oder
„einem schlechten Gedichte weit vorzuziehen sey,
„und es ward zu Bourdeaux eine Akademie der
„Wissenschaften errichtet.„

Welch eine nöthige Lection ist dis nicht, für unsere viele kleine deutsche Gesellschaften, und dergleichen, die sich jede in ihrem Städtgen nichts gewisser einbilden, als daß sie auf den Geschmack der Deutschen den wichtigsten Einfluß haben. Die Anzahl derselben vermehret sich täglich; kaum hat ein Magister auf seiner Universität sich einiges Ansehen verschaffet, als er einige seiner Zuhörer in eine Gesellschaft zusammen bringt, allenfalls

wenn

wenn schon eine deutsche Gesellschaft im Orte ist, einen neuen pomphaften Namen erdenkt; und hernach unter Beistand zehen unbärtiger Mitglieder, das eilfte mit mehrerer Ernsthaftigkeit, und mit eben so viel Feyerlichkeit aufnimmt, als wenn ein Herzog und Pair, der eben Director der französischen Akademie ist, den größten Schriftsteller der Nation aufnimmt. Nachdem diese Complimente geendiget sind, läßt er sich auch wieder als einen andern Richelieu, als einen Stifter einer Gesellschaft, die einer ganzen Nation nicht gleichgültig ist, becomplimentiren, und zieht diesen Weihrauch mit vorsitzermäßigem Anstande in sich:

Comme un Curé faisant la ronde
Encense à Vêpres tout le monde,
Puis se tient droit, aïant cessé,
Pour être à son tour encensé.

Daß die Mitglieder kleiner deutscher Gesellschaften, in ihren Thorheiten noch weiter gehen, als die Mitglieder kleiner Französischen, geschiehet von Rechts wegen, denn die Mitglieder jener, kennen gemeiniglich die Welt weniger, und sind pedantischer als die Mitglieder dieser. Es wäre

also schon ein patriotischer Dienst, wenn man solche deutsche Gesellschaften anweisen könte, anstatt langweiliger Reden, und noch schlechterer Verse, physikalische Versuche zu machen, welche doch wenigstens einigen Nutzen haben würden.

Eine in Duisburg errichtete gelehrte Gesellschaft, muß diese Wahrheit eingesehen haben, indem sie sich anstatt deutscher Reden und Gedichte lieber mit den Wissenschaften, beschäftigen will. Zwar hat sie sich nicht sowohl auf physikalische Versuche, als vielmehr auf dasjenige eingelassen, was man vor dreissig Jahren im eigentlichsten Verstande Gelehrsamkeit nannte. Inzwischen ist die Gesellschaft nicht zu verachten; sie hat zwar ihre Mitglieder nicht genauer zu erkennen gegeben, aber, was sie von denselben rühmet, klingt schon merkwürdig genug. Es sind, heisst es in der Vorrede zu dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft: * „Es sind unter den Gottesgelehrten keine neumodische Propheten, unter den „Rechtsgelehrten keine Legulisten und römische „Schnurrenkrämer, unter den Arzneygelehrten „weder

* Duisburg bey Hofmann, 1761. in groß Qu.

„weder Markt- noch Stubenschreier, unter den „Weltweisen keine Wolfische oder Neutonische „Nachbeter, Kunstrichter von gewöhnlichen „Schrot und Korn, die im Sylbenstechen die „Wissenschaften suchen, sind unter ihnen unbe„kannt, und in der Geschichtskunde, in den „Kameral- und Policeywissenschaften, kön„nen sie sich rühmen, rechte Muster in ihrem „Mittel zu haben.„

Sie können sich leicht vorstellen, daß die Muster der Geschichtkunde zuerst meine Neugierigkeit auf sich gezogen haben, da ich es immer so sehr beklaget habe, daß dieses wichtige Stück der schönen Wissenschaften bißher in Deutschland beinahe ganz unbearbeitet geblieben ist. Ich schlug in dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft nach, und fand — Eine Abhandlung von K. Otto III. wahrem Geburtsjahre — Nachlese ungedruckter Urkunden — Diplomatische Historie eines Bißthums, das nicht mehr existirt — und schämte mich für mir selber, daß ich mich nicht sogleich besonnen habe, daß unter der Geschichtkunde und unter der

Geschichte selbst ein so grosser Unterscheid ist.

Nachdem mir nun diese Hofnung fehlgeschlagen war, und das übrige meist in juristischen Abhandlungen bestand, die mich, ohne daß ich dadurch ihrem innern Werthe etwas absprechen will, nicht sehr interessirten, so konte für mich wohl nichts natürlicher seyn, als nach Kunstrichtern von mehr als gewöhnlichem Schroot und Korne zu suchen, und da fand ich denn in diesem Fache zwey Abhandlungen, die wirklich so ungewöhnlich so original sind, daß ich Ihnen einige Nachricht davon geben muß.

Die erste Herrn M. Georg Litzels Erklärung eines Jüdischen Grabsteins zu Speyer. Im Jahre 1741 wurde zu Speier bey Pflasterung eines Hofes ein Jüdischer Grabstein gefunden, den der Eigenthümer des Hauses hernach in seine Gartenmauer einmauern ließ. Nunmehr nach zwanzig Jahren hat es Herr L. noch der Mühe werth gehalten, einen weitläufigen Commentarius über diesen Grabstein zu machen, und Sie werden kaum glauben, mit wie vieler Ernst-

hastigkeit und Eifer er sich angelegen seyn läßt, dieses herrliche Denkmahl des ehemaligen Juden-kirchhofes zu Speier, dermassen aufzuklären, daß auch für den Einfältigsten nichts dunkels mehr daran bleiben kan. Er führet, nachdem er allerley Jüdische Gelehrsamkeit vorangeschickt hat, diese wichtige Aufschrift, nach dem Hebräischen Grundtext an, und übersetzt sie noch dazu einmahl ins Deutsche und zweimahl ins Lateinische. Hier ist die deutsche Uebersetzung:

Dieser Hause sey Zeuge, und dieses Mahl sey auch Zeuge,
Welches aufgerichtet worden zum Häupte, Frauen
Richelin, einer Tochter Rabbi Isaacs des Leviten,
Die allhier ist begraben worden den 8 des Monats
Thammus im Jahr von Erschaffung der Welt 5135.
Ihre Seele ruhe im Paradies, Amen, Amen Amen, ewiglich.

Und dis ist denn der Text, worüber Herr L. weit gelehrtere und sinnreichere Anmerkungen

macht,

macht, als man wohl erwarten sollte. Er gehet jedes Wort insbesondere durch, und erkläret weitläufigst alles, was nur zu erklären ist. Ich muß Ihnen nur ein Paar solche Anmerkungen zur Probe hersetzen, daraus Sie sich ohngefehr einen Begrif von der ganzen gelehrten Abhandlung werden machen können:

„Richelin, das ist der Name der verstorbenen „Frau auf unserm Grabsteine. Man muß aber „nicht glauben, als ob ihr Mann Richel, und „sie von ihm Richelin geheissen. Nein, bei den „Juden ist es nicht wie bei uns Christen u. s. w. — „Was besonders den Namen Richlin anbetrift, „so ist derselbe nach der Polnischen Juden Aus„sprache. Die Deutschen sagen Riechlin oder „Rächlin, d. i. Rachel oder Rahel, oder aus „Liebkosung im Nominativo Rachelchen oder Ra„helgen, wenn schon das liebe Kind endlich eine „Frau wird, wie ein grosser Karrengaul.„

„Po. alhier. Es wird hoffentlich niemand „glauben, daß, obgleich der Stein in besagte „Gartenmauer eingesetzt ist, die Richlin daselbst „begraben liege.„

Ich

Ich habe grosse Lust gehabt, diese Abhandlung meinem Rabbi zu zeigen, der mir einige Anmerkungen über die Rabesche Uebersetzung des Talmuds mitgetheilt hat; er würde sich ohnfehlbar sehr über den Umfang unserer Gelehrsamkeit gewundert haben, da ich aber weiß, daß er auch deutsche Schriften lieset, so möchte ihm vielleicht aus Hinkmars von Repko Noten ohne Text, der zweite Gräv eingefallen seyn, „welcher unter „dem Schutte einer Stadt in Deutschland so viel „Weisheit hervorziehet, als kaum in eilf Folian„ten Raum hat, und welchen die glückliche Er„gänzung einer verloschenen Grabschrift, „der Himmel weis von welcher Schneiders„frau in seinem Vaterlande unsterblich macht.„

Die zweite Abhandlung ist betitelt: E. D. C. Fuchs Beweiß, daß der erste Psalm die 22te Ode in Horazens ersten Buche an Schönheit weit übertreffe. Solten Sie sich wohl einfallen lassen, daß jemand Oden nach dem Subject, dem Prädikat, dem Beweise und der Folge beurtheilen würde. Gleichwohl ist dieses die Weise, die der gelehrte Herr B. erwählet. Ich

muß

muß Ihnen doch der Seltenheit wegen, den ganzen Inhalt seines Beweises, so wie er ihn S. 72. selbst angiebet, mittheilen:

„Der erste Psalm übertrift Horazens Lied in „Ansehung des

„I. Subjects, welches David

„a) sinnlicher vorstellet §. 1 - 5.

„b) tugendhafter bildet. §. 6.„

„II. Prädikats, welches der geistliche Dichter

„a) nachdrücklicher beschreibt §. 7 - 13.

„b) genauer bestimmt. §. 14. 15.„

„III. Beweises, womit der König

„a) die innerliche Glückseligkeit der From„men darthut. Diesen Beweiß fasset er „1) viel schärfer ab §. 16 - 18. kleidet ihn „2) in ein Gleichniß ein §. 18. 19. er„läutert ihn 3) durch das Gegentheil. „§. 20. 21.„

„b) Die äusserliche Glückseligkeit der From„men erhärtet. Auch diesen Beweiß „richtet David 1) viel strenger ein. „§. 22 - 31. träget ihn 2) in einem „Gleichnisse vor. §. 23. 24. kläret ihn

„3) durch

„3) durch den Gegensatz aus. §. 25-
„30.„

„IV. Der moralischen Folge, welche David
„aus seinem Beweise ziehet. Diese ist in
„Absicht der Tugend viel reiner. §. 32.„

Da haben sie den Inhalt. Wollen sie eine Probe der Abhandlung selbst haben, so will ich Ihnen aus diesen 32. §. §. nur den §. 5. hersetzen, und sie werden nicht mehr verlangen. Der Herr Verfasser, nachdem er angemerkt hat, daß im Anfang beider Oden ein Tugendhafter beschreiben wird, fährt fort.

§. 5.

„Ehe wir einmal den Inhalt beider Beschreibun-„gen eines Tugendhaften betrachten; so müssen „wir schon behaupten, daß David die Regeln „der schönen Wissenschaften mehr beobachte „als Horaz. Es sind die Volkommenheiten eines „Menschen, der nicht im Rathe der Gottlosen „wandelt, noch auf den Weg der Sünder tritt, „noch sitzet da die Spötter sitzen rc. (§. 4.) so „beschaffen, daß sie viel mehr in die Sinne fal-„len,

„len, als die abstrakte und philosophische Be„schreibung eines volkommenen und lasterfreien „Mannes (§. 3.) Horaz hat also wider fol„gende Regel des Herrn Professor Meiers „gehandelt, welche David, hingegen sehr „wohl beobachtet hat, nämlich:

„Man muß alle abstrakte, und algemeine Be„griffe und Wahrheiten es mögen nun höhere „oder niedrigere Gattungen oder Arten seyn, „nicht in abstrakto, sondern in Concreto „denken. Man sehe dieses berühmten Lehrers „ersten Theil der Anfangsgründe aller schönen „Wissenschaften im 128. §. auf der 275ten „Seite.“

Nicht wahr sie haben genug! Der arme Horaz — daß er doch den 128. §. in Meiers Aesthetik nicht gelesen hat!

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 4. Februar. 1763.

Beschluß des zwey hundert und sieben und funfzigsten Briefes.

Und dis waren Kunstrichter, von mehr als gewöhnlichem Schroot und Korn? — O gebt uns lieber Silbenstecher her! — Wirklich, die wichtigste und gemeinnützigste Abhandlung in diesem ganzen Bande ist vielleicht diejenige, die ein Spötter der Silbenstecherei beschuldigen könte. Es ist des Herrn J. G. W. Dunkels Nähere Erklärung über sein Werk von Uebereinkunft der griechischen Sprache mit der Celtischen oder *Glossarium harmonicum græco-celticum.* Herr Dunkel muß in diesem Theile der Litteratur eine ungemeine Stärke gehabt haben; Es wäre daher sehr zu wünschen, daß dieses aus 10 Alphabeten bestehende Werk nach dem unglücklichen Ende dieses Mannes,

von einem andern dazu geschickten Gelehrten ans Licht gegeben würde. Die verschiedenen Proben die hier gegeben werden, zeigen eine wunderbare Uebereinstimmung der griechischen mit der celtischen, und mit der von dieser herstammenden deutschen Sprache. Diese Uebereinstimmung ist der größten Aufmerksamkeit würdig. Inzwischen ist Herr Dunkel so bescheiden, daß er aus dieser Uebereinstimmung nichts schliessen will, z. E. etwa, daß die griechische Sprache von der celtischen herkomme u. d. gl. Er will nur bloß zeigen, daß diese Uebereinstimmung wirklich da sey; und dis kan einen Kenner mehr zum Nachdenken bewegen, als eine leichtsinnig gewagte und schlecht bewiesene Hypothese.

Re.

Zwey

Zwey hundert und acht und funfzigster Brief.

Auf die es recht gut meinende Schläge eines Liebhabers * sind Verweise und zärtliche Rückschläge gefolgt, die das verliebte Spiel sehr lebhaft fortsetzen. Der Verf. des Herrn und Diener hat seinem Kunstrichter in einem Sendschreiben geantwortet, das in eben der spitzigen, launhaften und figurreichen Schreibart abgefaßt ist, die jenen unterscheidet. Er billiget verschiedene von seinen Kritiken, sucht sich wider einige zu vertheidigen, und sagt zuletzt seinem Kunstrichter offenherzige Gegenwarheiten, welche mit denen ziemlich übereinkommen, die wir ihm bey der Anzeige seiner Kreuzzüge zu verstehen gegeben haben. Er läßt seinen vorzüglichen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren, und tadelt den affectirten Gebrauch, den er öfters von denselben macht. — Da beide, Kunstrichter und Gegenkunstrichter sehr gute Köpfe sind, so kan Ihnen nichts gleichgültig seyn, das von Ihnen kömmt.

* S. 120ster Brief. S. 37.

Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freymüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besondere Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz, vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Uebrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst:

Treuherziges Schreiben
eines
Layen-Bruders
im Reich,
an den
Magum in Norden
oder doch in Europa.

1762.

Mein Herr und Liebhaber.

Die Briefe über die neueste Litteratur * haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit seinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, dessen habhaft zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wissen, noch mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich

* 11ter Theil. pag. 35.

die bloße Aufschrift ihrer Socratischen Denkwürdigkeiten sahe, hielte ich Sie vor einen Phantasten, nachdem ich sie gelesen, vor einen Mysticker und seitdem ich mit ihren Magis aus dem Morgenland bekannt geworden, vor einen Adeptum. Beynahe hätte ich Sie über den vermischten Anmerkungen von der Wortfügung der Französischen Sprache vor alles dieses zusammen gehalten.

Sie sehen, mein Herr, die Vertraulichkeit ist vor die erste Bekanntschaft schon ziemlich groß, nehmen Sie es vor den Affect eines Geliebten, oder vor die Schwatzhaftigkeit eines Cammer-Dieners, ich werde bey keinem sonderlich gewinnen oder verlieren, es ist mir so, mich Ihnen zu öfnen, und genug — wann wir uns unter einander verstehen.

Meine Rapsodie, sagen Sie, ist zum Theil aus Französischer Seide gesponnen. Ich bin mir zwar nur Deutschen Hanfs dabey bewußt; höchstens möchte das Blumwerk von Seide seyn. Sie wissen, mein Herr, in den Fabricken richtet man sich nach dem Geschmack der Käufer. So lange unsere Hoheiten und Durchlauchtigkeiten die Fran-

zosen vor ihre Lehrer, und nun, doch um die Gebühr, vor ihre gute Freunde und Beschützer halten, schiene mir der Klugheit nicht ungemäß zu seyn, ihrer verwöhnten Zunge zu mitleidigen Ehren ein Gerichte sehr anziehenden Geschmacks mit einem Französischen Ausschnitt zu garniren. Unser Kirchen Vater Lutherus sagte schon: Ein Diener, der seinen Herrn lieb hat, kleidet sich in die Tracht, die er am liebsten sieht. Ein Vorurtheil, das der Warheit beförderlich ist, deswegen unbenutzt zu lassen, weil es nur Vorurtheil ist, wäre Stolz. — — Ich habe übrigens weder den Abt Dügtiet noch andere Pandecten Französischer Lehrer über die Pflichten der Grossen gelesen, vielweniger geplündert, nicht aus Stolz, sondern weil mich der Unterricht eines Prinzen in vier Octav-Bänden eben so abschreckt, als der gleich corpulente Christliche Philosoph neben Einem Capitel des Briefs Pauli an die Römer; es verdrießt mich an jedem Buch, worinn die Verfasser mehr sagen, als sie denken, mehr beweisen, als sie selbst glauben; die Athenienser * kommen mir dagegen noch entschuldbar vor.

* Actor. 17; 19. 20.

Wann aber der vor die gebrauchte Materialien erstattete Tribut in den Uebersetzungen besteht, so bin ich daran, glauben Sie es, gewiß so unschuldig, als an den Lieferungen von Haber und Heu, so wir in Kraft des Westphälischen Friedens, vor das Französische Macher-Lohn unserer Freyheit geben. Doch, mein Herr, die Rache ist süß; wie wird Ihnen zu muth seyn, wann Ihre liebenswürdige Socratische Laune von dem Hn. Roques in ächt Französisch-Deutsch übersetzt und nach Gutfinden Ihro Ehrwürdigen Ἀλλοτριοεπισκόποις verkürzt oder verlängert, kurz, verstümpert wird, alsdann — — alsdann mag Ihnen ihr Freund Trescho zurufen:

— — Zum Fluch schön übersetzt!

Sie meinen: Der Herr und der Cammer-Diener hätten sich wohl zum Titel eben so gut, wo nicht besser geschickt. Ich kenne die Verrichtungen dieser Leute nur in so weit, daß sie ihre Herrn aus- und ankleiden, ihnen von guten und bösen Dingen zuweilen das sagen, was sich sonst keiner zu sagen herausnehmen darf, auch wohl mit

ihnen,

ihnen, wann es die Herrn zu bunt machen, trotzen und doch wieder aufgesucht werden. Ich bins also zufrieden, mein Herr, und dankbar davor, daß Sie mir die Standes-Erhöhung zum politischen Cammer-Diener ertheilet haben, ich werde sie bey Gelegenheit geltend zu machen suchen.

Ich bin weder ein Cabinets- noch Canzley-Mann, sondern —— doch bald hätte ichs schon wieder vergessen, wozu sie mich gemacht haben. Jene Schulen habe ich so weit durchgangen, als zu Fassung der Elementen nöthig wäre. Daß andere aus einem A B C Buch (und mehr soll der Herr und Diener nicht seyn) ein Lexicon, wo nicht gar ein Lehr-Gebäude gemacht haben, davor kan ich nichts.

Ich sage es nochmahls: Ich habe so wenig eine Staats-Kunst schreiben wollen, als Sie, mein Herr, in den vermischten Anmerkungen über die Französische Sprache eine Grammatic. Vielleicht hätte ich bey der gemässeren Aufschrift: Meine Dienst-Erfahrungen, die Französische Sinirlanden ersparen und hier etwas mehr, dort etwas

weniger schreiben können, doch wo wird ein blöder Teutscher sich's herausnehmen, solchen Virtuosen nachzublasen? Das αὐτος εφα gehört nur denen am Verstand verschnittenen Lieblingen, weyland nach der Mode, solte es auch nur der Wurm Beaumelle seyn, auf den ein göttlicher Voltaire, vulgo D. Akakia, mit eben so lächerlichem Zorn von seinen Höhen herabflucht, als der Feld-Herr Απραξιν auf die Heere des, noch, unüberwundenen Friedrichs.

Als einer meiner Freunde in S * * * war und sich nach dem innern Bau eines Protz-Karrens erkundigte, bekame er die erschrockene Antwort: Wie? will mich der Herr unglücklich machen? Sie heissen mich einen Pädagogen grosser Herrn: wie? wollen Sie mich unglücklich machen? Sagen Sie Ihre Lehren und was zur Staats-Kunst gehört, dem Herrn von Bielfeld, dem Königlichen Pädagogen, dieser möchte noch eher in dem an mir gerügten dreyfachen Fehler und einem noch grössern stecken, den sie nicht einmal nennen. Ich habe keine Güter, um mich zu flüchten, wann mich der Hof nicht mehr sehen mag; lassen Sie mich bey meiner Fibel.

Meine

Meine Bücher und Welt-Kenntniß, sagen Sie ferner, ist unzuverläßig. Es kan seyn und, weil Sie es sagen, glaube ich es selbst; Dann — — was glaubt man nicht einem Liebhaber? Allein der Fisch ist doch blau, — — — nur Ein Wort: Einen Schriftsteller muß man nach seinen Absichten beurtheilen, und da sollte Ihnen, vors erste, der Beweiß schwer genug fallen: Daß ich eine gelehrte Rapsodie schreiben wollen; wer gäbe den meisten unserer gnädigsten Herrn die Geduld, Schriften dieser Art zu lesen? mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel und der, oft unwillkührlichen,* Empfindung: Das bin ich, kan und muß sich auch ein Fenelon über den Telemaque zufrieden stellen.

Meine Welt-Kenntniß ist in der That noch unzuverläßiger, ich kenne nur die Gassen und Bürger

*) Der feine Schwermer, dessen Sie p 30. der Socrat. Denkw. erwehnen, sprache einst mit einem Socianer in einem Paulinischen Herzens-Brand von der Gottheit Christi und es folgten Tränen nach; der überwundene entschuldigte sie damit: Es seyen motus animi involuntarii.

ger meiner Stadt, was gehts mich an und was hülfe mirs, wann andere reiner und gesünder seynd? Die Umschaffung, wenigstens Palingenesie ganzer Staaten gehört vor einen Πάνσοφος, vor einen Scythen, wie der, so der Bild-Säule zulief und doch zerdenkt sich oft der Schöpfer-Geist über Mittel, um — — — um etwa den Verstand einzupropfen, o nein! nur um die Bärte abzuschaffen. Und Sie — — Sie fordern die Allwissenheit, wo nicht die Allmacht des regierenden Herrn, mit der Knute, statt Schlüssen, in der Hand an einem Cammer-Diener. Gönnen sie mir die Freyheit, die sich Pope * genommen hat.

Nun komme ich an dem schwersten Punct, und, wanns gute Worte nicht thun, so bleibe ich stecken. Es ist die gallichte und sauer gewordene Denkungs- und Schreib-Art. Ein altes Sprüchwort sagt: Leben und leben lassen. Ein Land-Arzt, ders nicht besser wußte, hat den Schmidt seines Dorfs, der

* Oeuvres T. VII, p. 255. J'aurai soin, que jamais mes portraits ne choqueront que ceux, que je voudrai bien choquer.

der zugleich ältester Gerichtsmann war, mit Sauer-Kraut und Milch vom hitzigen Fieber curirt, es ist mir auch etwas dergleichen in meiner Praxi begegnet, und, gedankt seye es der leicht und stark verdauenden Herren-Natur, keiner derselben ist an diesem Eßig- und Gallen-Trank gestorben, bey etlichen hat er sogar wohl durchgeschlagen. Sie wissen ja, wie es den Leuten geht, die hinter Recepte kommen, ein gutes Herz und viel Vertrauen zu sich selbst haben, diese geben sich am liebsten mit doctoriren ab und wagen sich an Krankheiten, vor deren bloßen Nahmen ein Boerhaave zittern würde. Ihnen, mein Herr, seye es gegeben, durch lange und sorgfältige chymische Processe dergleichen köstlichen Essenzen zuzubereiten, wovon Sie uns bisher einige Tropfen geschenkt haben.

— — Felices, quibus ista licent
Miramur & illos.

Nun mein Herr, wische ich meinen Mund, noch klebricht von den Küssen der Wäscher, und biete meinen Wangen dar den Schlägen des Liebhabers. Sie haben recht, meine Dinte schlug damahls gewaltig durch und fiele ins Gelbe. Der Fehler ist nun nicht mehr zu verbessern und meine

Demüthigung um so grösser, da die Schrift das Unglück gehabt, mit allen ihren Fehlern zu gefallen und in wiederhohlten Auflagen und Uebersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kan mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift * seinen Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Literatur ** einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boettger, der Goldmacher, sein Porcellain: Ermunterung und Beyfall, wo nicht gar Belobung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzsichtigen Freunden noch wohl zu haben, aft hinc illæ lacrymæ.

So

* Peu s'en faut que vous n'ayez fait rire autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. *Lettre à Mr. Gay.*

** XI. Theil p. 5.

So hätte ich dann doch, werden sie mir einwenden, eine als fehlerhaft selbstbekennende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was zärtliches, wollten sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön deucht oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Gebrechen bekenne, indem ich über die Firne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen

Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 11. Februar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und acht und funfzigsten Briefes.

Wie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist. Es sey so! — — aber mein Opfer soll so vollkommen seyn, als es freywillig ist. Ich bekenne Ihnen aufrichtig und ganz: Ich will von dem Nordischen Socrates lieber verurtheilt, als von dem Areopagen des guten Geschmacks losgesprochen seyn. Ihre Critic aber, so streng sie ist, so unzulänglich ist sie, weil Sie mich, meine Situation und die Umstände nicht kennen, unter welchen die getadelte Schrift entstanden ist. In diesem Sinn darf ich mir auch

das zueignen, was Pope * zum Schutz seiner Gedichte anführt. Einem Schriftsteller, der, sparsam gerechnet, drey fünftheile des Jahrs unter Römer-Monathen, Statu exigentiæ, Restanten-Verzeichnissen, Proviant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und Gegen-Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Contingenter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclusis zum Besten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Generals und Kriegs-Commissarien und andern Amœnitatibus oder Miserien der patriotischen Wissenschaften sich durchreden, denken, schreiben, berichten und grämen müssen, würden Sie nicht, voll mitleidigen Gefühls, einem solchen Schriftsteller den Vorwurf abwechselnder Frost und Hitze des Styls geschenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht anders zugelassen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie selbst

* J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui est de mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui me connoissent. *Oeuvres Vol, VII.*

selbst rügen, seynd in den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der erfahrne Commentator derselben, hat sie zum Theil entdekt, zum Theil und so viel sich aus gleich wichtigen Ursachen thun lassen, verbessert. Nun will ich Ihnen aber sagen, was ich noch thun will, da ich ein mehreres nicht thun kan. Ich werde meine Patienten alten und erfahrnen Aerzten zuweisen, sie vor Storchern, Universalisten, Balsam-Krämern, sympathetischen Wind-Beuteln, Land-Aerzten, Kräuter-Weibern und Bruchschneidern warnen und diesen allen Credit zu benehmen suchen, mit eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, biß ich die Ursprünge, Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und sichere Heilungs Methoden so mancher und seltsamer in den politischen Hospitälern vorkommenden Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erlernet habe.

Nun sollte ich schliessen. Liebe erfordert aber Gegenliebe. Nur noch ein und ein halbes Wort. Ihre Laune ist so original, so unterrichtend, so Bedeutungsvoll, daß, wann ich eben so sehr Minister wäre, als ich nur (cum gratia & permis-

su Vestræ Humanitatis) Cammer-Diener bin, ich meinem Herrn unablässig anliegen würde, Sie mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile in Alma hac nostra **ana zu bestellen; was ich mir aber dabey ausbitten würde, wäre dieses: Ihre allzuprismatische Schreib- wo nicht Denkungs-Art in eine mit unserm Dombackenen Zeit-Alter übereinstimmendere Richtung zu bringen. Es ist wahr, Socrates diente dem Staat als Bildhauer, als Soldat, als Patriot, als Lehrer, als Rath; thun sie eben das und noch mehr, vergessen Sie aber nie die Würde Ihres Berufs. Wer wird Ihnen Ihre glückseelige Laune verargen oder beneiden? Was soll aber der krause Titel? was der Hahn im Holzschnitt? der nicht der Socratische Haus- und Opfer-Hahn ist, sondern ein Gickel von Neu-Babylon, der Haupt-Stadt der Gallier. Ist Ihnen das Schicksal eines Klopstocks nicht fürchterlich genug, dessen Meßiade eine Pandoren-Büchse von Hexametern wurde? Wollen Sie das Haupt einer neuen Secte der Launer seyn? Anhänger, Bewunderer, Copisten werden Sie finden, mehr als ihnen lieb seyn wird. Empfin-

den

den Sie in sich Trieb und Aufschluß zur Verbesserung der Staaten, wohlan! zeichnen Sie Desseins und werben nach Jesaiä Ausdruck Männer, so sie zum Nutzen der kranken Welt heut oder morgen ausführen; die Papillotten aber hoher Häupter überlassen Sie, uns Cammer-Dienern, wir werden vors Auswickeln bezahlt; entdecken Sie wanns Ihnen so ist, und verfolgen Sie die moralischen Schelmen und Seelen-Verkäufer, die Einpropfung des guten Geschmacks überlassen sie aber den Quacksalbern und die Schatten-Spiele des Witzes den Kindern; die *Frivoliten* und *Consorten leben vom Schatten*; lassen Sie sich nie bewegen, Werke zu schreiben, die Welt seufzt unter Büchern, wie unter Soldaten, unsere Zeit ist, wie die, da Moses nach Egypten kame und dem Volk ans Herz redete, es aber vor Angst und Drangsal ihn nicht einmal vernehmen konnte. Ihr patriotischer Bolingbroke sagts schon*: Zu Haupt Verbesserungen gehören Mittel, die Züchtigung und Lehre zugleich enthalten; ich meyne, es fehlt uns Teutschen nicht daran.

* C'est par des calamités Nationales, qu'une corruption natianale doit se guerir, *Lettre a Pope*

Die grammaticalische Klaubereyen seynd ihrer unwürdig, die gelehrte Gassen-Kehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen nachlaufen. Es ist Ein Wort, siegelmäßig vor jeden Autor und auch vor unsere Freundschaft, hier am Bach des Mayns, dort am Balthischen Meer: 1 Cor. III, 11-15. Dixi!

Zwey

Zwey hundert und neun und funfzigster Brief.

Als ich Ihnen ein Paar Worte von des Herrn Lindners Schulhandlungen schrieb, glaubte ich in der That nicht, daß ich noch einmal darauf zurückkommen solte. Das Examen in der Schule ist dismal vorbey, dachte ich, Herr Lindner wird für das nächste Jahr andre Schulhandlungen machen, und Feindschaften unter den Eltern erregen, wenn er dem Herrn Carl eine Rolle giebt, die man für Conraden begehrt hatte; — meinethalben; ich habe meine Gedanken vom Schuldrama gesagt, und nun Abschied auf ewig. Aber, aber so hat es Herr Lindner nicht verstanden. Meine Gedanken haben einen Brief-Wechsel erregt, den ich Ihnen schicke, damit sie künftig auch bey den geringsten Kleinigkeiten gegen unsere seichte Aussprüche auf ihrer Huth seyn mögen. Erst sehen Sie zween Briefe zu Thorn gedruckt, an denen Herr Lindner nichts will geschrieben haben. Aber König Salomo würde bald errathen, welches der Ton der wahren Mutter ist. Darauf kommen fünf Hirten-Briefe das Schuldrama betreffend; die nach der Gewohnheit des leicht zu erra-

thenden Verfassers unter andern Mottos auch dieses haben: Es ist ein Knabe hie, der hat fünf Gerstenbrodt; und ich wolte wol wetten, daß diese fünf Gerstenbrodte kaum fünf Leute sättigen werden; denn nicht alle, die sich weiße Stäbe schneiden, können Wunder thun.

Der erste von den erwehnten Briefen klagt über die Ungezogenheit, womit wir urtheilen, über Fechterstreiche; kurz, man will das Kind nicht in zwey gleiche Theile zerschneiden lassen. Darüber will ich ihnen nichts mehr sagen. Ist es nicht seltsam, daß man uns die Freyheit rauben will, die Sachen bey ihrem Namen zu nennen ohne vorausgeschicktes salva venia. Und ich glaube noch dazu, daß meine Briefe über Herrn Lindners Schrift mit aller möglichen Achtung, ohne den Ton unsers Briefwechsels zu verlieren, geschrieben sind. Aber ich wolte fast errathen, warum ich durchaus soll beleidigt haben: Herr Lindner hatte den Diderot gelesen, der von urbaren Genien ganz neue Arten der Schauspiele erwartet. Hr. L. giebt uns wie er sagt, eine neue Art von Schauspielen, die er das Schuldrama nennet, und läßt uns beschei-

den den Schluß herausziehen. — Der Kritiker hat, deucht mir, gesagt, daß diese Schauspiele entweder nichts neues, oder nichts bedeutend wären, und das ist nun freilich ungezogen.

Man hat sich nur bey der Idee des Schuldrama aufgehalten, und gestanden, daß man in den Schul-Lust-Spielen nur hier und dar etwas gelesen — sie vielleicht aus Vorurtheil rauh gefunden u. s. w. Man hat nicht einmal ein einziges Beyspiel geben mögen. Lesen sie diesmal eine einzige Stelle und urtheilen sie selbst. Hephästion* sagt auf der 12ten S. von Alexandern, wie ich vermuthe, denn ich nehme diese Stelle gerathewol heraus.

Dank sey euch Göttern, die ihr ihm dis eingehauchet.
Daß er der Siege sich so grosmuthsvoll gebrauchet.
Ich sah (im Auge stand die Freudenthräne mir),
Ich sah ihn noch erhizt vom Staub im Schlacht-Revier,
Sein Schwerd, das von dem Blut der Feinde trunken drohte.
Und Sieg ihm im Gesicht, der stolzern Augen bote. — —

Da kam die Königinn, die bog ihr markloß Knie,
Die Alte weinete, und er umarmte sie.
Versprach ihr Sohn zu seyn, und sprach als
Ueberwinder
Und sah die Statyram, war feuerroth und ge-
linder;
Doch ihren Schönheiten, sonst Siegern zum
Tribut
Zug kein zweydeutger Blik von leicht befühlter
Glut
Ein doppelt Zittern ab; er naht sich ihren
Zeltern
Als Bruder, und sie ist so heilig, wie bey
Aeltern.

Ich will ihrem Urtheile nicht zuvorkommen, aber gewis ists, daß die Ohren der Schüler in der Domschule zu Riga durch Weichlichkeit nicht verwöhnt werden.

Doch von den Versen ist die Rede nicht. Im ersten Briefe gestehet man diß selbst und fährt fort; „die Hauptfrage in der Kritik betrift das Schul- „drama selbst Ist es eine Chimäre, ist es etwas „Poßierliches? Oder sollte es nicht Rollen geben, „da Schüler sich und den handelnden Personen et-

was

„ was sagen könten, daran beyde Antheil zu neh„ men hätten.“ — Ey ja doch. — Ein Sohn darf nur seinem Vater Geld abfordern, Antheils genug von beyden Seiten. — Weiter, — Kleider, Decoration, und was man eigentlich Acteurs nennt, gehören aufs öffentliche Theater, — meinetwegen, ich will nicht darauf bestehen: die Eltern sind nicht immer in der Laune ihren Kindern Theaterkleider machen zu lassen. Ich will auch nicht anführen, daß diese Stüke mit zum nöthigen Betrug auf dem Theater gehören; aber das Schuldrama selbst? Sie glauben nicht, wie sich Hrn. Lindners Freunde drehen, um den Kunstrichter nicht Recht haben zu lassen.

Dieser hatte das Schuldrama nach Hrn. L. eigner Erklärung beurtheilt. In der Vorrede steht ausdrücklich „ das Schuldrama ist eine vorgestelte „ Handlung den Schulen gemäs, es ist also mehr „ als blosse Dialogen, mehr als eine Rede„ übung, Declamation, oder ein sogenanter „ Schulactus.“ Und darauf fängt Hr. L. an vom Plan, von den Knoten, mit einem Worte von dem ganzen Geräthe des Drama seine Kentnis herzusetzen, und die Regeln auf das Schuldrama einzuschränken.

Nicht wahr, darnach mußte ihn doch der Kunstrichter beurtheilen? Er frug also: Soll das Schuldrama so viel heissen? Eine Handlung von jungen Leuten vorgestellt? So wurden Esther und Athalia zu St. Cyr gespielt, und dis ist gar nichts neues.

Soll es ein Drama seyn, wo ein Kind die Rolle eines Kindes haben kan? dann ist Philotas und Athalia vorhanden, und andere die mir nicht beyfallen. Ich wolte eben so gut sagen, daß man Löwen-Dramata machen könte, weil im Piramus und Thisbe ein Löwe aufs Theater kömmt.

Soll es ein blosses Gespräche zwischen Kindern seyn? denn ist es kein Drama nach Hr. Lindners Erklärung.

Soll es eine intereßirende Handlung seyn, die ganz zwischen Kindern vorgeht, und wobey ihre Karäktere und ihr Betragen den Knoten schürzen: dann gestehe ich, daß ich noch keine Idee von einem solchem Drama mir machen kan; wol verstanden, daß ich Jünglinge von 16, 17, 18 Jahren, die

Leiden-

Leidenschaften, als Triebfedern grosser Tugenden und grosser Verbrechen fühlen, nicht unter die Kinder rechne.

Was antwortet man nun? Hören sie: „Ein „Schuldrama kan entweder nur anständige Rol„len für Schüler in sich begreiffen, und diese De„clamationsübung ist nichts neues.„ (Das dächte ich auch und habe es gesagt,) „oder es sind „ganze Stücke, darin die Rollen selbst auf die „Schüler sich passen und sie zu Schultugenden „oder andere in ihrem künftigen Leben, z. E. auf „Akademien, auch durch sinnliche Vorstellungen „anhielten.“

Fast möchte ich sagen, meine Herren, vergessen Sie ihres Freundes eigene Erklärung nicht, er will eine ganze Handlung haben: wo will er diese unter Kindern finden? Nimmt er aber den Karakter der Jünglinge dazu: denn ist es mit seiner Erlaubnis kein neues Drama. Um uns aus der ganzen Verwirrung zu helfen, nehmen Sie Horazens Beschreibung von den verschiedenen Altern.

Reddere

„der andern Hälfte habe ich einige Buben un„ter der Hand abgerichtet, die den Ausbund aller
„Schulstreiche wiederholen müssen, woran ich
„ein Jahr lang gesammelt, und die mir die Ta„ge meines Standes am meisten vergällt oder
„versüßt haben.

„Dieser Embryo meines Schuldrama sieht
„nach Molken aus, die zum Käse gerinnen;
„aber — es wird gesäet in Unehre und wird auf„erstehen in Kraft. — Und du Narr! das du
„säest, ist ja nicht de[illegible] Leib, der werden soll,
„sondern ein bloß Korn. — Der aber Saamen
„reichet dem Säemann, der wird ja auch das
„Brodt reichen zur Speise, und wird vermehren
„euren Saamen und wachsen laßen das Gewäch„se eurer Gerechtigkeit. —

„Unterdessen lehrt ein Jahr das andere, und
„im zweyten unterscheiden sich schon meine Schul„handlungen durch Larven zum Besten aller Zu„schauer, die mit den Augen hören, und durch
„einen Chor, den ich aus den Deputirten jeder
„Klasse aufführen würde.

„Me

„ Ille bonis faueatque & consilietur amicis,
„ Et regat irratos & amet peccare timentes;
„ Ille dapes laudet mensæ breuis, ille salubrem
„ Iustitiam legesque & apertis otia portis;
„ Ille tegat commissa Deosque precetur & oret
„ Vt redeat miseris, abeat fortuna superbis.

„ Dies officium virile und diese Sitten des
„ Chors sind verstummt, seitdem der Wohlstand
„ characterisirt;

„ —— *Lex est accepta, chorusque*
„ *Turpiter obticuit* ———

„ Blattern und Galanterien würde ich meinen
„ Schulhandlungen einpfropfen, wenn der Pfarr-
„ herr unsers Kirchspiels ein zierlicher Abt wäre,
„ und des Schulzen Tochter, nebst ihrer Mutter die
„ ganzen Gemeine die Liebe des Nächsten im Wan-
„ del predigten, oder falls die Wechselbälge mei-
„ ner Dorfschule schöne Geister, und die wohlge-
„ zogenste Jünglinge nichts als Masken zu Bällen
„ und Tänzen wären, die ein Phrygischer Fuchs
„ meynt.

„ Im dritten Jahre meiner Schulhalterschaft
„ würde ich erfüllen, was vom Thespis geschrieben
„ steht, und ein Schauspiel zu Markt bringen,
„ das meine Kinder singen und spielen sollten —
„ peruncti fæcibus ora. Mir würde vor den
„ Hefen der dramatischen Dichtkunst eben so we-
„ nig eckeln, als den Virgil vor den Gedärmen
„ des Ennius. — Wenn Diderot das Burleske und
„ Wunderbare als Schlacken verwirft: so verlie-
„ ren göttliche und menschliche Dinge ihren we-
„ sentlichsten Character. Brüste und Lenden der
„ Dichtkunst verdorren. Das μονον der homeri-
„ schen Götter ist das Wunderbare seiner Muse,
„ das Saltz ihres Unsterblichkeit. Die Thorheit
„ der ξενων δαιμονιων, die Paulus den Atheniensern
„ zu verkündigen schien, war das Geheimniß seiner
„ frölichen Friedensbothschaft. Das σοφωτερον
„ des ganzen Newtons ist ein kindisches Possenspiel
„ gegen den Päan eines Morgensterns; und das
„ Burleske verhält sich zum Wunderbaren, das
„ Gemeine zum heiligen, wie oben und unten,
„ hinten und vorn, die Hole zur gewölbten Hand.
„ Im vierten Jahr würde ich es vielleicht dem
„ Jahrhundert Ludewig des XIV. zuvor thun, und

durch

„ durch den Stein der Weisen Geschichte in Fabeln
„ und Fabeln in Geschichte verwandeln.

„ Mehr als einen Bock wird das fünfte
„ Jahr meiner Schulbühne machen, und ihrem
„ Schutzgeist würden die weisesten Gesetze des dra-
„ matischen Codex aufgeopfert werden —

„ Hierauf reist vielleicht ein Verleger, der alle
„ Messen im Lande besucht, in Gestalt eines preußi-
„ schen Werbers durch meinen Flecken. — Mit
„ Adlersklauen entführt er meinen fünfjährigen
„ Beytrag zu Schulhandlungen, um wie der Kna-
„ be Ganymedes mit der Zeit Mundschenk zu
„ seyn — — Schaut! im Zeichen des Wasser-
„ manns geht ein doppelter Phömelhant auf;)

„ — — *albo sic humero nitens,*
„ *Vt pura nocturno renidet*
„ *Luna mari, Cnidiusque Gyges;*
„ *Quem si puellarum insereres choro,*
„ *Mire sagaces falleret hospites*
„ *Discrimen obscurum, solutis*
Crinibus ambiguoque vultu.

Horat. Lib. II. Od. 5.

„ Als

„ Alle Kunstrichter vom hochwürdigen Z. an
„ bis zum Dieb in der Nacht, der noch kommen
„ soll, werden meine Astrologen, Gevatter, Gön-
„ ner seyn; und ich

Ihr

gehorsamer Diener,
Johann George ****nn.

Königsberg.
Am Katharinentage.

Merken Sie über diese Stelle mit mir nur so-
viel an, daß die beyden ersten Jahre Verstellun-
gen enthalten, die nach Hrn. L. Erklärung keine
Dramata oder ganze Handlungen sind, daß im
dritten, vierten und fünften Jahre grössere Schü-
ler auch nach und nach festere Karaktere geben;
und da der Schulmonarch leicht einen zierlichen Abt
zum Pfarrherrn und eine mitleidige Christin zur Frau
Schulzin haben könnte: so ist zu vermuthen, daß
er seinen Schulhandlungen nicht der Schüler we-
gen, sondern der Zuschauer wegen, Galanterien
einpfropfen; folglich Scenen aufführen würde,
die man bey blossen Kindern nicht erwarten kan:
Kurz, Hr. L. hat nach Diderots Anweisung ei-
ne

ne neue Art von Drama erfunden, und auch wie Diderot die Idee des Drama, so wie sie durchgehends angenommen wird beybehalten wollen: und nach dieser Idee ist seine Art entweder nicht neu oder unmöglich. Deswegen leugne ich keinesweges, daß die Idee des Drama sehr verändert werden könne, und daß nach solchen Veränderungen neue Stücke erscheinen können, die man jetzt nicht kennt und für die man vielleicht neue Namen erfinden wird. Sie sehen also, daß wir uns in unsern Briefen zuweilen nicht so stark wiedersprechen, als man uns Schuld giebt.

B.

Zwey

Zwey hundert und sechzigster Brief.

Es verlohnet sich fast kaum der Mühe, sich mit einigen Kleinigkeiten, die in dem Briefwechsel als Einfälle vorkommen, noch länger aufzuhalten. Ich hatte den Philotas, als ein Beyspiel eines Stücks angeführt, indem es eine Rolle gebe, die für ein Kind zugeschnitten ist. Der Unbekannte folgert daraus, daß ich den Philotas, als ein Stück zu seinen Schulhandlungen vorschlage. Nicht doch, kein Mensch hat daran gedacht. Es kam blos darauf an, ein Exempel zu geben, und alles Haßes gegen den armen Philotas ohnerachtet, kan man nicht leugnen, daß das Exempel zu meinem Satze sich passe. Ich mus Ihnen die lustige Kritik über den Philotas ganz mittheilen.

„Als ein Stück, das ich den Forderungen „nach für die Schulbühne schickte, empfiehlt er „den Philotas.“— empfiehlt? wer hat denn empfohlen? Als ob man um den Philotas verlegen wäre.

„Philotas?

„ Philotas? — Nun ia doch! Im Cadettenhause „ würde er an einer angemeßenen Stelle predigen, „ aber in bürgerlichen Schulen? daran zweifle ich „ noch.“ — Spaßhafte Widerlegung! Das Cadettenhaus ist doch deucht mir eine Schule junger Leute. Dort wäre Philotas angemeßen. Also wäre er ja ein Schuldrama. Denn Philotas verräth zu sehr ein kindischen Held? Wenn er kein Kind wäre, hätte ich wol seine Rolle angeführt? Ich habe irgendwo von dem neunjährigen Sohne eines Officiers gelesen, daß er nach einer in der Seeschlacht empfangenen Wunde zu den umstehenden gesagt; was würde ma bonne sagen, wenn sie mein Blut rinnen sähe! Das war doch auch wol ein kindischer Held, und es ist eine Geschichte. Im Vorbeygehen merken sie noch an, wie gerne die Herrn, die über unsern Ton schreyen, eben denselben Ton annehmen — wollen. Ein Bestreben, womit uns unsere Wiedersacher oft mehr belustigen, als Sie vielleicht denken. — Der Kunstrichter wiederruft bald darauf. Es würde „ sagt „ er, auch nicht blos für Schüler sich schicken, „ es müßen erwachsene Personen unter den Acteurs „ seyn. Hier versteh ich nichts.“ Dis ist wahrhaftig

haftig nicht des Kunstrichters Schuld. Er hat bloß sagen wollen, daß in dem Philotas nicht alle Rollen für Kinder zugeschnitten seyn, sondern die übrigen Rollen für die andere Perioden des Lebens gehören.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 25. Februar. 1763.

Beschluß des zwey hundert und sechzigsten Briefes.

„Kan des Aeußerlichen wegen ein Schüler nicht „auch einen Vater vorstellen?“ Ja doch, D. Fausten, wenn er sein Rector so will. Aber gehört deswegen die Vaterrolle in das kindischen Alter, aus dem allein die Rollen hergenommen werden müßten.

„Von Polytimet, seinen Antiveden, wird „nicht gedacht. — Hm!“ Und noch einmal Hm! War es nöthig seiner zu gedenken, da er hierzu kein neues Exempel abgab? Und überhaupt nennt man den Blifil nicht gerne, der nur in der Bibel liest, damit Tom Jones, der ihm die seinige verkauft hatte, Schläge kriege.

Der Briefschreiber wollte gerne, daß ich mich in die Vertheidigung meines Urtheils über einige Karaktere in einem seiner Stücke, und über seine Abhandlung von der Sprache überhaupt, einlaße. Er spricht von beyden. Aber ich — ich laufe nicht in den Fallstrich. Ich müßte Hrn. Lindners Schrift noch einmal fast ganz durchlesen.

— Ich gestehe aber, daß ich mich geirrt habe. Mit der Erklärung, die Hrn. Lindner von einem Provinzialwort gegeben, sind seine Freunde nicht zufrieden: kein Wunder! Aber mit der meinigen — wie leicht zu erachten — auch nicht.

„ Wenn von gleich bedeutenden Worten die er„ sten und herschenden Scribenten einige ganz un„ gebraucht lassen, die zu ihrer Zeit noch üblich „ gewesen, so sind die ungebrauchten Provinzial„ Wörter. " So sagte ich. Nun fährt man fort.

„ Also Schwall brauchen gute niederdeutsche „ Dichter, aber es ist deswegen doch ein Provin-

„ zialwort,

„ zialwort, daß man nicht durchgängig versteht."
Zween Fehler in einem Othen. Schwall wird, so viel ich weis, von allen hochdeutschen Schriftstellern gebraucht. Z. E. ein Schwall von Worten. 2) Ein Wort das nicht allenthalben verständlich ist, ist deswegen kein Provinzialwort.

Und welches sind herschende Scribenten? — „ O! „ ein, dunkles für das andere." Nicht so sehr, herschende Scribenten sind diejenigen, deren Bücher durch das Vorurtheil für die Provinz, darinn sie geschrieben worden, im voraus empfohlen, fast durchgängig gelesen worden. So hatte aber Sachsen das Vorurtheil zu den Zeiten der Reformation vor sich, daß darin die meisten Schulen und Gelehrten angetroffen wurden.

„ Nicht der Gebrauchende sondern der Gebrauch „ selbst, bezeichnet das Wort." Unstreitig! aber der Gebrauch entsteht durch die Gebrauchende. Und diese sind von zweyerley Gattung, entweder herschende Scribenten, oder redende und Meistersänger in den Provinzen.

Das Schlimmste ist, daß man uns keine andere Erklärung anstatt der meinigen giebt. Leben Sie wohl! wie viel Zeit haben wir beyde verlohren!

B.

Zwey

Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

„Ich habe einen grossen Vorsaz gefasset, sagt „der Hr. v. Justi in einer seiner neuern Schriften. * Ich will mich bemühen, in verschiedenen „Werken die hohe Einbildung zu mäßigen, die „wir Europäer von uns selbst haben. Erst, will „ich die Regierungsformen, dann die Sitten, „endlich die Religion Europens mit den nämlichen „Stücken in den andern Welttheilen in Vergleichung sezen.“ Das erste ist geleistet; die beyden andern folgen in einer unbestimmten Zeit. Wie gefällt ihnen dieser Vorsaz? Ohne Zweifel recht gut. Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen bekannt macht, desto mehr wächst unsre Weisheit an, desto reifer wird unsre Vernunft. Dis ist noch nicht alles. Dergleichen Abhandlungen, wenn sie nur etwas taugen sollen, müssen mit grosser Freymüthigkeit geschrieben werden, und, wir haben

* Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regierungen in drey Büchern verfasset von Joh. Heinrich Gottlieb v. Justi. Berlin bey Rüdigern 1762.

es längstens angemerkt, diese Freymüthigkeit ist unter uns selten, und kan nie genug in Schwang kommen. Von ihr allein kan man die männliche Schreibart erwarten, die, unbekümmert um den Puz rednerischer Figuren, durch die schöne Bildung ihrer Gliedmassen, und durch die redenden Gesichtszüge jedermann zur Bewunderung hinreißt. Der Hr. v. Justi hat diesen Pfad nicht ganz ohne Glück betreten, und ich habe seine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man wird allzu leicht durch den Vortrag solcher Wahrheiten eingenommen, die nicht jeder sagen wolte. „Affert ista res opinionem, quia libentissime „homines audiunt ea quæ dicere ipsi noluis„sent.„ Und warum solte es allein in Deutschland verboten seyn, die wechselsweisen Pflichten des Oberherrn und des Unterthanen näher zu beleuchten, jenem zu sagen, daß er nichts ist ohne diesen, und diesen zu erinnern, daß der Regent, als ein Mensch, auf Verzeyhung mancher Fehler Anspruch habe. In Franckrich reden nicht nur diejenigen, welche Sicherheits halber ihre Namen verbergen; sondern sogar die Vorsprecher des Volkes. Es ist nur zu beklagen, daß der Hr. v. J.

keineswegs

keinesweges den körnichten Vortrag hat, der viel-leicht in diesen Stücken bis jezt noch dem Verf. des Herrn und Dieners eigen ist; und dis kan ein neuer Beweis seyn, wie viel die Materie, die man abhandelt, dem Styl zu Hülfe kömmt.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt, ohne daß ich errathen kan, warum? Ich habe das Verzeichnis der Artikel etlichemal überlesen, und ich weis noch nicht, warum ein Artikel im ersten Buch steht, und nicht im zweyten oder dritten. Doch dis ist eine Kleinigkeit für sie; für mich wäre es bequemer gewesen, wenn ich einen Plan hätte entdecken können. Ich suche alzu gerne einen Faden auf, der mich in meinen Betrachtungen beym Ausziehen eines Buches leiten kan.

Da ich ihn hier entbehren mus: so lassen sie mich mit einer allgemeinen Anmerkung den Anfang machen. Mir deucht, der Hr. v J. vergleicht das, was er in der Ausübung in Europa bey den Regierungen sieht, mit dem, was er in die Beschreibung der Theorie ausländischer Re-

Zwey hundert und sechzigster Brief.

Es verlohnet sich fast kaum der Mühe, sich mit einigen Kleinigkeiten, die in dem Briefwechsel als Einfälle vorkommen, noch länger aufzuhalten. Ich hatte den Philotas, als ein Beyspiel eines Stücks angeführt, indem es eine Rolle gebe, die für ein Kind zugeschnitten ist. Der Unbekannte folgert daraus, daß ich den Philotas, als ein Stück zu seinen Schulhandlungen vorschlage. Nicht doch, kein Mensch hat daran gedacht. Es kam blos darauf an, ein Exempel zu geben, und alles Haßes gegen den armen Philotas ohnerachtet, kan man nicht leugnen, daß das Exempel zu meinem Satze sich passe. Ich mus Ihnen die lustige Kritik über den Philotas ganz mittheilen.

„Als ein Stück, das ich den Forderungen „nach für die Schulbühne schickte, empfiehlt er „den Philotas.“— empfiehlt? wer hat denn empfohlen? Als ob man um den Philotas verlegen wäre.

„Philotas?

„ Philotas? — Nun ja doch! Im Cadettenhause „ würde er an einer angemeßenen Stelle predigen, „ aber in bürgerlichen Schulen? daran zweifle ich „ noch.“ — Spaßhafte Widerlegung! Das Cadettenhaus ist doch deucht mir eine Schule junger Leute. Dort wäre Philotas angemeßen. Also wäre er ja ein Schuldrama. „Denn Philotas verräth zu sehr ein kindischen Held? Wenn er kein Kind wäre, hätte ich wol seine Rolle angeführt? Ich habe irgendwo von dem neunjährigen Sohne eines Officiers gelesen, daß er nach einer in der Seeschlacht empfangenen Wunde zu den umstehenden gesagt; was würde ma bonne sagen, wenn sie mein Blut rinnen sähe! Das war doch auch wol ein kindischer Held, und es ist eine Geschichte. Im Vorbeygehen merken sie noch an, wie gerne die Herrn, die über unsern Ton schreyen, eben denselben Ton annehmen — wollen. Ein Bestreben, womit uns unsere Wiedersacher oft mehr belustigen, als Sie vielleicht denken. — Der Kunstrichter wiederruft bald darauf. Es würde „ sagt „ er, auch nicht blos für Schüler sich schicken, „ es müßen erwachsene Personen unter den Acteurs „ seyn. Hier versteh ich nichts.“ Dis ist wahrhaftig

haſtig nicht des Kunſtrichters Schuld. Er hat bloß ſagen wollen, daß in dem Philotas nicht alle Rollen für Kinder zugeſchnitten ſeyn, ſondern die übrigen Rollen für die andere Perioden des Lebens gehören.

Der Beſchluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 25. Februar. 1763.

Beschluß des zwey hundert und sechzigsten Briefes.

„Kan des Aeußerlichen wegen ein Schüler nicht „ auch einen Vater vorstellen?“ Ja doch, D. Fausten, wenn er sein Rector so will. Aber gehört deswegen die Vaterrolle in das kindischen Alter, aus dem allein die Rollen hergenommen werden müßten.

„ Von Polytimet, seinen Antiveden, wird „ nicht gedacht. — Hm!“ Und noch einmal Hm! War es nöthig seiner zu gedenken, da er hierzu kein neues Exempel abgab? Und überhaupt nennt man den Blifil nicht gerne, der nur in der Bibel liest, damit Tom Jones, der ihm die seinige verkauft hatte, Schläge kriege.

Der Briefschreiber wollte gerne, daß ich mich in die Vertheidigung meines Urtheils über einige Karaktere in einem seiner Stücke, und über seine Abhandlung von der Sprache überhaupt, einlaße. Er spricht von beyden. Aber ich — ich laufe nicht in den Fallstrich. Ich müßte Hrn. Lindners Schrift noch einmal fast ganz durchlesen.

— Ich gestehe aber, daß ich mich geirrt habe. Mit der Erklärung, die Hrn. Lindner von einem Provinzialwort gegeben, sind seine Freunde nicht zufrieden: kein Wunder! Aber mit der meinigen — wie leicht zu erachten — auch nicht.

„ Wenn von gleich bedeutenden Worten die ersten und herschenden Scribenten einige ganz ungebraucht lassen, die zu ihrer Zeit noch üblich gewesen, so sind die ungebrauchten Provinzial-Wörter. " So sagte ich. Nun fährt man fort.

„ Also Schwall brauchen gute niederdeutsche „ Dichter, aber es ist deswegen doch ein Provin-

„ zialwort,

„ zialwort, daß man nicht durchgängig versteht.“ Zween Fehler in einem Othen. Schwall wird, so viel ich weis, von allen hochdeutschen Schriftstellern gebraucht. Z. E. ein Schwall von Worten. 2) Ein Wort das nicht allenthalben verständlich ist, ist deswegen kein Provinzialwort.

Und welches sind herschende Scribenten? — „O! „ein, dunkles für das andere.“ Nicht so sehr, herschende Scribenten sind diejenigen, deren Bücher durch das Vorurtheil für die Provinz, darinn sie geschrieben worden, im voraus empfohlen, fast durchgängig gelesen worden. So hatte aber Sachsen das Vorurtheil zu den Zeiten der Reformation vor sich, daß darin die meisten Schulen und Gelehrten angetroffen wurden.

„ Nicht der Gebrauchende sondern der Gebrauch „ selbst, bezeichnet das Wort.“ Unstreitig! aber der Gebrauch entsteht durch die Gebrauchende. Und diese sind von zweyerley Gattung, entweder herschende Scribenten, oder redende und Meistersänger in den Provinzen.

Das Schönste ist, daß man uns keine andre Erklärung anstatt der meinigen giebt. Leben sie wol! wie viel Zeit haben wir beyde verlohren!

B.

Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

„Ich habe einen grossen Vorsaz gefasset, sagt „der Hr. v. Justi in einer seiner neuern Schriften.* Ich will mich bemühen, in verschiedenen „Werken die hohe Einbildung zu mässigen, die „wir Europäer von uns selbst haben. Erst, will „ich die Regierungsformen, dann die Sitten, „endlich die Religion Europens mit den nämlichen „Stücken in den andern Welttheilen in Vergleichung sezen.“ Das erste ist geleistet; die beyden andern folgen in einer unbestimmten Zeit. Wie gefällt ihnen dieser Vorsaz? Ohne Zweifel recht gut. Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen bekannt macht, desto mehr wächst unsre Weisheit an, desto reifer wird unsre Vernunft. Dis ist noch nicht alles. Dergleichen Abhandlungen, wenn sie nur etwas taugen sollen, müssen mit grosser Freymüthigkeit geschrieben werden, und, wir haben

* Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regierungen in drey Büchern verfasset von Joh. Heinrich Gottlieb v. Justi. Berlin bey Rüdigern 1762.

es längstens angemerkt, diese Freymüthigkeit ist unter uns selten, und kan nie genug in Schwang kommen. Von ihr allein kan man die männliche Schreibart erwarten, die, unbekümmert um den Puz rednerischer Figuren, durch die schöne Bildung ihrer Gliedmassen, und durch die redenden Gesichtszüge jedermann zur Bewunderung hinreißt. Der Hr. v. Justi hat diesen Pfad nicht ganz ohne Glück betreten, und ich habe seine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man wird allzu leicht durch den Vortrag solcher Wahrheiten eingenommen, die nicht jeder sagen wolte. „Affert ista res opinionem, quia libentissime „homines audiunt ea quæ dicere ipsi noluis„sent.„ Und warum solte es allein in Deutschland verboten seyn, die wechselsweisen Pflichten des Oberherrn und des Unterthanen näher zu beleuchten, jenem zu sagen, daß er nichts ist ohne diesen, und diesen zu erinnern, daß der Regent, als ein Mensch, auf Verzeyhung mancher Fehler Anspruch habe. In Franckrich reden nicht nur diejenigen, welche Sicherheits halber ihre Namen verbergen; sondern sogar die Vorsprecher des Volkes. Es ist nur zu beklagen, daß der Hr. v. J.

keinesweges

keinesweges den körnichten Vortrag hat, der vielleicht in diesen Stücken bis jezt noch dem Verf. des Herrn und Dieners eigen ist; und dis kan ein neuer Beweis seyn, wie viel die Materie, die man abhandelt, dem Styl zu Hülfe kömmt.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt, ohne daß ich errathen kan, warum? Ich habe das Verzeichnis der Artikel etlichemal überlesen, und ich weis noch nicht, warum ein Artikel im ersten Buch steht, und nicht im zweyten oder dritten. Doch dis ist eine Kleinigkeit für sie; für mich wäre es bequemer gewesen, wenn ich einen Plan hätte entdecken können. Ich suche alzu gerne einen Faden auf, der mich in meinen Betrachtungen beym Ausziehen eines Buches leiten kan.

Da ich ihn hier entbehren mus: so lassen sie mich mit einer allgemeinen Anmerkung den Anfang machen. Mir deucht, der Hr. v J. vergleicht das, was er in der Ausübung in Europa bey den Regierungen sieht, mit dem, was er in die Beschreibung der Theorie ausländischer Re-

gierungen gelesen hat. Und dann kommen wir arme Europäer wol meistens bey der Vergleichung zu kurz. Sie wissen, wie widersprechend die Nachrichten in Absicht auf China sind. Die Kaufleute entwerffen ein ganz anderes Bild von diesem Lande als die Jesuiten. Der Hr. v. J. erklärt seinen Glauben für die Beschreibungen der letztern, und seine Gründe nehmen beym ersten Anblicke ein. Ist es aber nicht auch von der andern Seite wahr, daß derjenige, welcher an dem verderbtesten Hofe und in einer Hauptstadt gut aufgenommen, sich einen Entwurf von den heilsamen Verfassungen des Landes geben läßt, vortheilhaft von der Regierung urtheilen wird; dahingegen der andre, der in einer Provinz, ohne Schuz, den Plackereyen der Unterbedienten ausgesetzt ist, über die Gewaltthätigkeit und über schlimme Verfassung klagen wird? Welchem von beyden sollen wir nun Glauben zustellen. Werden wir der Kentniß des erstern mehr trauen, als der Empfindung des andern? der Eigennützigkeit des leztern, welche vielleicht angetastet worden, kan freylich das Bild schwärzen: allein die Liebkosungen, wodurch

durch die erstere schwindlich gemacht wird, erhöhen auch die Farben an seinem Gemählde.

Ich füge eine Anmerkung über einen andern Gegenstand hinzu, der V. schließt seine Schrift mit Betrachtungen über die Regierungsverfassungen des Peruanischen Reichs. Ich hatte immer die Einrichtung der Jesuiten im Paraguay, als das Meisterstük einer Politik angesehen, und daher den Jesuitischen Kopf bewundert, der es empfunden. Allein, wie wenig haben hier die Jesuiten zu thun gehabt? Sie fanden, wenn anders die Nachrichten, die der V. hier nach andern giebt, ächt sind, sie fanden den ganzen Plan vor sich. Es kam nur auf die abermalige Einführung an; und auch diese wurde ihnen leicht unter einem Volke, für das ein solcher Plan gleichsam zugeschnitten ist, und dessen Vorfahren daran gewöhnt waren.

Lassen sie mich nun in die Schrift selbst hinein gehen. Ich nehme einen einzigen Artikel heraus, der aber einer der wichtigsten ist, und über den ich nachher noch mit Ihnen, nach meiner Gewohnheit, plaudern werde. Hr. v. Justi handelt von

 den

den Strafen. Ich will suchen Ihnen den Auszug seiner Gedanken so kurz als möglich zu geben, ohne dem wesentlichen zu schaden.

„Die wahren Grundsätze von dem Gebrauche „der Strafen und ihre Verhältnisse zu der Natur „der bürgerlichen Verfassung sind noch gar nicht „ausfindig gemacht; das Feld ist noch ganz unbe„kannt und ungearbeitet.“ Der Grund davon fällt in die Augen. Die Strafen, welche die Religion ankündiget, sind eine ihrer wichtigsten Puncte. Man hütet sich immer dergleichen Puncte, wenn sie nur diesen Ausdruck erlauben, durchzuschütteln: oder man hat den Lehrsatz der Religion vor Augen, und schneidet seine übrigen Gedanken darnach zu.

„Montesquieu selbst giebt mehr Regeln als die „ersten Grundsätze.„ Montesquieu fängt niemals bey dem Begriffe der Sache an, die er vorträgt aber er macht es leicht, dazu hinauf zu steigen. Er ist immer, wenn ich so sagen kan, in der Rathsstube der Nationen, vergleicht ihre Archive, und giebt jedem den ihn zukommenden Grundsatz. Dis ist freylich nicht der allgemeine; aber er läßt sich herausbringen.

Man

„ Man betrachtet die Menschen entweder als Ge-
„ schöpfe, die sich ihrer Vernunft bedienen, oder als
„ solche, die sie nicht ausüben. Zwey Gesichts-
„ punkte, woraus die ersten Grundsätze der Stra-
„ fen fliessen. " (Vielleicht führe ich sie weiter hin-
„ auf.) Im letztern Falle giebt es nichts als Stra-
„ fen. „ Unterricht und Bewegungsgründe sind un-
möglich. „ Dieser Fall findet sich beym Despo-
„ tismus und bey der Aristokratie. Beyde den-
„ ken nicht, und wollen, daß ihre Untertha-
„ nen Vernunft gebrauchen. Erniedrigend genug
„ für die Menschheit, ohne doch Mitleiden zu
„ verdienen. Denn die Menschen haben selbst der-
„ gleichen Regierungen eingeführt. Im ersten
„ Falle sucht man anstatt der Strafen Unter-
„ richt und Bewegungsgründe beyzubringen. Ma-
„ chet diese so vollständig und wirksam als mög-
„ lich, und die Strafen hören auf. Sich auf die
„ natürliche Unart der Menschen berufen, um
„ zu erklären, daß die Menschen boshaft sind, ist
„ ein lächerliches Geschwätze. Genugsamer Un-
„ terricht, würksame Triebfedern, und Pflichten,
„ die der Natur der Menschen gemäs sind:

setzt

„ setzt diese drey Stücke fest, und niemand wird
„ boshaft seyn.

„ Die bürgerlichen Pflichten sind so leicht zu
„ fassen, daß die gemeinste Fähigkeit dazu hin-
„ reicht. Es liegt also nur am Unterricht. Hier-
„ aus folgt, erstlich, daß die Schuld der Entge-
„ genhandlung mehr an der Regierung, als an
„ den Unterthanen liege; zweytens, daß die Stra-
„ fen nicht das eigentliche Hülfsmittel sind.
„ Sie sind höchstens ein lindrendes Mittel.
„ Neue Folgen; für vernünftige Wesen ge-
„ hören keine strenge Strafen. Die Strenge
„ würket Furcht, und diese erstickt den besten
„ Saamen edler Beweggründe. Schaam und
„ Schande ist dieser Wesen eigene Strafe.

„ Gütigkeit ist also der erste Regierungsgrund-
„ satz: aber dieser macht unsre Voraussezung noth-
„ wendig und diese Voraussezung den Unterricht.
„ Die Canonischen Bücher der Chineser, enthal-
„ ten nebst der Geschichte des Reichs sonst gar
„ nichts, als die Pflichten der Regenten und der
„ Unterthanen; dahingegen die canonischen Bü-
„ cher aller andern Völker fast nichts als Fabeln,
„ Frazen und abgeschmackte Träume in sich begrei-
fen,

„sen, wogegen sich die gesunde Vernunft empöret.
„In den niedrigsten Schulen vor dem geringsten
„Pöbel wird sonst nichts gelehret als kurze Aus-
„züge aus dem King. Aber in Europa? Nichts
„lernt der Unterthan weniger als die Pflichten
„gegen den Regenten, den gesamten Staat und
„gegen seine Mitbürger. Der Hälfte der er-
„wachsenen Unterthanen bleiben die Namen davon
„unbekant. Aller Unterricht geht auf die Religion
„gerade, als ob es nicht eben so nothwendig wäre,
„gute Bürger zu erziehen. Dieser einzige Fehler
„ist hinreichend uns den Titel gesitteter Nationen
„abzusprechen.

„Enthält die Bibel diese Pflichten? Ich finde
„in der ganzen Bibel nicht den geringsten Beweis,
„daß sie sich um die Regierung der Bürgerlichen
„Verfassungen hat bekümmern wollen, die Vor-
„stellungen 1. Sam. 8. 11 : 18. von den Rechten
„eines Königes scheinen blos zum Schrecken des
„Jüdischen Volks gegeben zu seyn. Die Ver-
„nunft erschrickt vor diesen Rechten. Andre
„Sprüche der Bibel z. E. Seid unterthan der
„Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; gebet dem

Kayser

„Kayser was des Kaysers ist u. d. m. geben nur
„einen höchst unvollkommenen Begrif von den
„bürgerlichen Pflichten. Aus dem ersten Spru-
„che scheinet zu folgen, daß man nur der Obrig-
„keit deswegen gehorchen müsse, weil sie Gewalt
„hat; und man würde demnach jedem un-
„rechtmäßigen Besizer, welcher diese Gewalt an sich
„reißt, ohne Bedenken unterthänig seyn müssen.
„Der andre Spruch von den Abgaben hält einen
„überaus schlechten Grund in sich, der allein von
„dem Gepräge der Münze hergenommen ist!
„Nach diesem Grunde würde ein Fürst, der kein
„Geld schlagen liesse, auch keine Abgaben fordern
„können. Unsre bürgerlichen Geseze bleiben eben so
„unbekant; wir vernachläßigen die Triebfedern.
„Es bleibe also höchstens die Strenge der Strafen
„übrig. Diese sucht man bey uns zu vermeiden,
„und daher sind unsre meisten Regierungen wider-
„sinnisch.„

Dis sind des Hrn. von Justi Säze. Um meine Gedanken darüber zu sagen, müste ich einen andern Bogen anlegen; und so mag er denn morgen der Anfang zu einem neuen Briefe seyn.

B.

Zwey

Zweyhundert und zwey und sechzigster Brief.

Ich fange von dem Begriffe der Strafe an, und wenn ich den Begriff glücklich entwikele; so sage ich alles, was zur Theorie der Sache gehört. Jedermann weis daß dieser Begriff zwey Uebel in sich schließt, davon der eine als die Ursache, der andre als die Folge, angesehen werden mus. Sie stehen also im Verhältniße gegen einander; und wenn man sich das Wesen oder die Person dazu denkt, bey der sie zusammenkommen, oder an welcher sie ihr Verhälnis äussern, so hat man alle Erforderniße des Begriffes. Ich zeige sie an um in der Entwikelung desto leichter fortzufahren.

1) Das moralische Uebel; welches als das vordere Glied des Verhältnisses und zugleich als die Ursache des andern anzusehen ist. Man nimmt es hier, um auch dem Sprachgebrauche zu Hülfe zu kommen im weitern Verstande. Man sezt nicht immer die Freyheit oder die Möglichkeit ihrer Anwendung bey den Personen voraus, wo man es will entdeckt haben. Genug, daß das

Gute

Gute dem es entgegen steht, moralisch ist und nicht anders als durch die Würkung der Vernunft erhalten werden kan. So straft man Thiere, so straft man Kinder wegen Vergehungen, die eigentlich, für sie nicht übel sind, und die nur dem Guten, das sie nicht einsehen, entgegen handeln.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 4. März. 1763.

Beschluß des zwey hundert und ein und sechzigsten Briefes.

2) Dasjenige Uebel, welches das andere Glied des Verhältnißes, oder die Folge des ersteren Uebels darstellet. Es kömmt uns hier noch nicht darauf an, von welcher Natur es seyn, und wie es als Folge verknüpft seyn mag.

3) Die Person, bey welcher diese Stücke zusammen kommen. Es wird nothwendig ein Wesen erfordert, das sich als Ich denkt; das sich eine Empfindung zueignet, und das unterscheiden kan, wodurch diese Empfindung verursachet worden; oder daß sie eine Folge des vorhergehenden Handels sey.

Der wichtigste Umstand für den Nachdenkenden ist das Verhältnis zwischen den beyden Uebeln: und ich glaube, daß jeder vorzüglich auf die Nothwendigkeit und auf die Bestimmung desselben Achtung geben werde.

Um die methaphysische Lehre der Negationen zu vermeiden, darf man sich hier nur auf die willkührlichen Strafen einschränken. Die Nothwendigkeit des Verhältnisses entsteht bey diesen aus der Beschaffenheit der Kräfte, die man würksam machen muß, um zu dem gemeinschaftlichen Zwecke zu gelangen. Lassen Sie uns aber folgende Anmerkung, die mir eben so wichtig als fruchtbar scheint, nicht vorbeygehen: die Kraft, welche aus diesem Verhältniße entspringt, würkt gleichsam durch Zurückprallung zum gemeinen Zwecke. Der Wille, welcher ihm entgegen zu handeln gesonnen ist, begegnet ihr auf dem Negations-Wege, stößt an sie, und prallt zurück. Daraus folgt, daß je öfter der Wille an dieses Kraft stößt, desto schwächer diese Kraft werde: weil eben dieser öftere Wiederhohlung ein Beweis ist, daß die ganze Stärke des bösen Willens, der von keiner directen Kraft weiter

gebrochen

gebrochen wird, auf sie stoßt. Folglich hängt diese Nothwendigkeit allerdings von der Beschaffenheit der directen Kräfte ab, die zum gemeinen Zwecke treiben können, und die Frage muß so gesetzt werden: wird in allen Fällen zu den directen Kräften diese andre, die durch Zurückprallung wirckt, erfordert.

Bey der Bestimmung des Verhältnißes, wird das Wesentliche auf die Bestimmung des ersten Gliedes davon ankommen. Man mus aber nicht aus der Acht lassen, daß um dieses erste Glied zu bestimmen, die darinn enthaltene Stücke auseinander gesetzt werden müssen.

Diese Stücke sind, deucht mir 1) Die Gröše des moralischen Uebels. 2) Die Personen welche es ausüben. 3) Die Leichtigkeit es auszuüben, welche von der Beschaffenheit der Triebfedern zum gemeinen Besten herrühret. Ich solte denken, daß sich aus diesen Stücken auch die Verschiedenheit der Strafen in den verschiedenen Regierungs-Formen herausbringen ließe. Urtheilen sie nicht nach dem, was ich leisten kan. Urtheilen sie nach den Begriffen selbst.

Die Größe des moralischen Uebels beruhet auf der Natur des gemeinen Bestens; daß heißt, denn vielleicht habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrücket. — Je größer es ist, je mehr es Gegenseiten hat, je eher es kan erschüttert werden: für desto größer wird das moralische Uebel angesehen werden. Ich muß, ehe ich fortfahre, eine Anmerkung machen, die manchen Schwierigkeiten abhelfen wird. Das gemeinschaftliche Beste heißt hier leider nicht allemal das, was allen Gliedern des Staats zum wahren Vortheil gereicht, sondern das, was die Regierungsverfassung eines Staates mit sich bringt. So erfordert der Despotismus, daß der Wille des Despoten ungekränkt bleibe; er wird also dessen Kränkung als das höchste Uebel ansehen.

Nun wirken zum gemeinen Besten verschiedene Räder, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind. Ich mag keine Allegorie machen; sonst könnte ich leicht jedes Rad mit seinem Beynamen nennen. Es wird aber zur Deutlichkeit bequemer seyn, wenn wir anmerken, daß jede Societät das haben muß, was sie zur Societät macht, die Sicher-

heit

heit; das was sie zur Societät von dieser oder jener Verfassung macht, die Ruhe; und das was ihre Triebfeder abgiebt, oder die darnach eingerichtete Sitten. Ich rechne, und gar nicht gewaltsam, zum zweyten Stück die Religionsverfassung. Hiernach wird unstreitig alles moralische Uebel beurtheilt; nur ist es nicht allemal leicht zu sagen, ob die Verletzung des ersten oder des zweyten Stückes für erheblicher anzusehen sey. Vermuthlich rührt es daher, weil beyde fast immer sehr stark in einander einfließen. Das Meiste dabey kömmt auf die Regierungsverfassung an. Sie erwarten nicht, daß ich nun die einzelnen Fälle aus einander lege; wer darf nach einem Montesquieu die Feder ansetzen: wer hat das nöthige dazu, wie er, gelesen? Meine Absicht war das Allgemeine, was er verschwiegen hat, anzubringen. Nun kommen wir zu den Personen, die das moralische Uebel vollstrecken.

Alles kömmt auf die Denkungsart an, die man diesen Personen beybringen kan, beybringen will, beygebracht hat. Nur muß man hier anmerken, daß häufige und strenge Strafen der Denkungsart,

wenn sie von einer gewissen Güte ist, oder wenn man sie zu derselben zu bringen Hofnung hat, diese Denkunsart, sage ich, ändern, und gänzlich verderben. Die psychologischen Gründe dazu sind leicht. Je mehr also in einer Regierungsverfassung an einer gewissen Güte der Denkungsart gelegen ist, desto gelinder und ausgesuchter werden die Straffen seyn, und dis ist, dünkt mich, der wahre Grund, warum in Demokratien, wo es besonders auf die Denkungsart der Gleichheit ankömmt, die Strafen so gemäßigt sind. Eben diese Personen geben auch Gelegenheit zur Wahl der Strafen, und daher ist es wahr daß alles eine Strafe ist, was das Gesez eine Straffe nennt; wohl verstanden, daß das Gesez im voraus nach der Denkungsart eines Volkes abgefasset sey.

Ich eile zum dritten Stück. Die Strafe ist fast immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Leichtigkeit des Verbrechens. Eine Blutschande wird härter bestraft als eine andre Verlezung der Zucht. Und mit Recht. Man sieht nemlich auf die Stärke der Triebfedern, die in solchen Fällen zum moralisch Guten antreiben können. Hier

zeigt

zeigt sich vornehmlich der Einfluß der Religion und der einem Volke beygebrachten Denkungsart. Es kan bey einem Volke leicht seyn, ein gewisses Verbrechen zu begehen, bey einem andern hingegen sehr schwer. Daher werden bey diesen Völkern ganz verschiedene Strafen auf einerley Verbrechen gelegt werden. Es würde eine lehrreiche und ergözende Untersuchung seyn, durch die Geschichte herunter die Abänderungen der Strafen vorzuweisen. Der Hauptschlüssel würde unstreitig bey der Abänderung des Begriffes vom moralischen Uebel liegen; das heißt, so bald man die vermeynte Sache Gottes mit der Sache des Staates vermenget; so müssen aus diesem Gesichtspunkte alle Verhältnisse anders werden. Wenn man vollends bey der Strafe nicht darauf sieht, daß ein Bewegungsgrund zum Guten, sondern eine Vermehrung des Nuzens für den Einnehmer der Strafe daraus erwachse, so fällt alles Natürliche der Verhältnisse weg und es giebt keine Strafen mehr, sondern Auflagen.

Unsre Briefe können nicht Abhandlungen werden. Entwürfe, Aussichten, Gedanken, die in einer gewissen Folge stehen, aber sehr viele da-

zwischen erfordern das ist alles, was wir uns geben können. Ein Buch von den Strafen das ohngefehr nach diesen Ideen geschrieben wäre, und durch die historische Abhandlung, davon ich eben geredet, seine volle Erläuterung erhielte, würde, ich darf es sagen, neu und wichtig seyn.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti si non his utere mecum.

B.

N. S. Sie erinnern sich ohnfehlbar noch der patriotischen Gesellschaft zu Bern, die wir Ihnen vor einiger Zeit bekant machten. * Da Ihnen die Bemühungen einer so würdigen Gesellschafft nicht gleichgültig seyn können, so wird Ihnen folgende mir zugesandte Nachricht von derselben hoffentlich auch nicht unangenehm seyn.

Nach-

* S. den 223. Brief im dreizehenten Theile S. 169.

Nachricht.

Es sind im verwichenen Jahre von einer Gesellschafft vier moralische und politische Preisfragen in den öffentlichen Blättern ausgeschrieben worden. Unter den Versuchen und Abhandlungen über diese Fragen, die in ziemlicher Anzahl an die Gesellschafft eingelanget sind, thun sich einige durch verschiedene trefliche Stellen hervor, es hat aber keiner von den Verfassern seinen Gegenstand unter einem allgemeinen Gesichtspunkte, und in seinem ganzen Umfange betrachtet. Die besten aus diesen Schriften können als Beyträge zu einer gründlichen Auflösung Beyfall haben. Die Gesellschaft hat daher keine gekrönet. Sie wird aber in dem ersten Bande ihrer Versuche Auszüge des Merkwürdigsten dieser Wettschriften, samt einer kurzen Beurtheilung, zu Rechtfertigung ihrer Strenge, bekannt machen. Zum Beweise, wie gerne sie eine würdige Schrift gekrönt hätte, hat die Gesellschaft beschlossen, den Preis der zwanzig Ducaten dem Verfasser der Gespräche des Phocion * anzubieten, dessen nützliche Schrift in die Zwecke der

* Der Abt Mably soll der Verf. dieser Schrift seyn. Anmerk. des Herausgebers.

Gesellschaft einschlägt, und dem Verfasser in mehr als einer Absicht Ehre macht; zudem Ende wird er durch die öffentlichen Blätter aufgefordert werden, seinen Namen der Gesellschaft zu entdecken.

Die Gesellschaft sezet wiederum einen Preis von zwanzig Ducaten für die beste Abhandlung über eine aus den nachgesezten wichtigen Materien; Sie überläßt es der Willkühr eines jeden über diejenige Preismaterie zu schreiben die ihm die wichtigste und angenehmste scheinet.

Die Fragen sind, fürs erste folgende drey vorigen Jahres ausgeschriebene Fragen, die einen allgemeinen Gegenstand haben.

1. Durch welche Mittel können die verdorbenen Sitten eines Volkes wieder hergestellet werden? Was hat der Gesezgeber für einen Weg hierzu einzuschlagen?

2. Finden sich Vorurtheile die eine Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll?

3. Welches

3. Welches Volk ist jemahls das glücklichste gewesen? Diesen werden noch vier neue Materien beygefügt.

4. Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden.

5. Wie kan der Eifer für das gemeine Beste, den man in den ersten Zeiten fast in jeder Republik wahrnimt, unterhalten oder wieder aufgewekt werden?

6. Welches wäre das beste Verhalten christlicher Fürsten gegen die in ihren Landen angesessene Juden?

7. Die Gesellschaft verlangt, einen Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von Zehn zu Funfzehn Jahren.

Die Preisschriften müssen Franco, unter der Addresse der typographischen Gesellschaft in Bern, einlangen.

Man

Man ersuchet den Verfasser der Preisschrift mit dem Denkspruche Prodesse, sich durch die gleiche Addresse zu entdeken.

Zwey

Zwey hundert und drey und sechzigster Brief.

Sie denken wol etwa, daß wir die einzigen wären, die fast immer auf dem Streitplatze erscheinen, oder wenigstens darauf gefordert werden. Aber gewis, wenn Sie von Hrn. Klotzens Kriegszügen gegen Burmann dem Zweyten etwas werden vernommen haben: so wird unser Spiegelfechten ihrer Aufmerksamkeit nicht mehr werth scheinen. Denn dort, mein Herr, dort bleiben Leute sogar auf dem Platze! Hrn. Klotz hat würklich den Tod und die Beerdigung seines Feindes beschrieben, und steht nun über der Leiche, und ruft, wie Achill, über den erschlagenen Hektor:

Τεθναθι· κηρα δ'εγω τοτε δεξομαι, ὁπποτε κεν δη
Ζευς ἐθελῃ τελεσαι ἠδ' ἀθανατοι θεοι ἀλλοι.

Doch ehe ich Ihnen ein Paar Worte davon sage: so lassen sie mich erst einige Satyren von dem nämlichen Verfasser erwähnen, die er ganz neulich herausgegeben.* Und leyder hat er dabey den Rath eines wahren Freundes vermisset. Daß wir doch nie was vergeblich wollen geschrieben haben! So sehr konte ich un

mög-

* Christ. Ad. Klozii Ridicula Litteraria, Altenb 1762

möglich für die lateinische Sprache eingenommen seyn, daß ich die Wiederholungen und allzugemeine Wendungen die ich lesen mußte, nicht hätte merken sollen. Damit ich, Sie sehen, daß ich Hrn Klotzen nicht Unrecht thue, will ich das kleine Bändchen nach den verschiedenen Stücken durchlaufen.

Zuerst also kömmt Laus Metaphysices in consessu Metaphysicorum recitanda. Sie merken bald, daß dieses eine Ironie seyn soll. Weil die metaphysischen Wahrheiten dem Widersprechen unterworfen sind, so wird man das Geschlecht der Wissenschaft von der Göttin Eris herleiten, und ihren hohen Ursprung spottweise heraus streichen. Da sich Theologen, Juristen und Redner vieler ihrer Ausdrücke angemaßet: so wird man der Metaphysic ausgebreitete Herrschaft loben, und das widersinnische beym Einpropfen solcher Wörter in diese Wissenschaften zu zeigen suchen. Endlich da die metaphysischen Streitigkeiten hartnäckig und scharf und häufig sind; zu Subtilitäten, und folglich auch zu neuen Ausdrücken Anlas geben; so wird man die Metaphysic erheben, daß sie herzhaft, beredt und erfinderisch

risch mache, daß sich endlich vielen Leuten Nahrung verschaffe. Tu fortissima bellatrix, tu elegantissima eloquentiæ magister, tu tot hominum liberalissima nutrix; sine te homines frigent, imbelles jacent, balbutiunt obmutescunt, esuriunt. Von ihrer Annehmlichkeit kömmt noch ein Anhang dazu, davon der Beweis ist, daß die junge Leute so geschwinde und in so großer Anzahl sie lernen, daraus auch der große Ruhm ihrer Lehrer erwächset.

Neues werden sie bey dieser ganzen Ironie nichts entdecken. Alles ist schon b s zum Eckel gesagt. Hr. Kloz erklärt sich blos dadurch als einen Todfeind der Metaphysik. Er wird also, weil er die Metaphisik so sehr hasset, keine Streitschriften wegen Kleinigkeiten wechseln, wird nie ein Wort brauchen, das Cicero oder die Alten nicht gebraucht haben, wird nicht allein, nebst denen von seiner Parthey, die wahre Gelehrsamkeit besitzen. Wenn dieses die guten Folgen des tödlichen Hasses sind, warum stehen wir noch an, zu dieser Parthey überzuspringen. Aber im Ernste, wenn ich mit Hr. Klozen mich unterreden könte, so würde ich mit der grössesten Aufrichtigkeit von

der

der Welt sagen: Sie kommen: Mein Herr, mit ihrer schielenden Satyre gegen die ganze Metaphisik um einige Jahre zu spät. Wenn der Mißbrauch einer Sache bis zu einem hohen Grade gestiegen ist, so ist es manchmal gut, das Lächerliche, ohne allzugenauen Unterschied, an dieselbe zu werfen, damit jeder aufmerksam werde, und prüfe, das Gute behalte und das Böse verwerfe.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 11. März. 1763.

Beschluß des zwey hundert und drey und sechzigsten Briefes.

Nun sind wir jetzt wircklich so weit, daß wir ganz genau den Werth und den Nutzen der Metaphysik, das Nothwendige und auch das Unfruchtbare mancher Subtilitäten kennen. Denn sie werden uns doch wol nicht verbieten in dieser Welt an die Kräfte und Eigenschaften der Dinge zu denken, und dazu brauchten wir, sollte ich glauben, einige Namen, und auch einige Unterscheidungen, damit wir uns verstehen; besonders wenn manche dieser Qualitäten von wandelbarer Beschaffenheit sind, andre aber mit mehr Treue aushalten; Und stoßen sie sich ja nicht an die Namen; oder an barbarische Wörter. Wenn wir anfangen über solche Sachen nachzudenken: so wollen wir eben keine lateinische Schulübungen machen. Das will nicht

so viel sagen, als ob wir diese Wörter allenthalben brauchen dürften, wo es auf eine solche Genauigkeit nicht ankömmt. Dis ist der Fehler derer Leute, die nur einige wenige Ideen haben, und dieselben immer wieder anbringen müssen, sobald sie nur sprechen oder schreiben wollen. Und dieser Fehler findet sich doch wol nicht blos bey den Metaphysikern; nicht wahr?

Lassen Sie mich noch eine Anekdote von den sel. Baumgarten zu Frankfurt erzählen, die ich aus seinem eigenem Munde habe. „Als ich mein Lehrbuch „der Metaphysik schrieb, sagte er mir einst, stand ich „lange an, ob ich die Genauigkeit der lateinischen Rei„nigkeit, oder diese jener aufopfern sollte. Die „erste schien mir bey einem Lehrbuche die höchste „Vollkommenheit, und meine Wahl war geschehen. „Mein lieber Bruder in Halle, der eben damals „seine theologische Moral auch lateinisch schreiben „wolte, versprach sich, beydes zusammen vereini„gen zu können. Gut, sagte ich, ich werde es „erwarten, und dann zum Erfolg Glück wünschen. „Einige Zeit nachher komme ich auf sein Zimmer „und sehe den ersten Correcturbogen von der teut-

„schen

„ schen theologischen Moral auf seinem Tische. Wie „nun, fing ich an? Warum hast du diese Ausflucht ge„ nommen? und er lächelte. —" Nun, Hrn K. werden Sie nicht leugnen, daß diese beyde große Männer wenigstens eben so viel und so gut Latein in ihrer Gewalt gehabt haben, als sich viele oft nur einbilden; aber sie sehen, daß sie nicht besorgt durch die Ausdrücke Perfectio transcendentalis u. s. w. den guten Geschmack ganz zu verderben. So wie einige von Wolfens blinden Anhängern allenthalben, auch wo Genauigkeit der Merkmale in Begriffen unnütze war, barbarisches Latein geschrieben, weil sie nichts bessers wußten: so dürften wol einige andre die schicklichsten und besten Bestimmungen verwerfen, blos weil sie dieselben nicht verstehen. Und warum endlich muß denn jede Gattung der Gelehrten der andern verächtlich begegnen? Sind sie denn nicht alle Arbeiter zu einem Gebäude, in dessen Betracht sie alle erheblich werden. Wenn man aber diesen Zusammenhang außer Augen läßet: wie klein werden die meisten, die nur an einzelnen Stücken fleißig und glücklich genug arbeiten. Alsdenn ist es fürwahr ein eben so kleines wo nicht noch weit kleineres Verdienst, die Re-

densart eines alten Römers sich zu merken und sie an einem schicklichen Orte anzubringen als es nur seyn mag, einen wenig bedeutenden Unterschied zwischen Begriffen anzuzeigen.

So viel würde ich mit Hrn. R. über die Satyren gegen ganze Wißenschaften sprechen, wenn er mich anders anhören wolte. Ich bin kein Metaphysiker, ich suche in der Stille meine Vortheile aus den Wissenschaften; und täglich stößt es mir auf, daß ich einzelne Stücke zu wissen nöthig finde, davon ich die Sammlung erst gering gehalten. Nichts ist bequemer für die Jugend, als über Kenntnisse mit weisem Ansehen zu spotten, zu deren Erklärung sie zu faul ist: aber nichts wird ihr schädlicher. Wir erreichen ohnehin beynahe schon die Periode, daß unsere junge Leute weder bis zu Subtilitäten studieren, noch schöne Wissenschaften in den Quellen suchen; weder selbst denken, noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen: der Gelehrte im engern Verstande ist ihnen verächtlich, weil er, wie sie denken, nur das Gedächtniß brauchet, der Philosoph ist ein Grillenfänger, der nur dunkles und mühsames Gewäsche und

schwere

schwere Posten weis. Das lateinische und griechische ist ihnen Schulfüchserey, denn wir haben nun über die Männer die beyde verstanden, so lange gelachet, bis man sich den Sprachen zu schämen selbst angefangen. Was für Gelehrte werden wir also bekommen?

Nun von dem zweyten Stücke in Hrn. R. Sammlung ein Paar Worte. Eine Unterredung eines Antiquitäten-Kenners mit einem Fremden, und am Ende mit seinem Bedienten — über was? O! Sie könnten es schon errathen haben; über eine Scherbe, die der erste für ein altes römisches Gefäße hält, der andere unversehens zerbricht, und den Besitzer dadurch in Wuth setzt; und der dritte endlich für die Scherbe eines zerbrochenen Blumentopfes erkennet. Diese Erzählung ist schon so abgenutzt, und Hr. R. läßt sie noch dazu so schläfrig fortführen; daß sein Freund, wenn er einen solchen zu Rath gezogen, mit vollem Rechte das ganze Stück hätte wegwerfen dürfen.

Und vollends das dritte, überschrieben eine Fabel —; darinn der Löwe unter die Thiere die ver-

schiedenen Schriftsteller und Gelehrten, Provinzen austheilt. Die Erfindung ist wo möglich noch kahler, doch ich will lieber weiter nichts davon sagen, die Fabel ist sechstehalb Seiten lang, und bricht noch dazu als ein Fragment ab, weil der Fabeldichter nicht das Herz hat, aus dem Wolfe, der sich sehr aufrichtig und bescheiden anstellet, einen falschen und heuchlerischen Kirchenlehrer werden zu lassen ob er sich gleich durch eine biblische Stelle dabey hätte schützen können.

Hingegen hat mir das vierte Stück sehr wol gefallen, und ich behalte es mir vor Ihnen dasselbe, im nächsten Briefe ganz zu überschicken. In diesem will ich nur die übrigen Artikel flüchtig durchlaufen. Der fünfte und sechste von der Kunst gelehrte Zeitungen zu schreiben und deren Lob sich zu erschmeicheln oder zu erkaufen, gehört zu den matten Wiederholungen, die ich schon oben getadelt habe. Der siebente Artikel unter der Aufschrift Varia erzählt eine Anekdote von der Feindschaft zwischen Barthius und Reinesius, die ich hersetzen will um ihnen ohngefehr zu zeigen, von welchen Schlage die übrigen sind. Barth geht aus Leipzig zu

Fuße

Fuße nach Altenburg, um den Reinesius, der da wohnte, zu besuchen, und tritt im Gasthofe ein, Reinesius freudig über dessen Ankunft, und böse, daß er nicht gleich bey ihm eingekehrt, will sich durch einen höflichen Spas seiner Meynung nach rächen, und läßt dem Gastwirthe sagen, der Mann der bey ihm eingetreten, sey der Scharfrichter aus Leipzig. Barth, dessen Anzug und Aussehen der Nachricht Glauben verschaffete, fordert zu trinken, und der Wirth setzt ihm halb von der Seite einen Krug ohne Deckel hin. Der Gast frägt nach der Ursache dieses Betragens. — Je nu, wir wissen ja, wer er ist. — Was? wie? wer? — O! trink er aus, und mach er daß er wegkömmt. Sie begreiffen wol daß Barth sich endlich genauer erkundigt und alles erfahren. Entrüstet geht er sogleich wieder aus Altenburg, ohne den Reinesius zu sehen, und ist sein Feind.

Noch schlechter ist eine andre Anekdote von König und verdiente auch nicht einmal in einer so mittelmäßigen Sammlung, als diese Ridicula sind, zu stehen. Der Rest dieses Artikels sind Rhapso-

die

dien. In einer glaubte Hr. K. daß wir durch den Tod des seligen Gesners in Gefahr gesezt worden, den Glanz der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts, den er dem Glanze zu Ludwigs XIV. Zeiten (wohl sehr übereilt) gleich sezt, wieder zu verlieren. So viel wir würklich an dem seligen Gesner eingebüßet haben, so trift der Verlust doch wol die Deutsche Litteratur am wenigsten, denn es ist sehr bekannt, daß der selige Mann nicht eben sonderlich im Deutschen geschrieben, sondern auch gar sonderbare Urtheile von den Deutschen Schriftstellern gefället, ohngefehr wie nach Warburtons Berichte Locke und der Englische Geometer über die Dichter ihrer Nation geurtheilet haben. Ich lasse anders, was nicht viel werth ist, weg. Harduin soll nach Hrn. K. Meynung seine tollkühne Hypothese über die Schriften der Alten nicht aus Ernst, sondern aus Ruhmsucht und Lachsucht, vorgetragen haben. Die ganze Sammlung schließt mit der Schilderung der Gelehrsamkeit in unsern Tagen, und die Pinselzüge sind nicht schlimm gerathen.

Zwey

Zwey hundert und vier und sechzigster Brief.

Damit ich Ihnen mein Versprechen halten möge, daß einzige gute Stück der Klozischen Sammlung, (wenn meinem Urtheile zu trauen ist,) abzuschreiben, so will ich mich lieber ungesäumt und bey warmem Andenken an die Arbeit machen, und mit ihrer Erlaubnis übersezen, ob sie gleich das Latein des Hrn. K. dabey verlieren, das er immer mehr in seine Gewalt zu bekommen scheint. — Also.

„Schilderung eines Philosophen, der in „seinem ganzen Leben unbekant und arm „gewesen und endlich Hungers gestorben ist.

„Modestin (so hieß der Philosoph, dessen „Ebenbild wol so leicht nicht wieder vorkommen „dürfte) Modestin hatte sich von seinen zarte„sten Jahren an, auf die besten Kentnisse geleget. „Geschichte, Beredsamkeit, alles was zu dem Ge„gefolge der schönen Wissenschaften gehört, hatte „er mit Fleis studiret; die besten Dichter und „Redner unter den Alten und Neuern mit dem „Gefühle der wahren Schönheiten gelesen; da-

„durch den Geist geschärfet, die Urtheilskraft
„gefeilet, und den Vortheil erlanget, zierlich zu
„reden und schön zu schreiben. Er merkte zu-
„gleich auf die Sitten der Menschen, beobachtete
„ihre Handlungen, forschte ihren Triebfedern nach
„und verschaffete sich dadurch Kentnis der Welt.
„Mit einem Gemüthe, das nur der Zucht ge-
„wöhnt, und mit einem Kopfe, der mit vielen
„Kentnissen angefüllt war, wandte er sich zur Phi-
„losophie und fieng an, sie andern vorzutragen.
„Allein er hatte die Philosophie nicht wie ein
„Handwerk zum Erwerben des Brodtes erlernet,
„sondern als ein Mittel zur Verbesserung der
„Sitten, als eine Hülfe zur Regierung des Staates,
„als eine Richtschnur zur Führung des Lebens.
„Er schrieb wenig, und auch dis b os, weil ihn
„die Akademischen Geseze dazu zwangen: aber
„die grössete Mühe gab er sich, seine Lehren
„durch sein Leben zu bekräftigen, weil er die
„Leute für die schändlichsten hielt, die nach
„Verlassung des Katheders, das selbst zu ver-
„achten schienen, was sie nur eben gelehrt hatten.
„Seine Meynungen trug er immer so vor, daß
„er auch anderer ihre zugleich anführte, die
„Grün-

„Gründe, deren sie sich bedienten, anbrachte
„und warum ihm die erstere Meynung mehr
„einleuchtete, vorwies. Niemals aber schimpfte
„er auf die, welche von ihm abwichen; er lobte
„sehr öfters ihre Schriften, und ermahnte seine
„Zuhörer sie fleißig zu lesen: mit Achtung führte
„er die Schriften der Gegenparthey an und legte
„die Gründe, die ihn davon zurückhielten, gesittet,
„gelinde und bescheiden dar. Seine Bewunde-
„rung, die er in grossem Grade für die Philo-
„sophen der Griechen und Römer hegte, brach
„oft in die grössesten Lobsprüche für sie aus? und
„bewegte ihn zu dem wiederholten Geständnisse,
„daß sie die meisten Wahrheiten schon erblicket,
„und in der Kentniß der Geschäfte, wodurch der
„Philosoph erst zu seiner Reife gedeyhet, unsre Zeit-
„genossen weit übertroffen. Denn sie hätten an
„der Regierung des Staats Antheil genommen,
„die grössesten Aemter verwaltet und die herrlich-
„sten Thaten ausgeführet. Ihre Schriften fleißig
„zu lesen war die tägliche Vermahnung an seine
„Zuhörer. Mit der Behutsamkeit die ihn von
„Schimpfwörtern zurükhielt, vermied er auch
„schändliche Reden und Scherze, die das Ge-
„lächter

„lächter der unbesonnenen Jünglinge erbetteln
„sollen. Er war ernsthaft, strenge auf die Sitten
„der Jungen Leute und nachdrücklich in seinen Er-
„munterungen zur Tugend. Aber dieser Ernst
„wurde durch Munterkeit gemildert. Denn zu-
„weilen versezte er eine Strafrede mit schicklichen
„Versen aus einem Dichter oder mit Beyspielen
„aus der Geschichte. Und niemals vergieng eine
„Stunde, darinn er nicht seinen Zuhörern sagte,
„daß sie sich in dem Wahne irreten, als ob sie in drey
„Jahren Philosophen werden könnten; gesezt daß
„sie auch alles nachgeschrieben, auswendig geler-
„net, und verwahret hätten, um ganze Kasten voll
„damit nach Hause zu nehmen. Er zeige ihnen
„blos den Weg auf dem sie zum Verständnisse
„der Wahrheiten gelangen könten: er weise ih-
„nen blos, wie die Urtheilskraft geschärfet und
„zur Richtigkeit im Denken gebildet werden müste.
„Aus seinen Vorlesungen würden keine Philo-
„sophen hervortreten, da er sich begnüge, wenn
„sie jezt klüger und bey mehrere Jahren Philosophen
„würden. Die wahre Weltweisheit erlerne man
„nicht aus einem Lesebuche; die Natur des Men-
„schen genau kennen, selbst sich versucht haben,

„wozu

„wozu viele Zeit gehöre; dies werde unumgänglich
„dazu erfordert. Es seyn ganz verschiedene Sa-
„chen, etwa zwey oder dreymal die Theile der
„Philosophie durchgelaufen zu haben und ein Phi-
„losoph seyn. Man dürfe Leute von anderer
„Meynung nicht verachten, noch mit Scheltwor-
„ten beladen, auch sie können rechtschaffene und
„gelehrte Männer seyn: vielleicht irre er selbst
„in der Sache; man müsse ihre Schriften lesen
„und sie darnach beurtheilen, jungen Leuten kom-
„me es nicht zu in dergleichen Streitigkeiten zu
„sprechen; sie sollen diese verschiedene Meynungen
„so lange im Gedächtnisse aufbewahren, bis sie
„in reifern Jahren entweder zu billigen oder zu
„verwerfen im Stande seyn. Auf diese drey
„Stücke endlich komme es bey Erklärung der
„Philosophie an: Die Dunkelheit in der Seele
„zu vertreiben, und die Sachen von der wahren
„Seite allmählig anzusehen; hernach das Herz zu
„bessern und sich zu den Geschäften tauglich zu
„machen, das zweyte sey von der grössesten Wich-
„tigkeit und müsse ihr vornehmstes Augenmerk
„werden. Diese und andere ähnliche Säze hatte
„Modestin seinen Zuhörern oft eingeschärfet

und

„und was war der Erfolg. Erst kamen
„ziemlich viele zu seinen Vorlesungen, nach und
„nach schmolz die Anzahl und man lies ihn al-
„leine, keiner wolte jemals ein Modestianer heis-
„sen. Er hatte keine Sekte errichtet. Er war
„nur wenigen, aber rechtschaffenen Männern,
„bekant worden hatte niemals Streitschriften ge-
„wechselt und war selbst den gelehrten Zeitungs-
„schreibern unbekant geblieben. Daher hatte er
„in der Stadt, der er gute Bürger ziehen gekont,
„in Dürftigkeit gelebt und soll endlich Hungers
„gestorben seyn.„

Hier haben Sie das ganze Stück, das, wie ich schon gesagt habe, mir sehr gut gerathen zu sein scheinet. Ich kan nicht gewiß sagen, ob ich ihm durch meine Uebersezung nicht geschadet habe. Nun ist noch übrig Ihnen ein Paar Worte von der zweyten Schrift zu sagen, die den Tittel führt: Funus Petri Burmanni Secundi. Wenn sie eine Schrift lesen wollen, daran die Erfindung nicht neu ist und wo nichts als verhaßte Persönlichkeiten vorkommen, so lassen sie sich Funus Petri Burmanni schicken.

B.

Zwey-

Zweyhundert und fünf und sechzigster Brief.

Ob Herr Winkelmann gleich sein Vaterland verlassen, und sich so zu sagen ein neues erwählet hat, so ist dennoch Deutschland sehr begierig auf dasienige, was aus seiner Feder fließet. Schriftsteller, die eine so gründliche Gelehrsamkeit, eine so tiefe Kenntniß der Alterthümer, und der schönen Künste, mit einer so männlichen und körnigten Schreibart in unserer Muttersprache verbinden, hat Deutschland nur sehr wenige. — Und wenn ein solcher auch sich expatriiret, so soll ihm das Zujauchzen seines Vaterlandes dennoch öfters daran erinnern, daß er ein Deutscher ist.

Von Hrn. W. Betrachtungen über die Baukunst haben sie zu seiner Zeit Nachricht erhalten. Ich hatte Ihnen auch von eben desselben Description des pierres gravées du Cabinet du feu Baron de Storch, Nachricht geben können, welche zu Florenz im Jahre 1760 gedruckt worden. Ich habe diesen Quartband mit vielem Vergnü-

gen

gen durchlaufen, weil er aber seiner Natur nach eines Auszugs nicht wol fähig, und außerdem in Französischer Sprache geschrieben ist, so habe ich davon bisher nichts gesagt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 25. März 1763.

Fortsetzung des zwey hundert und vier und sechzigsten Briefes.

Herr Winkelmann ist in diesem Werke recht in seinem Elemente. Seine große Kenntniß der Alterthümer giebt ihm eine Menge sehr sinnreichen Erklärungen und Anmerkungen an die Hand, die zum Theil den Liebhabern der alten Geschichte, der Critik und der Künste von großer Wichtigkeit sind. Er hat außerdem beständig dabey ein Auge auf seine Historie der Kunst gehabt, welche nun schon seit einigen Jahren mit Ungeduld erwartet wird. Er hat bey genauer Betrachtung des Stoischen Cabinets, noch verschiedene Materialien dazu gesamlet, wovon man in der Beschreibung selbst sehr deutliche Spuren findet.

Das seine itzige Beschäfftigungen überhaupt sich immer auf diese unter den Händen habende Geschichte der Kunst beziehen, siehet man unter andern aus dessen kürzlich herausgekommenen Sendschreiben von den Herculanischen Entdekungen.* Er beziehet sich sogar in derselben mehr als einmal darauf, ob sie gleich noch nicht gedruckt worden ist. Das entdeckte Herkulanum, hat Aufsehens genug in der gelehrten Welt gemacht, und also werden sie vermuthlich neugierig seyn zu erfahren, was ein Gelehrter, wie Herr Winkelmann, davon urtheilet.

Dieses Sendschreiben ist eine Frucht seiner im Jahre 1762. nach Neapolis gethanenen Reise. Er handelt darin:

1) Von den durch den Vesuvius verschütteten Orten, Herculanum Pompeji und Stabia.

2) Von der Verschüttung selbst.

3) Von der Entdeckung und der Art derselben.

4) Theilet er Bemerkungen über die Entdekungen mit.

Ich

* Dresden bey Walther 1762 in 4to.

Ich will Ihnen von jedem dieser Stücke die Hauptgedanken des Hrn. W. mittheilen. Herculanum lag nach des Strebo Bericht, auf einer Erdzunge, welche sich ins Meer erstreckten, und dem Winde aus Africa (Sirocco) ausgesetzt war; denn das Wort ἄκρα kan hier, wie Hrn. Winkelmann sehr wahrscheinlich angiebt, keinesweges ein Vorgebirge bedeuten, sondern zeiget vielmehr eine sich ins Meer erstreckende Erdzunge oder ein Capo an. Selbst der Augenschein bestätiget, daß Herculaneum auf keinem Vorgebürge können gelegen haben, da die itzt mehr als hundert Palmen darüber gebaueten Städte Portici und Resina mit dem Meere gleich liegen, welches ein flaches und sandiges Ufer hat; gleichwol hat das durch promontorium (so es auch sonst bedeutet) übersetzte Wort * ἄκρα die meisten Schriftsteller irre gemchat.

Auch der Name der Stadt Resina verdient einige Aufmerksamkeit.

* Doch finde ich, daß unser alter ehrlicher Xylander schon vor zwey hundert Jahren eben der Meiünng als Hrn. W. gewese sey; denn er über-

Er wird gemeiniglich von der Villa Retina hergeleitet, deren der jüngere Plinius im sechszehnten Briefe des sechsten Buchs gedenket. Diese Villa wollen zwar die meisten unter das Vorgebirge Misenum setzen. Hr. Winkelmann sagt aber mit Recht, daß man sich keine Villa vorstellen könne, die unter einem Vorgebirge liege, und das Plinius vielmehr anzeige, daß sie unter dem Vesuv gelegen. Retinæ classiarii *periculo* exterriti (*nam villa ea subjacebat) nec ulla sine navibus fuga.* Mich dünckt dies ist deutlich genug, zumal da der Zusammenhang deutlich zeiget, daß, wenn die Villa Retina unter Misenum gelegen hätte, daselbst wenig Gefahr könne gewesen seyn, indem sie auf diese Art zwölf Italiänische Meilen vom Vesuv müste entfernet gewesen seyn. Ich erinnere mich hiebey, daß schon Hr. Bellicard das Vorurtheil als ob die Villa Retina bey Misenium gelegen habe, gründlich widerleget, und wundere mich, daß Hr. Winkelmann, dessen Beschreibung von

übersetzt in seiner Ausgabe des Strabo die Stelle ἐκκειμένην εἰς τὴν θάλασσαν ἄκραν ἔχον. bloß durch cujus *extremitas*, in mare porrigitur.

von Herculanum* gar niemals anführet, welches sie vielleicht verdienet hätte, da sie wegen der beygefügten Zeichnungen denen die die große Beschreibung der Herculanischen Alterthümer nicht gesehen haben, vieles lebhafter vorstellen kan. Es würde auch vermuthlich angenehm gewesen seyn, verschiedenen Anmerkungen des Hrn. Cochin über die Herculanischen Malerein von Hrn. W. untersucht zu sehen, denn in vielen Stücken möchten diese beyde Kunstkenner wol nicht eins seyn. Wie sehr verschieden übrigens und doch fast immer wahrscheinlich diese Stelle des Plinius ausgelegt werde, kan man in Geßners Anmerkungen nachlesen, und Hr. Winkelmann fügt noch eine Muthmaßung des Hrn. Martorelli bey, der aus Villa Retina, Villa Paetina machen will, in der Meinung, daß diese Villa ehemals dem Papirius Pätus, einem Freunde des Cicero, gehöret habe.

* Observations sur les Antiquités de la Ville d'Herculanum avec quelques Reflections sur la Peinture & la Sculpture des anciens par Mess. Cochin le fils & Bellicard. Paris 1754. in 12mo.

Pompeji liegt an der Straße nach Salerno, zwölf Meilen von Neapel, und sieben von Portici. Von der Größe dieser Stadt, können das daselbst entdekte Capitolium und die großen Ueberbleibsel des Theaters daselbst zeugen. Dieses große ovale Werk liegt auf einem Hügel und dessen innerer und unterer Umkreiß, das ist der Umkreiß der Platea hält drey tausend Neapolische Palmen. Es hatte vier und zwanzig Reihen Sitze, und man hat den Ueberschla gemacht, daß es an 30000 Menschen fassen könnte. Dieser Stadt wurde nach des Seneca Bericht unter dem Nero gänzlich durch ein Erdbeben verstöret. Dio Caßius hingegen erzählet, daß bey dem großen bekannten Ausbruche unter dem Titus, die ungeheure Menge Asche welche der Berg ausgeworfen, die beyden Städte Herculaneum und Pompeji eben zu der Zeit, da das Volk in dem Theater an dem letztern Ort versammelt gewesen, verschüttet worden. Man hat diese Erzählung des Dio daher für einen Gedächtniß-Fehler halten wollen, und Hr *Martorelli*, der anstatt αὐτης, ταυτης lieset, meinet daß es vielmehr zu Herculaneum bey dem Ausbruche der Asche das Volk im Theater sey versammelt gewesen. Hr. *W.* wendet

det dagegen nur ein, wie es denn gekommen sey, daß in dem Herculanischen Theater kein einziger todter Körper gefunden worden; vielleicht aber ließe sich, wie mich dünckt, doch noch muthmaßen, daß zwar der erste Ausbruch der Asche das Volk im Theater betroffen, daß es sich aber dennoch durch schleunige Flucht, vor der gänzlichen Ersticknng habe retten können; der jüngere Plinius der auch obgleich etwas weiter entfernet, dennoch stark genug in diesem Aschenregen gewesen, schreibt doch (Lib. VI. Ep. XX daß er ihn abgeschüttelt habe: „tenebræ „rursus, cinis rursus multus & gravis hunc iden„tidem adsurgentes excutiebamus: operti „alioquin atqui etiam oblisi pondere essemus.

Was die Verschüttung selbst betrift, so will Hr. W. nicht aus alten Scribenten die Geschichte derselben erzählen,* sondern aus eigenen Bemerkungen davon einen Begriff zu geben suchen.

Die Lava oder der feurige Fluß geschmolzner Steine hat die Stadt Herkulanum nicht unmittelbar

* Man kan davon des Marchese Venuti Beschreibung nach sehen.

bar überströmet, sondern der Anfang geschehe durch die feurige Asche des Berges, und durch ungeheure Regengüße, welche ausser der Asche, womit die Stadt unmittelbar bedeckt wurde, auch diejenige, welche auf den Berg gefallen war, mit in dieselbe hineintrieben. Zu Pompeji und Stabia müßen die Wassergüße nicht so stark gewesen sind, denn an beyden Orten ist alles, wie mit einer leichten Asche angefüllet. Es konnte auch die Lava dahin nicht fließen; daher haben sich die an den beyden leztern Orten verschütteten Sachen überhaupt besser erhalten, als in Herkulanum. Nachdem nun Herkulanum durch die Asche bedecket, und durch die Wasser überschwemmet war, brachen die feurigen Ströme der Lava aus, und überfloßen die Stadt, die sie wie mit einer Rinde bedeckten. Die Einwohner hatten vermuthlich Zeit sich mit dem Leben zu retten, indem man weder unter den Trümmern von Herkulanum noch von Pompeji Spuren von todten Körpern gefunden, bloß zu Gragnam oder Stabia fand man die Gerippe dreier weiblicher Körper.

Was die Entdeckung dieser verschütteten Städte betrift, so hat man beym nachgraben unter der

Erde verschiedene mühsam ausgehauene unterirdische Gänge, als Spuren einer ehemaligen Nachsuchung gefunden. Und da eine alte in diesen Gegenden gefundene Inschrift, deren Anfang ist:

SIGNA TRANSLATA EX ABDITIS LOCIS.

Auf diese ältere Nachsuchung, und die bey dieser Gelegenheit gefundenen und weggebrachten Bildsäulen zu deuten scheinet, so kan man nicht hoffen, alles was verschüttet gewesen ist, zu finden.

Zur neuern Entdeckung, gab ein Brunnen Gelegenheit, den der Prinz von Elbeuf in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ohnweit seinem Hause graben ließ, man fand, nachdem man durch die Lava durchgebrochen drey weiblich bekleidete Statuen, welche der damalige Oesterreichische Vicekönig zu Rom ergänzen ließ, und dem Prinzen Eugenius schenckte, der sie zu Wien in seinem Garten aufstellte. Dessen Erben verkaufte sie an S. M. den König von Pohlen, der sie zu Dresden in einem Pavillon des großen Gartens hat aufstellen lassen. Dem Prinzen Elbeuf ward das weitere Nachsuchen untersagt, und man dachte in mehr als dreißig Jahren nicht daran bis auf Befehl

des itzigen Königs der Brunnen weiter ausgegraben ward, und da man eine Inschrift mit dem Namen der Stadt Herkulanum fand, so machte dieses Muth zu weiterer Fortsetzung der Arbeit unter der Erde.

Zum Unglück ward die Aufsicht über diese unterirdische Arbeit einem Spanischen Ingenieur, Namens Rocco Giachino Alcubierre aufgetragen, der durch seine Unerfahrenheit Schuld an vielen Schaden, und dem Verluste vieler schöner Sachen ist. Ein Exempel, daß Hr. W. anführet, ist lächerlich genug. Man entdeckte an einem Gebäude eine Inschrifft, welche aus ehernen Buchstaben bestand, die an zween Palmen lang sind. Anstatt diese Inschrifft vorher abzuzeichnen, riß man die Buchstaben aus der Mauer, warf sie in einen Korb untereinander, und zeigte sie in dieser Verwirrung dem Könige. Man kan leicht denken, daß der gute D. Rocco auf die Frage, was wohl diese Buchstaben bedeuten möchten, ziemlich betroffen gewesen sein müsse.

Nachher hat man dem Ingenieur-Major Carl Weber, einem Schweitzer von Geburt, die Aufsicht aufgetragen, und diesem verständigem Manne hat man alle gute Anstalten die nachher getroffen worden

den, zu danken. Er hat zuerst einen richtigen Grund und Aufriß dieser Entdeckungen gemacht.

Nachdem man in den Herkulanischen Entdekungen glücklich gewesen war, fing man an die andern Orte aufzusuchen. Es fand sich die wahre Lage des alten Stabia, und man grub auch zu Pompeji die Ueberbleibsel des grossen Amphitheaters weiter nach, das beständig über der Erde auf einem Hügel zu sehen gewesen. An beiden Orten konte man mit weit wenigern Kosten nachgraben, als zu Herkulanum, indem man keine Lava zu überwinden hatte. Gleichwohl da man der schäzbarsten Entdekungen gewiß ist, wird das Werk dennoch so schläfrig getrieben, daß an allen unterirdischen Orten nicht mehr als funfzig Arbeiter vertheilt worden sind, und eine grosse Stadt, wie Pompeji auszugraben, waren bey des Herrn W. leztern Reise nur acht Menschen beschäftiget. Wenn man so schläfrig fortfährt, so werden an diesen Orten freylich für die Nachkommen im vierten Gliede noch Entdekungen genug übrig bleiben, zu geschweigen, daß zu Pozzuolo, Bajä, Cuma, und Misenum, wo die prächtigsten Landhäuser der alten Römer gewesen

sind

sind, vermutlich noch wichtigern Schätze zu entdecken wären.

Die Entdkungen selbst theilet Hr. W. in unbewegliche und bewegliche. Unter den Beweglichen verdienet das Theater zu Herkulanum den ersten Plaz. Es hatte dasselbe achtzehn Reihen Sitze, über diese Sitze erhub sich ein Porticus und unter demselben waren noch drei Reihen Sitze. Man rechnet, daß in diesem Theatar dreytausend fünfhundert Menschen sizen konten, ausser denjenigen die in der Arena oder Platea Plaz hatten.

Oben auf dem Theater stand eine Quadriga die ein Wagen mit vier Pferden bespannet, nebst der Figur der Person auf demselben in Lebensgrösse, alles von vergoldetem Marmor. Ich muß Ihnen doch mit Hr. W. eigenen Worten erzählen, wie unverantwortlich der obengedachte Alcubierre mit diesem treflichen Werke umgegangen ist. „Diese Werke sind wie leicht zu errathen ist; von „der Lava umgeworfen, zerdrücket und zerstüket, „aber es fehlete bey der Entdekung kein Stük an „denselben. * Wie verfuhr man aber mit diesen

kost-

* So ganz zuverläßig möchte dieses wohl nicht zu behaupten seyn, da aus des Marchese Venuti

„kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke
„gesammlet, auf Wagen geladen, nach Neapel
„geführet, und in dem Schloßhofe abgeladen,
„wo dieselben in einer Ecke auf einander geworfen
„worden. Hier lag dieses Ertzt wie altes Eisen
„geraume Zeit, und nachdem hier ein Stück und
„dort ein anders war weg getragen worden, so
„entschlos man sich diesen Ueberbleibseln eine Ehre
„anzuthun: und worinn bestand dieselbe? Es wur-
„de ein grosser Theil davon zerschmolzen zu zwey
„grosser erhaben gearbeiteten Brustbildern des
„König und der Königin. Wie diese beyden Stüke
„gerathen können, stelle ich mir vor, ohneracht-
„tet ich dieselben nicht gesehen, denn sie sind un-
„sichtbar geworden, und bey Seite gethan, da
„man das unwissende unverantwortliche Verfah-
„ren anfing zu mercken. Die übrigen Stüke von
„dem Wagen, von den Pferden und von der Fi-
„gur

Tagebuch, dessen was im April und folgenden Monaten 1739 gefunden worden, erhellet, daß die Stüke dieses Werkes sehr verschiedenen Tagen, folglich auch weit von einander gefunden worden, und daß verschieden Stücke von der Lava ganz platt gedruckt gewesen.

Gemälde des Theseus an, an welchem noch die Rundung zu sehen ist. Ich finde aber daß der Marchese Venuti ausdrüklich berichtet, daß die Gemälde des Theseus, und des Telephus, aus zweien in der platten Mauer befindlichen Nichen genommen werden, also kan man auf ihre Rundung nicht auf einer andern Tempel schliessen, Hr. Bellicard, deutet diese beide Nichen auch an, aber in der Mauer seines sogenannten Fori, das Hr. W. eine Villa nennet. Wenn sich daselbst wie Hr. W. schreibet, Gartenstücke und d. gl. gefunden, so ist es freylich kein Forum gewesen, nur scheinet es bedenklich, daß ohnweit des öffentlichen Platzes und des Tempels einer Stadt ein so weitläufiges Landhaus mit Gärten und Aussichten nach dem Meere solte erbauet worden seyn.

Der Beschluß folgt künftig.

„sucht. Diese Schande der Ergänzung suchte „man auf das sorgfältigste zu verbergen; der „Hof des Musei würde an drey Tage verschlossen, „bis das Wasser aus den Bauch abgezapfet war. „In diesen besorglichen Umständen ist das Pferd „bis jezo ohne weitere Hülfe, welche schwer wer„den würde, stehen geblieben, und dieses ist die „Geschichte der vergoldeten Quadriga von Erzt „auf der Spize des Herculanischen Theaters.„

Von dem Theater war nicht weit entfernet ein runder Tempel. Diese Gebäude standen an dem öffentlichen Platze der Stadt, und nahe an diesem öffentlichem Platz lag eine Villa oder Landhauß, nebst zugehörigem Garten, welche sich biß an das Meer erstrekte. So sagt Hr. Winkelmann. Ich gestehe daß ich dieses mit der Beschreibung des Hrn. Bellicard und den derselben beygefügten Zeichnungen nicht zusammen reimen kan. Dieser weiß von keinem runden Tempel, sondern giebt vielmehr den Grundriß von zwey länglich vierekigten Tempeln, und was Hr. W. eine Villa nennet, giebt Hr. L. für ein öffentliches Gebäude für eine Art von Forum aus Hr W. giebt zum Beweiß, daß der Tempel rund gewesen, das

Ge-

die Gemälde vor. Hr. W. sagt es sind itzt über tausend Stück von verschiedener Größe vorhanden. Man hätte hier wohl eine Beurtheilung der vornehmsten erwartet, zumal da Hr. Cochin so freye Urtheile darüber fället, die zuweilen selbst durch seine aus dem Gedächtnisse gemachte Zeichnungen widerlegt werden. Es scheinet aber fast das Buch der Hrn. Cochin und Bellicard müße dem Hrn. W. unbekannt gewesen seyn, sonst würden hier gewiß einige Anmerkungen an ihrer Stelle gewesen seyn. Doch es scheinet daß sich Hr. W. die Beschreibung und Beurtheilung dieser Gemälde zu seiner Hist. der Kunst aufbehalten habe.

Eine nöthige Anmerkung für begüterte Kunstliebhaber, diesseits der Alpen ist es, daß alle Gemälde, welche seit einiger Zeit für solche die aus Herkulanum gezogen wären, verkauft worden, für Betrügereien zu halten sind. Es sind dieselben alle von einem sehr mittelmäßigen Venetianischen Maler zu Rom Namens Joseph Guerra. Er hat sogar das Uebliche (Costume) so schlecht beobachtet, daß wenn ein einziges von seinen Stücken hätte alt seyn können, das ganze System der Kentniße des Alterthums umgeworfen seyn müste.

Die

Die Bildsäulen von Marmor und Erz, wie auch eine unzählige Menge allerley eherner Werkzeuge und Hausgeräthe beschreibet Hr. W. kürzlich; ich will mich aber damit nicht aufhalten, sondern sie Ihnen in dem Werke selbst nachzulesen überlassen; aber eine wichtige Anmerkung über die Zierlichkeit der Hausgeräthe der Alten, muß ich ihrer großen Gemeinnützigkeit wegen hieher setzen. Es ist leider bekannt genug, wie gern man in dem itzigen Jahrhunderte das Hausgeräthe zierlich machen will, und wie weit man dabey in einigen Stücken von dem Pfade des guten Geschmaks abzuirren pflegt.

„Die vornehmste Betrachtung über alte Ge„räthe heißt es S. 62. und sonderlich über die Ge„fässe solte auf die Zierlichkeit gerichtet seyn in welcher „alle unsere Künstler den alten nachstehen müßen. „Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten „Geschmacks gebauet, und gleichen einem schönen „jungen Menschen, in dessen Gebährden, ohne „sein Zuthun oder Denken, sich die Grazie bildet; „diese erstrecket sich hier bis auf die Handheben „der Gefäße. Die Nachahmung derselben könn„te einen ganz andern Geschmack einführen, und „uns von den gekünstelten ab, auf die Natur lei-

„ ten, worinn nachher die Kunst kan gezeiget werden.
„ Die Schönheit dieser Gefäße bildet sich durch die
„ sanften geschweiften Linien der Formen, als wel-
„ che hier, wie an schönen jugendlichen Körpern,
„ mehr anwachsend als vollendet sind, damit un-
„ ser Auge in völlig halbrundem Umkreise seinen
„ Blick nicht endige, oder in Ecken eingeschränkt
„ und auf Spitzen angeheftet bleibe. Die süße
„ Empfindung unserer Augen bey solchen Formen
„ ist wie das Gefühl einer zarten sanften Haut,
„ und unsere Begriffe werden, als vom Vereinten,
„ leicht und faßlich. Da nun das Leichte durch
„ dessen Faßlichkeit selbst gefallen, und das ge-
„ zwungene, wie ein übertriebenes Lob anderer,
„ weil wir selbst an dasselbe nicht reichen zu kön-
„ nen glauben, durch das Gegentheil mißfallen
„ muß, ja da die Natur, in Ansehung der Kosten
„ (da insgemein das Natürliche wohlfeiler als
„ dessen Gegentheil ist,) den Weg erleichtert:
„ so sollte uns Empfindung und Ueberlegung zu der
„ schönen Einfalt der Alten führen. Aber diese
„ blieben bey dem, was einmal schön erkannt wor-
„ den, weil das schöne nur eins ist, und änderten
„ wie in ihrer Kleidung nicht, wir hingegen kön-

„ nen

„ nen oder wollen, uns in dieser, wie in andern
„ Dingen nicht fest setzen, und wir irren in this
„ richter Nachahmung herum, wodurch wir alle
„ Augenblicke, was wir bauen, wie die Kinder
„ wiederum niederwerfen.

Die in Herkulanum gefundenen Schriften beschreibt Hr. W. sehr ausführlich, da aber eben diese Nachricht ihrem vornehmsten Inhalte nach schon verschiedenen deutschen periodischen Schriften einverleibet worden, so will ich sie hier übergehen, ohnerachtet sie von der äußersten Wichtigkeit ist. Nun, da diese Arbeit bey der Aufwiklung so ungemein langsam zugehen muß, so kan ich nicht umhin mit Hrn. W. zu wünschen, daß man von den gefundenen Schriften nur den Anfang aufwikelte, damit man das wahre nützliche aussuchen, un ganz entwikeln könnte. Bisher hat man nur die Werke des Philodemus von der Musik und von der Rhetorik mit unsäglicher Mühe aufgewikelt. Wir haben aber, sagt Hr. W. Rhetoriken gnug, und was ist uns an einen Hypochondrischen und zerstümmelten Klage wider die Musik gelegen; lieber möchten wir die verlohrnen Bücher des Diodorus, des Aristoteles Beurtheilung der dra-

 matischen

matischen Dichtkunst, die verlohrnen Tragödien des Sophokles und Euripides u. a. d. gl. finden.

Die Beschreibung des Königl. Musei zu Portico, wo alle in Herkulanum und den umliegenden Orten gefundene Seltenheiten gefunden worden, ist für Sie nicht so wichtig, also will ich sie übergehen.

Aber die kürzlich erhaltene Nachricht kan ich nicht übergehen, daß die Verdienste des Hrn. Winkelmanns endlich in Rom selbst, durch die wichtige Stelle eines Präsidenten der Alterthümer belohnet worden. Eine Stelle die niemand würdiger bekleiden konnte als er, und die auch unter vielen andern wol am meisten nach seinem Geschmacke seyn möchte. Es ist nur zu beklagen, daß uns dadurch die Hofnung ihn wieder in Deutschland zu sehen beynahe entzogen wird. Da ich weiß, daß Sie diesen unsern würdigen Landsmann besonders hochschätzen, so wird es ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn, daß ich Ihnen beyliegenden eigenhändigen Brief an einen seiner vertrauten Freunde überschicke, worin er theils seine Lebensart in Rom, theils seine vorherige Schicksale kürzlich erzählet.

Rom den 8 Dec. 1762.

— per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium.

Theurester Freund und Bruder!

Du der du mir der einzige übrig geblieben bist, an welchen ich als Bruder schreibe! von dir glaubete ich, da uns Berge und Flüsse trennen, vergessen zu seyn, da mir dein mir angenehmes Schreiben eingehändiget wurde. Ich habe es an Herz und Mund gedrücket, weil es von dessen Händen kommt, zu dem mich eine geheime Neigung zog in der ersten Blüte unserer Jahre. Ich stelle mir, wie in einem Bilde, unsere ganze jugendliche Geschichte vor.

Du verlangest mein Schatz! meine Lebensgeschichte zu wissen, und diese ist sehr kurz, weil ich dasselbe nach den Genuß abmesse. M. Plautius, Consul und welcher über die Illyrier triumphieret hatte, ließ an sein Grabmaal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: VIXIT. ANN. IX. Ich würde sagen; ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in anderen Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verlohren,

zurück

zurück zu rufen gesuchet, und ich sterbe wenigstens zufriedener; denn ich habe alles was ich wünschte erlanget, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konte. Ich bin bey dem grösten Cardinal und Enkel von Clemens XI. nicht zu dienen, sondern damit mein Herr sagen könne, daß ich ihm angehöre. Ich bin dessen Bibliothecarius; aber seine grosse und prächtige Bibliothek ist bloß zu meinem Gebrauche, ich geniesse dieselbe für mich allein, ich bin mit aller Arbeit verschonet; ich thue nichts als mit demselben ausfahren. Es kann keine Freundschaft genauer seyn, als das Verhältniß worin ich mit demselben stehe, welches auch kein Neid, und nur der Tod allein trennen kann. Ihm offenbare ich die geheimsten Winkel meines Herzens, und ich geniesse von seiner Seiten eben diese Vertraulichkeit. Ich schäze mich also vor einen von den seltenen Menschen in der Welt, welche völlig zufrieden sind und nichts zu verlangen übrig haben. Suche einen andern, welcher dieses von Herzen sagen kan!

Bisher habe ich alle mir angetragene Stellen ausgeschlagen, weil für mein Alter gesorget ist in Dresden; denn Se. K. H. der Churprinz hat mir bereits vor vier Jahren die ansehnliche und ruhige Stelle eines Aufsehers über dessen Museum angetragen, und mir hierüber wiederholte Versicherungen gegeben, da man in Engelland an mich gedacht, wo ich neulich

auch

* Albani.

auch zum Mitgliede der Königlichen Gesellschaft der Wissenschafften bin ernennet worden. In dieser Absicht und um mich an den Hof gebunden zu erhalten, geniesse ich noch einen Theil meiner Pension, welche mir richtig aus den Händen des Königs selbst bis itzo ausgezahlet worden, ohnerachtet ich dieselbe ganz und gar selbst freywillig verbethen hatte, da ich vor vier Jahren meine itzige Stelle erhielt. Bis dahin lebte ich ausser allen Verhältnisse, und ich hatte ein paar Jahre die Aufsicht über des Cardinal Archinto Bibliothec, ohne in Sold zu stehen, theils weil ich es in dem völligen Genusse meiner Pension nicht nöthig hatte, theils weil dieser Mann, welcher in Dresden das Werkzeug meiner Bekehrung war, nicht nach meinem Sinne geschnitten war, und vornehmlich weil ich bloß als ein Königlicher Pensionarius wolte geachtet werden. Ich genoß zu gleicher Zeit die Freundschaft des grossen gelehrten Cardinals Passionei, ich erschien wenn ich wolte, an dessen Tafel: ich fuhr mit demselben beständig aus so wohl in der Stadt, als auch auf sein Landhaus, und diese Freundschaft hob mich in Rom und gab mir Credit. Sein Tod war mir ein grosser Verlust.

Vor vier Jahren war ich 9 Monate zu Florenz, wohin ich berufen war, die Beschreibung der geschnittenen Steine des Baron von Stosch zu machen. Ein

halbes

halbes Jahr vorher *that ich* meine erste Reise nach Neapel und von *da bis nach* Taranto: den vergangenen Winter *that ich* dieselbe zum zweyten mahle mit dem *Cammerherrn* von Brühl, welchem ich das *Sendschreiben* von den Herculanischen Entdeckungen *zugeschrieben* habe. Diese künftige Fasten werde ich zum drittenmahl dahin gehen bis nach Ostern, und in einer angenehmen Gesellschaft werde ich deine Gesundheit in dem besten Syracuser ausbringen.

Meine vorige Geschichte nehme ich kurz zusammen. In Seehausen war ich achthalb Jahre, als Conrector an der dasigen Schule. Bibliothecarius des Hrn. Gr. von Bünau bin ich eben so lange gewesen; und ein Jahr lebt ich in Dresden vor meiner Reise. In dieser Zeit that ich in gewissen eigenen Angelegenheiten binnen zwey Monate, zweymahl eine Reise nach Potsdam; und der Freund den ich besuchte, gab mir nicht Zeit Berlin zu sehen.

Wenn die Sachen in Deutschland ein besser Ansehen gewinnen, werde ich eine Reise durch die Schweiz nach Sachsen Thun; aber nach Rom zurückgehen, bis ich dasjenige was ich angefangen habe, endige. Meine gröste Arbeit ist bisher die Geschichte der Kunst des Alterthums, sonderlich der Bildhauerey, gewesen welche diesen Winter gedruckt wird. Ferner ist ein

Itali-

Italiänisches Werk, wozu über hundert Kupfer von mit entworfen, unter dem Titel Erklärung schwerer Puncte in der Mythologie, den Gebräuchen und der alten Geschichte, alles aus unbekanter Denkungsart des Alterthums, welche hier zum ersten mahl erscheinen werden, dieses Werk in Folio lasse ich auf eigene Kosten in Rom drücken. Beyläufig arbeite ich an einer Allegorie für Künstler.

Dieses ist das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahrs gebohren!

Meine Nebenstunden wende ich auf die Arabische Sprache und eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen und von Kupfern, damit ich künftig ferner von den hiesigen Schätzen, etwas zum Spielwerck habe.

Ich wünsche dir, daß du zu der Zufriedenheit gelangen mögest die ich hier geniesse und genossen habe und bin beständig.

Dein getreuer Freund und Bruder
Winckelmann.

N. S. Es wird eine kleine Schrift von der Schönheit in der Mahlerey, bey euch bekannt geworden seyn, welche der Ritter Mengs, erster Hofmaler des Königs in Spanien, ohne sich zu nennen, mir zugeschrieben hat. Es ist derselbe in Madrit; Fueßli ist nur der Besorger, welches ich erinnere, weil einige diesen, einige mich selbst vor den Verfasser halten.

Dieses Schreiben wird sehr alt werden. Ich glaubte der Hr. P. G * * * würde es mit der Post abschicken. Addio! ich gehe mit dem Cardinal Spinelli auf 14 Tage ans Meer.

Ende des sechszehnten Theils.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



XVII^ter Theil.

Berlin, 1764.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt
der Briefe des siebenzehnten Theils.

Zwei-

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Siebenzehnter Theil.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 5. Januar 1764.

Zwey hundert und sechs und sechszigster Brief.

Wenn ein Genie sich einen neuen Weg bahnet, so pfleget es niemals an Nachfolgern zu fehlen, welche ebendenselben Pfad einzuschlagen suchen. Da nun eben diese Begierde nachzuahmen, fast unwidersprechlich den Mangel eines eigenthümlichen Genies bei den Nachahmern anzeiget, da diese Nachahmer ausserdem selten die Gaben, die Erfindsamkeit, das Feuer ihrer Vorgänger haben, so pflegen sie, wie man zu allen Zeiten, und bey allen Nationen bemerket hat, diese mehrentheils bey weitem nicht zu erreichen. Aber insbesondere in Deutschland scheint ein unglückliches Gestirn über die zahlreiche Nachahmer zu walten, welche sich rüstig aufmachen, hinterher zu eilen, sobald ein guter

Kopf zum Tempel der Ehre seinen eigenen Weg betreten hat; wir haben mehrentheils gesehen, daß sie ihren Vorgängern sogar ungleich gewesen, daß sie mit ihren Versuchen auch nicht einmal bis an das mittelmäßige reichen können, und öfters anstatt den eigenthümlichen Geist ihrer Urbilder zu fassen, nichts als eine fehlerhafte Manier sich eigen zu machen gewußt.

Die Kriegslieder des Preußischen Grenadiers waren von der Natur, daß man gewiß vermuthen konte, daß sie viel schlechte Nachahmungen nach sich ziehen würden: der Eifer der während der Dauer eines Krieges fast jedermann belebet, und die anscheinende Leichtigkeit dieser Lieder, waren Bürgen dafür. Die Vermuthung ist auch eingetroffen, denn alle verschiedene Nachahmungen, die man davon gesehen, sind so beschaffen, daß ich nicht nöthig habe Sie damit zu unterhalten; aber von einem kleinen Bändchen wozu sie Gelegenheit gegeben haben, hätte ich Sie schon längst unterhalten sollen.

Man thut dem sinnreichen Verfasser der

Ama-

Amazonenlieder * wohl nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm die Kriegslieder des Grenadiers zu seiner Idee Gelegenheit gegeben; Man kan zwar nicht sagen daß er diese eben habe nachahmen wollen, doch siehet man leicht daß beide in ein Genus „gehören, so daß eins gleichsam ein Pendant des andern ist.

Der Charakter eines Frauenzimmers, das Ehrbegierde und Tapferkeit an ihrem Geliebten dermassen liebet, daß sie ihn auch deswegen gern den Gefahren entgegengehen siehet, ist an sich interessant genug, und giebt zu interessanten Situationen Anlaß, daher kan man es dem Dichter nicht verdenken, daß er sich diesen Charakter gewählet hat, aber das verdenke ich ihm, daß er um zu beweisen daß ein solcher Charakter wirklich existire, in der Vorrede anführet, „daß jedes Heer von einer Menge gehoseter „Mädgen mit fürchterlichen Federhüten begleitet „werde.„ Mich dünkt der Dichter hätte besser

 „gethan

* Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. Die erste Auflage 1762 in 12 die zwote und vermehrte Auflage in eben dem Jahre in 8.

gethan er hätte uns aus der alten Geschichte an mehr als eine Nation erinnert, deren Frauenzimmer, die Tapferkeit mit Liebe belohnten, als daß er seine Heldin, (solte es auch nur im Scherze seyn.) zu solchen Personen heruntersetzet, bey denen man so wenig Liebe als Tapferkeit vermuthen solte. Dis ist ohnstreitig dem Charakter seiner Heldin nachtheilig, und macht ihn einigermassen schielend und unbestimmt.

Doch noch mehr bedaure ich, daß vermuthlich gewisse Umstände ihn abgehalten haben seiner Heldin einen bestimmten Nationalcharakter zu geben. Man siehet leicht den Vortheil den der Grenadier hievon gezogen hat; Er redet von grossen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen, und wie viel hat der Dichter nicht schon gewonnen, der gewiß ist, aufmerksame Leser zu finden. Noch mehr; der Vorredner der Kriegslieder merket an, daß die heroischen Gesinnungen der Reiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben die einzige Begeisterung des Grenadiers gewesen. Eben diese Gesinnungen musten auch die Amazone begeistern,

da sie aber Gefahr und Tod nicht um derselben selbst willen lieben kan, da diese Gesinnungen durch nichts als durch die Liebe zum Vaterland können erzeuget werden, so kan man sich leicht vorstellen, wie viel lebhafter sie seyn müssen, wenn die Amazone ein bestimmtes Vaterland und dessen bestimmte Gefahr denken kan.

Da also die Amazone in Ermanglung dieser Bestimmung blos ein poetisches Geschöpf bleibt, so ist der Dichter genöthigt gewesen, anstat grosser Weltbekanter Begebenheiten, bloß die verschiedenen Situationen, in denen sich ein solcher Charakter befinden kan zu bearbeiten; dis giebt zu Liedern vor der Schlacht, beym entfernten Getümmel der Schlacht, bey der Flucht der Feinde, beym Fall des Geliebten, beym Grabe des Geliebten. u. d. gl. Anlaß.

Die ganze Samlung verräth durchaus einen grossen Dichter. Innige Sentimens, vortrefliche Beschreibungen und eine ausgesuchte Poesie des Stils. Diese letzte ist hier reicher und blühender als in den Kriegsliedern, die Amazone hat sich sogar hin und wieder ein wenig Gelehr-

 samkeit

samkeit merken lassen, welche zeigt, daß sie gewiß nicht zu den ganz gemeinen Mädchen gehöret. Um noch eine Kleinigkeit zu erinnern, so möchte ich in der That einige Lieder abkürzen, doch man vergiebt es einem Frauenzimmer leicht, wenn sie auch ein wenig schwatzet.

Ich will mich nicht auf eine Beurtheilung einzelner Lieder einlassen, weil ich weiß, daß Sie diese Samlung selbst lesen und mehr als einmahl mit Vergnügen lesen werden. Solte ich Ihnen alle schöne Stellen anführen, so müste ich beinahe das ganze Buch abschreiben: Inzwischen muß ich Ihnen doch einige Stellen anführen, die Ihnen Begierde nach den übrigen erwecken. Folgende Zeilen sind aus den Klagen bey dem entfernten Getöse der Schlacht. Die Amazone befürchtet von Ihrem Geliebten, daß ein Feind

— — von Raubgier unterjocht
Erschrecklich ihn entblößt,
Und ihm, dem noch das Herze pocht,
Zu andern Leichen stößt? —

Ach

Ach hier! entsetzlich liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub,
Des Zephirs Spiel noch heute früh
Und itzt des Nordwinds Raub.
Drückt ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht sucht es mich brechend noch
Und fänd in meinem Ruh!
Zög ich noch seinen lezten Hauch
In meinen Küssen ein!
Vielleicht ruft er mich sterbend auch
Und nennet mich noch Sein!

Der Amazone Loblied auf ihres Geliebten Pferd ist überhaupt eins der schönsten Stücke in der ganzen Samlung, das ungemein viel neue Züge enthält. Urtheilen Sie nur nach einigen Strophen:

Ach welch ein Hals! mit Majestät
Wölbt er sich stolz empor:
Ein Berg auf den die Ceder steht,
So ragt sein Haupt empor.
Gleich zween Schlünden am Vesuv
Raucht deiner Nase Dampf
Und schnaubt den mächtigen Beruf
Nach Feuer und nach Kampf!

Wie spielt der Schenkel Harmonie
Von Grazien bewegt!
Wie Florens Kinder spielen sie,
Wenn sich ein Zephir regt.

— — — — —

Doch von welch hohem Stolz entbrant
Seh ich mein Roß erst itzt,
Wenn in des jungen Helden Hand
Sein goldner Zügel blitzt!
Es fühlt des Jünglings ganzen Muth,
Schreit nach dem Heldenlauf,
Beißt der geschwollnen Adern Glut,
Voll edlem Unmuth auf:
Schnaubt, stampfet, rückt den Zaum und schlägt:
Glaubt, daß er sich vergißt,
Daß er vergißt, welch Roß ihn trägt,
Und wer er selber ist. u. s. w.

Ich will nicht mehrere Stellen anführen, um den Raum zu schonen. Sie werden aber das sechste Lied (S. 51. der zweiten Auflage) bey dem entfernten Tumulte der Schlacht, und das siebente, bey der Flucht der Feinde, besonders schön finden. Ich muß Ihnen nur noch ein Paar Worte von dem bey der zweiten Auflage befind-

findlichem Anhange, sagen, welcher die aus dem Griechischen übersetzte Kriegslieder des Tyrtäus enthält. Ich kan sagen, daß ich mich ausserordentlich darüber gefreuet habe; diese trefflichen Ueberbleibsel des Alterthums hätten längst schon verdient bekanter zu werden. Sie sind, ausser im Stobäus, der drey davon eigentlich aufbehalten, bisher blos in der sogenanten Collectione Poetarum græcorum minorum, welche nicht in allen Bibliothecken angetroffen wird, gedruckt gewesen, und meines Wissens noch in keine lebende Sprache übersetzt worden. Deutschland kan sich also zuerst rühmen eine so getreue als glückliche Uebersetzung, dieser Lieder, die im Alterthume den Muth ganzer Heere neubeleben konten, zu besitzen. Ich will Ihnen auf anliegendem Blatte das dritte Stück, nebst der Urkunde, beilegen. Ein Stück das man beinahe ohne Aenderung in diesem Kriege dem Preußischen Heere, zuruffen könte. Sie werden aus der Gegeneinanderhaltung am besten sehen, was der deutsche Uebersetzer geleistet hat:

Stammt Ihr von dem Alcides nicht,
Ein unbesiegt Geschlecht?
Noch gönnt Euch Zevs sein Angesicht,
Traut auf ein göttlichs Recht!

Was ist die Menge die Euch droht?
Erzittert nicht vor ihr!
Ergreift den Schild, und sucht den Tod
Und kämpft voll Ruhmbegier.

Ist Euch das Leben nicht verhaßt?
Ihr kennt ja die Gefahr
Des Kriegs? des Kriegers Müh und Last?
Was fliehn und schlagen war!

Nicht wahr? da fiel ein kleiner Theil,
Wo mit vereinter Macht
Den Angriff Ihr gewagt, und Heil
Auf Euer Volk gebracht?

Ja, ein Verzagter! auf einmal
Verliert der alle Kraft!
Kein Wort erschöpft das Unglück all,
Das niedre Feigheit schafft.

O welche Schande! welch ein Greul!
Wenn hin in Staub gestreckt
Auf blutgen Rücken noch ein Pfeil
Tief in der Wunde steckt!

Er traf ihn auf der Flucht. — Der Held
Faßt aber sichern Grund,
Rückt unerschüttert in das Feld
Und beißt sich in den Mund;

Hebt

Ἀλλ' Ἡρακλῆος γὰρ ἀνικήτου γένος ἐστέ.
Θαρσεῖτ', οὔπω Ζεὺς αὐχένα λοξὸν ἔχει.
Μηδ' ἀνδρῶν πληθὺν δειμαίνετε, μηδὲ φοβεῖσθε.
Ἰθὺς δ' ἐς προμάχους ἀσπίδ' ἀνὴρ ἐχέτω,
Ἐχθρὰν μὲν ψυχὴν θέμενος, θανάτου δὲ μελαίνας
Αὐγαῖσιν κῆρας ἠελίοιο φίλας.
Ἴστε γὰρ ὡς Ἄρεως πολυδακρύτου ἔργ' ἀρίδηλα,
Εὖ δ' ὀργὴν ἐδάητ' ἀργαλέου πολέμου.
Καὶ μετὰ φευγόντων τε διωκόντων τ' ἐγένεσθε,
Ὦ νέοι, ἀμφοτέρων δ' ἐς κόρον ἠλάσατε.
Οἱ μὲν γὰρ τολμῶσι, παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,
Ἔς τ' αὐτοσχεδίην καὶ προμάχους ἰέναι,
Παυρότεροι θνήσκουσι, σάωσι δὲ λαὸν ὀπίσσω.
Τρεσσάντων δ' ἀνδρῶν πᾶσ' ἀπόλωλ' ἀρετή.
Οὐδ' εἷς δ' ἄν ποτε ταῦτα λέγων ἀνύσειε ἕκαστα;
Ὅσσ', ἂν αἰσχρὰ πάθῃ, γίγνεται ἀνδρὶ κακά.
Ἀργαλέον γὰρ ὄπισθε μετάφρενόν ἐστι δαΐζειν
Ἀνδρὸς φεύγοντος δηΐῳ ἐν πολέμῳ.
Αἰσχρὸς δ' ἐστὶ νέκυς κατακείμενος ἐν κονίῃσι
Νῶτον ὄπισθ' αἰχμῇ δουρὸς ἐληλαμένος.
Ἀλλά τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισι
Στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών.

Μηροὺς

Hebt seine Schenkel hoch empor,
Und hält den breiten Schild
Den Schultern und dem Busen vor,
Den hoher Ehrgeiz schwillt:
Er wirft den Spieß, o Feind, auf Dich
Mit starkem Ungestüm!
Indessen winket fürchterlich
Die Feder über ihm! —
So lern er Thaten thun im Streit,
Und fecht und streite gern
Und wo der Feind mit Pfeilen dräut,
Da sey sein Schild nie fern.
Doch naht er sich ihm allzusehr,
So greif er herzhaft an,
Bald mit dem Schwerd, bald mit dem Speer,
Und such ihn selbst zu fahn.
Es treffe donnernd Mann auf Mann
Und Fuß auf Fuß, und Schild
Auf Schild, und Helm an Helm und dann
Schlag er von Wuth erfüllt.
Bald sey der lange Spieß bereit,
Und bald das breite Schwerd,
Und seine Brust sey jederzeit
Dem Feinde zugekehrt!
Du aber, leichtes Kriegsvolk, Du,
Dich ladt der Krieg auch ein,
Eil unter Deiner Tartsche zu
Und wirf den mächtgen Stein.
Und Deinen Wurfspieß säume nicht
Oft auf den Feind zu drehn,
Ja, geh selbst denen ins Gesicht
Die schwer bewaffnet gehn.

Μηροὺς τε κνήμας τε κάτω καὶ στέρνα καὶ ὤμους
  Ἀσπίδος εὐρείης γαστρὶ καλυψάμενος·
Δεξιτερῇ δ' ἐν χειρὶ τινασσέτω ὄβριμον ἔγχος,
  Κινείτω δὲ λόφον δεινὸν ὑπὲρ κεφαλῆς.
Ἔρδων δ' ὄβριμα ἔργα διδασκέσθω πολεμίζειν,
  Μηδ' ἐκτὸς βελέων ἑστάτω ἀσπίδ' ἔχων.
Ἀλλά τις ἐγγὺς ἰὼν αὐτοσχεδὸν ἔγχεϊ μακρῷ
  Ἢ ξίφει οὐτάζων δήϊον ἄνδρ' ἑλέτω.
Καὶ πόδα πὰρ ποδὶ θεὶς, καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας,
  Ἐν δὲ λόφον τε λόφῳ, καὶ κυνέην κυνέῃ,
Καὶ στέρνον στέρνῳ πεπλημένος ἀνδρὶ μαχέσθω,
  Ἢ ξίφεος κώπην ἢ δόρυ μακρὸν ἑλών.
Ὑμεῖς δ', ὦ γυμνῆτες, ὑπ' ἀσπίδος ἄλλοθεν ἄλλος
  Πτώσσοντες, μεγάλοις βάλλετε χερμαδίοις,
Δούρασί τε ξεστοῖσιν ἀκοντίζοντες ἐς αὐτοὺς,
  Ταῖσι πανοπλίαις πλησίον ἱστάμενοι.

De

Da ich dieses trefliche Stück in der Urkunde, der deutschen Uebersetzung gegen über, vor mir sehe, so thut es mir leid, daß der ungenante Uebersetzer nicht darauf gefallen ist, seiner Uebersetzung den griechischen Text beidrucken zu lassen. Seine Uebersetzung würde warlich dabey nicht verlohren haben! Man solte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bey unserer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des guten Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache, als in gewissen andern Dingen nachahmen wolten. Ihnen ist ohnfehlbar noch der engländische Unterofficier bey der alliirten Armee erinnerlich, den der Hr. v. ** in seinem Zelte, beym Lesen eines griechischen Thucydides ohne Version, antraf, und I'll warrant möchte ich mit Steelen sagen, he'll never fight the worse for that.

Re.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 12. Januar 1764.

Zweyhundert und sieben und sechzigster Brief.

Bald wird die deutsche Nation mit Zuversicht das Haupt empor heben, und auf seine Originalstücke stolz seyn dürfen; so lange diese nur noch deutsche Stimmen vor sich hatten, schien manchen ihr Verdienst nicht genug bewähret zu seyn. Durch beständiges Nachahmen und Nachsprechen des Tons auswärtiger Völker, war der deutsche fast muthlos gemacht, selbst zu denken, und seinem eignen Urtheil zu trauen. Viele hatte auch ein solcher Enthusiasmus entweder für die Franzosen oder für die Engländer überfallen, daß sie nichts deutsches schön finden konnten, weil es nicht französisch oder englisch war; oder daß sie wenigstens einen deutschen Schriftsteller mit einem beleidigendem Wohlgefallen gut heissen, weil er

sich ihrer Meynung nach nicht unglücklich nach auswärtigen Mustern gebildet hätte. Nun aber, da auch für unsre guten Schriftsteller von den Franzosen und Engländern Stimmen gesamlet werden, und eben diese, die doch sonst so sehr von ihrer Höhe auf uns herab sahen, nun unsre Originalschriften übersetzen, und lesen, mit prüfender Beurtheilung, aber doch mit Beyfall lesen, wird wohl der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt seyn, wo es der deutsche, durch das Urtheil dieser Fremden unterstützt, wagen wird, seinen eigenthümlichen Platz in den Werken des Genies zu behaupten, und einzusehen, daß ihm sein National-Charakter und die Wendung seines Geistes zwischen dem kühnen und schwärmenden Fluge der Fantasie eines Engländers, und zwischen dem lachenden und gefälligen aber eingeschränkten Schwunge eines Franzosen, seine eigene Sphäre anweise...

Die Franzosen haben den Anfang gemacht unsere Schriftsteller für lesenswürdig zu halten. Sie beschäftigen sich jezt sehr mit Übersetzung der Werke unsrer besten Köpfe, und Sie wissen,

mit

mit welchem Beyfall sie den Tod Abels von Geßner und Klopstocks Tod Adams, nebst verschiedenen andern deutschen Schriften, in ihrem Journal Etranger aufgenommen haben. Der Tod Adams ist auch selbst ins Italiänische übersetzt worden, und wird häufig in den dortigen Klöstern aufgeführt.

Von den Engländern, dieser Nation, welche sich gewöhnt hat, alles was nicht Milton, Clarke oder Newton heißt, mit gleichgültiger Aufmerksamkeit anzusehen, und gegen auswärtige Werke des Genies nicht diejenige unpartheyische Gerechtigkeit zu beobachten, deren sie sich sonst rühmen kann; von dieser Nation, sage ich, war es noch nicht so bald zu vermuthen, daß sie sich bestreben würde, die Werke der Deutschen zu lesen. Und doch sind unter ihnen in weniger Zeit fünf Ausgaben von der Uebersetzung des Todes Abels erschienen; der Tod Adams ist recht glücklich in reimfreye Verse übersetzt worden; und sie sind die ersten gewesen, welche von der Epopee, die unserm Deutschlande, und unserm Jahrhundert

so viel Ehre macht, eine Uebersetzung geliefert haben.

Sie ist in Prosa, und vom Hrn. Joseph Collyer, dessen Frau den Tod Abels mit Beyfall übersetzt, und auch schon an die Uebersetzung des Meßias Hand gelegt hatte, aber darüber verstorben ist, völlig zu Ende gebracht, und in diesem Jahr auf Subscription in London in zwey Octavbänden gedruckt worden. Und eben dieser Mann verspricht auch nächstens die Herausgabe von der Uebersetzung des Noah.

So viel Vergnügen es iedem Patrioten, der Geschmack hat, machen müste, daß das erhabenste Werk unsrer Poesie durch diese Uebersetzung einer Nation in die Hände gegeben worden, welche auf die Beurtheilung dessen, was wirklich erhaben ist, mit Recht Anspruch machen kan; und so sehr man darauf hoffen könnte, daß sie durch die Gültigkeit ihres Urtheils den Werth dieser Epopen, wo nicht genau bestimmen, doch in ein zuverläßigeres Licht sezen würde: so wird doch alle diese Hofnung und alle dieß Vergnügen vernichtet, wenn man die Uebersetzung selbst gesehen hat. Es

ist zu befürchten, daß das Original selbst in den Zügen verurtheilt werden könne, wo doch eigentlich nur die falsche und verstellte Kopie die Verurtheilung verdienen wird.

Von der ersten Uebersetzung eines solchen Werks kann man freylich nicht die letzte Vollkommenheit fordern. Man muß so billig, als Horaz seyn:

— Ubi plura nitent — non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Aber wenn fast alles schlecht ist; wenn ein Uebersetzer aus seinem Original, und aus den erhabenen Personen seines Gedichts andächtige Schwätzer macht; wenn er die Simplicität durch Zusätze von leeren Worten vernichtet, das Pathos nicht fühlt und erstickt, und die Gemählde durch eigengewählte buntschekige Farben verunstaltet; wenn er nicht so viel Geschmack hat, einzusehn, warum diese und nicht jene Züge gewählt sind, warum dieser Ton hier herrscht, und herrschen muß, und dort ein anderer; wenn er fast alle Personen des Gedichts einerley Sprache führen läßt, als ob sie alle des Uebersetzers Charakter hätten: soll man

da wohl vergeben? soll man nicht unzufrieden seyn? Und muß man sich nicht ärgern, daß ein solches Gedicht, als der Meßias ist, auswärtigen und noch dazu Engländern in solchem Aufzuge vorgelegt wird?

Was das seltsamste ist, so hätte es der Hr. Collyer mit weniger Mühe besser machen können. Er ist kein sclavischer Uebersetzer dem man es ansieht, daß er die Bedeutung eines Worts ängstlich gesucht hat. Nein, er nimt sich vielmehr die Freyheit, seinen Schriftsteller zu umschreiben, und ihm Gedanken beyzulegen, daran er nicht gedacht hat. Und ein umschriebener Dichter, zumal wenn es ein epischer Dichter ist, macht eine poßierliche Figur: Doch das ist noch nicht alles. Er scheint die Eitelkeit gehabt zu haben, sein Original noch zu bereichern und zu verschönern. Man kan es sonst gar nicht begreifen, wie es ihm hätte in den Sinn kommen können, allenthalben noch unbedeutende oder wenigstens unschickliche Beywörter einzuflicken, und ganze Phrasen zur Erläuterung einzuschalten, davon im Original nicht ein Wort zu finden ist. Unwissenheit kann

es

es nicht seyn; denn diese Mißzierathen finden sich grade da am meisten, wo im Original die größte Simplicität herrscht. Und das simple ist doch wohl am leichtesten zu übersetzen. Man darf nur die Bedeutung der Worte wissen. Wo Gott redend eingeführt wird, wo der Affect spricht, verhält es sich eben so. Aber so gut kommen sie unter den Händen des Uebersetzers nicht weg. Gott druckt sich bey ihm so aus, als ein Professor der Theologie, der diese Materie auf dem Katheder dogmatisch vortrüge; und der stärkste Affect wird bey ihm ein wortreiches und gedankenleeres Gewäsche. Wie sehr das Original also in dieser Uebersetzung verstellt sey, wie geschmacklos es aussehe, das läßt sich schwer beschreiben. Es wäre kein Wunder, wenn sich Hr. Klopstock in diesem Engländer selbst wiederfände.

Diese Anklagen sind hart. Ich muß sie beweisen. Es wird nichts hierzu nöthig seyn, als das Original und die Uebersetzung gegen einander zu stellen.

Wer weiß es nicht, daß der Eingang einer Epopee eine ganz simple Erzählung von dem

Hauptinhalte des Gedichts seyn muß, wo auch nicht einmal ein überflüßiges, vielweniger ein anpreisendes Wort stehen darf. Der Verfasser des Meßias hat diese Simplicität genau beobachtet, wenn er sein Gedicht also anhebt.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Meßias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit;
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn umsonst stand Judäa
Wieder ihn auf; er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Nun höre man auch den Uebersetzer, wie er gleich diesen Anfang des Gedichts gemißhandelt hat. Die Stellen im deutschen, die mit andern Lettern gedruckt sind, hat der Engländer gar nicht übersetzt; und die Stellen welche durch andere Lettern

Lettern im Englischen unterschieden sind, hat er sich hingegen gefallen lassen, aus seiner eignen Fantasie hinzuzusetzen.

Inspir'd by thine immortality, rise my soul, and sing *the honours of thy great Redeemer: honours obtained in hard adversities rough school — obtained by suffering for the sins and woes of others, himself sinless. Recount, with humble gratitude, those guiltless sufferings, the bitter consequences of love to man's degenerate race.* In vain Satan raged against the Lords Anointed: in vain Judea set herself against him: he accomplished, *in his humanity*, the great *work of our* redemtion.

Das Original giebt die Erlösung der sündigen Menschen und die ihnen wiedergeschenkte Liebe Gottes durch den Meßias zum Inhalte des Gesangs an. Der Uebersetzer hingegen will die Ehre des Erlösers, die er sich in der schweren Schule der Trübsal, durch Leiden für anderer Sünden erworben, und was für bittere Folgen seine Liebe zu dem ausgearteten Menschengeschlechte gehabt hat, besingen. Kan der Engländische Leser aus diesem Eingange das wohl vermuthen, was in dem Gedicht besungen wird. Und wird er nicht

Recht haben zu sagen, daß der Verfasser nicht einmal seinen Inhalt recht bestimmt habe, und gleich im Eingange zwey sehr entgegen gesetzte Materien wähle; die Ehre, die der Meßias durch Leiden erworben; und die bittere Folgen, welche seine Liebe zu dem Menschen gehabt habe? Und wie paßt sich das nun drauf? „Vergebens erhub sich „Satan.„ Wogegen denn? Gegen die Ehre, oder gegen die bittern Folgen der Liebe des Erlösers! — doch mehr solche Proben!

Die Anrufung ist eben so verunstaltet. Hr. Klopstock hat mit grosser Schicklichkeit keine Muse auftreten lassen. Aber der Engländer bringt eine Muse zum Vorschein. Jener hat durch die Anrufung des Geistes Gottes, der die Tiefen der Gottheit schaut, und sich die Menschen zum Tempel heiliget, welcher ihm die Dichtkunst, als seine Nachahmerin zuführen, und sie mit seinem Feuer ausrüsten soll, sein Gedicht auf eine feyerliche Weise ehrwürdig gemacht. Dieser verwandelt diese Anrufung in ein leeres Geschwätz, und fordert vom Geiste Gottes, daß er ihn begeistern möge, die Tiefen der himmlischen

lischen Weisheit zu durchforschen, den herrlichen Plan von des Menschen Erlösung durch die Dunkelheit der vergangenen Zeitalter zu schauen, und von seinen Offenbarungen erleuchtet, in erhabenen Gesängen die Liebe des grossen Meßias zu Adams verlohrnem Geschlecht zu entwickeln. Der deutsche V. ist so bescheiden, daß er nur mit der bebenden Stimme eines Sterblichen zu singen wagt; sein Uebersetzer hat mehr Muth, er will erhaben singen. Die sich zu dieser Feyerlichkeit so wohl schickende fromme Anrede an sich selbst: Rein sey mein Herz! hat der Engländer gar nicht des Uebersetzens werth gehalten.

Der Ausdruck, Schöpfer der Welt, V. 19. wird so umschrieben:

> He who was before all worlds, he by whom all things in this visible creation were made.

Das vortrefliche Gemälde von den wenigen Edlen, V. 22.

> Ihr mit der Zukunft des grossen Gerichts vertrauliche Seelen
> — — — singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben,

sucht

sucht man vergebens bey dem Uebersetzer, aber er hat ein anderes hin gemahlt, das seiner Meynung nach vermuthlich schöner seyn soll. Hier ist es:

> Ye noble few, — who, inspired by his example, with filial love, with devout piety, tread the path of life, and with humble hope, wait for the rich rewards of virtue, when crowned with glory, and arrayd in righteousness, he again shall descend, and come to iudge the world.

Hat nicht der Mann fast seine ganze Theologie ausgekramt? Warum übersetzte er denn nicht schlechthin:

> Singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben?

Warum tödtet er diesen Gedanken, um sein homiletisches Geschwätz anzubringen? Unwissenheit der Sprache kan es nicht seyn, denn er hat doch an andern Orten, und selbst durch seine matte Umschreibungen gezeigt, daß er die Bedeutung der Worte gefaßt habe. Eine Schwierigkeit zu übersetzen findet hier auch nicht statt. Er muß also sein Original haben verschönern wollen. Der werthe Mann!

Dieser

Dieser Verbesserungsgeist hängt ihm allenthalben an. Selten ist er damit zufrieden, in der Erzählung Jesum schlechthin zu nennen. Er sucht ihm immer noch einige Titel mehr zu geben. Bald ist es der Gesandte, bald der Gesalbte Gottes, bald unser hochgelobter Heyland u. s. w. ohne daß er es gefühlt hat, daß dieser Deklamationston nicht hieher gehört. Eben so hängt er fast allen Dingen Beschreibungen an, wovon das Original nichts weiß, und die grösten und rührendsten Auftritte matt — und fast möchte ich sagen, — läppisch machen.

Eine andere handgreifliche Probe, daß Hr. Collyer mit Vorsatz die Gedanken des Originals nicht getreu hat übersetzen wollen, sondern seine eigene Gedanken an deren Stelle gesetzt hat, findet man in dem Gebete des Mittlers, und Gottes Antwort darauf. Ges. I. V. 84. u f. und aus dieser Stelle mit Vergleichung verschiedener andern solte man fast schliessen, daß der Uebersetzer mit dem Verfasser des Meßias nicht einerley theologisches System habe. Gut, das wäre ihm unverwehrt; aber berechtiget ihn das wohl, auch

aus

aus dem poetischen System seines Originals die Züge, die sich in sein Religionssystem nicht passen wollen, wegzulassen, und andere aus seinem Glauben hinzu zu setzen, und also aus dem Gedicht, das er doch zu übersetzen vorgiebt, eine Mißgestalt zu machen. Der Leser mag selbst urtheilen, wenn er beides neben einander sieht.

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größern Werken erlesen,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mit so schön und herrlich, als damals,
Da wir die Reihe der Zeiten durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schauen bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekant, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,

Waren

Waren wir bey einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
Sahen wir auf Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde!
Vater ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Laßt das Bild der Gottheit von neuem uns schaffen:
Also beschlossen wir unser Geheimniß, das Blut der Versöhnung,
Und die Schöpfung der Menschen verneut zum ewigen Bilde!
Hier erkohr ich mich selbst, das göttliche Werk zu vollenden.

Man sieht, daß der Mittler hier seines und des Vaters ewigen Rathschlusses von der Versöhnung der Menschen, und seiner freywilligen Entschliessung, sie auszuführen, gedenkt. Dieses muß sich zu dem Glauben des Uebersetzers nicht gereimt haben, und also hat er sich vielleicht ein Gewissen gemacht, es zu übersetzen. Aber der

Mann

Man hätte sich lieber ein Gewissen daraus machen sollen, sein Buch für eine Uebersetzung des Meßias auszugeben. Ist denn das nicht höchst unredlich gehandelt, seine Gedanken für des Originals Gedanken zu setzen, und doch für diese auszugeben? Wirklich die Mißhandlung ist so arg, daß sie die strengste Züchtigung verdient.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 19. Jenner 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und sieben und sechzigsten Briefes.

Wenn Hr. Collyer, wie er selbst in der Vorrede gesteht, zu seinem und seiner Kinder Unterhalt diese Uebersetzung unternommen hat, so muß er auch ehrlich arbeiten, wenn er fernerhin sein Brod haben will. Kan er sich wohl mit der Unwissenheit schützen, daß er anstatt der angeführten Verse folgendes gesetzt hat?

> Almigthy Father! the hour of suffering draws near; — of suffering for the salvation of men. Chosen by thee as thy Redeemer, lo, I come to do thy will, O God! To thee, O thou supreme! it is known, what glory, what felicity, was mine, ere the world was — ere, by thy power, I formed this earth — ere man was created out of the dust.

Steht wohl von dem allen ein Wort im Original? Und wozu soll es denn hier, daß er Gott an die Herrlichkeit erinnert, die er gehabt hatte, ehe die Welt war. Doch weiter. Im Original heißt es weiter:

> Ewiger Vater, das weißt du — — wie brünstig
> Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!

Anstatt dessen sagt der Uebersetzer:

> Ewiger Vater, das weißt du, — — — —
> — — wie brünstig mich nach dem Heil des gefallenen Menschen verlangte!

Der Meßias schildert hierauf im Deutschen V. 105. u. f. mit welchem grosmüthigen Wohlgefallen er schon zum voraus an seine blutige Versöhnung gedacht habe:

> — — — Und du, o Canan,
> — — — — — —
> An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah.

Er druckt seine gefühlvolle Freude über die seligen Folgen aus, welche seine Menschwerdung unter

den

den Menschen schon hat, und noch haben wird; V. 108 bis 111.

Und o wie bebt mir mein Herz — — —
Mir sich heilgen werden!

Er sieht die Leiden und Gerichte Gottes, die er als Versöhner ausstehen soll schon in ihrem ganzen Umfange V. 111 bis 121. und so lebhaft, als fühlte er sie schon;

— — — — Hier lieg ich göttlicher Vater,
— — — — — im Todesschweiße.

doch entschließt er sich freywillig, um der Menschen willen das alles zu übernehmen, und macht sich gegen seinen ewigen Vater auf eine feyerliche Weise zur Versöhnung der Menschen anheischig, V. 122 bis 133.

Siehe da bin ich, Vater, — — —
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod will ich;
Ewiger, leiden

Der Meßias beschließt endlich mit dem erhabenen Schwur, V. 134. u. f. der solche grosse Wirkung auf iedes Lesers Herz machen muß.

— — — Ich hebe gen Himmel mein
Haupt auf,

Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,

Der ich Gott bin, wie du. Ich will die Menschen erlösen,

Alles das ist nicht nach des Uebersetzers Sinne gewesen. Anstatt dessen läßt er den Meßias über die Verhärtung der Menschen klagen:

Often have I cast an eye of pity on thee, o Canaan, land of my future nativity! Often have I lamented the obduracy of thy sons, my brethren.

Und nun gleich wieder drauf die Glückseligkeit seiner Erlösung und der erlößten sehen:

I saw through futurity, and triumphed in the view of my becoming the Redeemer of all nations: the Saviour of millions of intelligent beings, who with me will eternally enjoy transcendent felicity. I still rejoice in the glorions prospect.

Nun mit Aengstlichkeit über die bevorstehende Leiden, die er von grausamen Menschen zu erwarten hätte, klagen:

But, o my Father and my God! I must first drink of the cup of bitterness. Hide — oh hide

not

not thy face from my distress. If it be thy good pleasure, that I fall a prey to cruel and blood-thirsty men, forsake me not, o my God! in the terrible hour! Nature recoils; my flesh trembles; but heavenly Father, thy will be done.

Und sich hierauf gehorsam dem Willen Gottes ergeben, und die Belohnung dieses Gehorsams von Gott hoffen.

I give myself a willing sacrifice for the sins of men. Accept o my God! of my sincere obedience, and when I shall have sealed my mission with my blood, receive me again to thy bosom. O my Father, I know that thou wilt reward my ready submission to thy will, and that myriads of applanding angels will witness and hail my triumph before the eternal throne.

Ist das wohl eben die hohe Person, die im Original spricht; der ich Gott bin wie du? Ist das wohl der feyerliche Auftritt zwischen Gott und seinem Sohn, den der Verf. des Meßias hat schildern wollen? Wie schickt sich das nun in den übrigen Plan? Und hat er mehr solche Abweichungen, wie er denn dergleichen

 unzäh-

unzählige hat, was hat der Mann aus diesem Gedicht, darauf wir bey den Ausländern stolz seyn können, für einen erbärmlichen Mischmasch gemacht? Es ist wirklich recht traurig, daß grade der Meßias einem Mann in die Hände gefallen, der nicht allein ohne Geschmack ist, und von der Natur einer Epopee nichts zu wissen scheint; sondern auch das Werk nach seinem besondern Glaubenssätzen umschmelzt, und ein lächerliches Ganze daraus macht.

Wer muß nicht die Antwort Gottes bewundern? wem schlägt nicht das Herz von dem Gefühl der Maiestät Gottes, wenn er Gott auf die feyerliche Zusage des Meßias so kurz, so simpel und so maiestätisch antworten hört?

— — — Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag: Ich bin ewig,
Sag, und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben!

Wer nur ein halbes Herz hätte müste die Grösse die-

dieser Antwort empfinden. Sie darf nicht länger, nicht umständlicher seyn; es wäre wider die Würde Gottes. Hr. Klopstock hat in einer andern Stelle, Ges. I. V. 388. u. f. den Mangel des Anstandes, oder auch das menschliche Unvermögen, empfunden, Gott in einer langen Rede, seiner Gottheit nicht unwürdig, sprechen zu lassen, daher er den größten Theil dieser Rede, in der Kopenhagener Ausgabe, mit grosser Schicklichkeit in den Mund des Eloa gelegt hat. Aber von diesem Anstande, von dieser Schicklichkeit, von der Bescheidenheit, die ein Mensch beobachten muß, der Gott redend einführen will, von der hohen Würde und erhabenen Simplicität, die Reden Gottes haben müssen, weiß der Englische Uebersetzer gar nichts. Er hat die Antwort Gottes erweitert, die ganze Heilsordnung hineingebracht, und sie auf die Art, wie man nicht anders glauben kann, seiner Meynung nach recht sehr verschönert. Hier ist sie:

„Der ewige Vater — antwortete: Ich erhebe
„mein Haupt über die höchsten Himmel, und

„strecke meine Hand durch die Unermeßlichkeit des
„Raums, und schwöre dir, mein geliebter Sohn,
„daß ich die Sünden der Bußfertigen Menschen-
„kinder vergeben will. Um deinetwillen, und
„durch deine Vermittelung, will ich ihren auf-
„richtigen, wiewohl unvollkommenen, Gehorsam
„annehmen, und die, welche sich, wie du, durch
„eine geduldige Beständigkeit in guten Werken
„unterscheiden, mit Ehre und Herrlichkeit und
„Unsterblichkeit belohnen.

Wie elend! hätte wohl der schlechteste Schulmeister diese erhabene Stelle ärger verstellen können? Sie werden es vielleicht kaum glauben, daß ein Uebersetzer des Meßias eine Stelle, die sich eben, so wie sie da steht, der Empfindung bemächtiget, so abgeschmackt homiletisch verkleiden könne, zumal da die Worte so simpel und leicht sind, daß es gar keine Schwierigkeit kostet, sie in jede Sprache zu übersetzen. So lesen Sie denn des Engländers eigene Worte:

The eternal Father answered, I raise my head
above the highest Heavens, and stretch my hand
through the immensity of space, and swear

to

to thee, my beloved Son, that I will forgive the sins of the repentant children of men. For thy sake, and through thy mediation, I will accept of their sincere, though imperfect obedience, and reward those who, like thee, are distinguished by a patient continuance in well-doing, with glory, and honour, and immortality.

Bey der prosaischen Wendung der Gedanken, der Ertödtung des Erhabenen und des Affects darf man sich gar nicht aufhalten. Man würde kein Ende finden. Ich will also nur noch einige hervorstehende Stellen hersetzen.

Noch eine Rede Gottes: Ges. I. V. 388. die der Uebersetzer so prosaisch gegeben, und ihr das erhabene so ausgezogen hat, daß alle Würde und Hoheit daraus verschwindet. Daß sich Gott darin als den nennt, der die Liebe ist, und war, und seyn wird, das macht den göttlichen Charakter dieser Rede aus. Diesen Charakter hat der Uebersetzer gar nicht wahrgenomm. Man liese seine Uebersetzung gegen das Original:

Gott ist die Liebe. Der war ich vorm Daseyn meiner Geschöpfe;
Da ich die Welten erschuf, war ich auch der; itzt, bey der Vollendung
Meiner geheimsten erhabensten That, bin ich eben derselbe.
Aber ihr sollt durch den Tod des Sohns den Richter der Welten
Ganz mich kennen, und neue Gebete dem Furchtbaren beten.
Hielt euch dann des Richtenden Arm nicht, ihr würdet im Anschaun
Dieses grossen Todes vergehn. Denn ihr seyd endlich.

So lautet die Uebersetzung:

I am love. Such was I before the exiftence of my creatures — *before* I formed the worlds: *and* now *I am love in my conduct towards man;* in the accomplishment *of the great work of redemtion, by my fending my beloved fon to die for finners.* —

Wie matt und prosaisch! druckt das den Sinn der Worte aus:

Der

Bey der Vollendung meiner geheimsten erhabensten That, bin ich eben derselbe. —

Did not my almighty arm support you, ye exalted, but finite beings, the tremendons sight of his aweful death woud put a period to your existence.

Die beyden Verse:

Aber ihr sollt

— — — dem Furchtbaren betet,

sind ganz weggelassen. Und den grossen Nachdruck der auf den Worten liegt; denn ihr seyd endlich; wodurch die Action des Todes Jesu in seiner höchsten Grösse geschildert wird, daß auch selbst die Engel ohne Gottes besondre Erhaltung nicht würden ansehn können, ohne zu vergehn, weil sie endlich wären; dieser Nachdruck, sage ich, verschwindet ganz indem der Engländer die Worte in die Anrede verwandelt, die in Gottes Munde fade ist: Ihr erhabene, aber endliche Wesen.

Im zweyten Gesang V. 616. u. f. macht die Simplicität der Erzählung, und der Kontrast derselben

derselben gegen die hochklingende Prahlereyen Satans, die Grösse und Gewalt des Meßias über ihn, auf eine sehr frappante Art kenntlich:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versö-
ner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen
Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte,
rauschte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blat hin.
Am Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch
gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blick fand er dir, Satan,
Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts ver-
sank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So
schreckt ihn der Gottmensch.

Der Uebersetzer kann es nicht unterlassen, diese Simplicität zu verderben. Es ist ihm nicht ge-nung zu sagen: Satan sprach es; sondern er sagt es in einer reichern Schilderung. So sprach

der

der Erz-Apostat mit rauher und mistönender Stimme. Erz-Apostat ist ein lächerliches Wort, und das Bild ist hier grade zur Unzeit. Denn der Dichter will durch die Kürze des Ausdrucks anzeigen, daß eben in dem Augenblick, da Satan seine grossprechende Entschliessungen der Hölle kund zu thun geendiget, Jesus Christus seine allmächtige Kraft an einem sterbenden Wurm und gegen den wütenden Satan durch einen einzigen Blick bewiesen. Hier muß sich der Dichter nicht bey einer Schilderung Satans verweilen. Unterdessen ist die Hauptsache ganz weggelassen; denn der Zusatz: Indem ging von dem Versöner Entsetzen gegen ihn aus: ist gar nicht da. Der Ausdruk Gottmensch muß dem Uebersetzer gar nicht gefallen; denn er nennt ihn einmal in dieser Stelle anstatt dessen, den göttlichen Meßias, und das andre mahl, da e sagen sollte: der Gottmensch gab ihm das Leben, sagt er auf eine höchst abgeschmackte Weise: der sanfte und demüthige Heyland gab ihm das Leben. Was soll hier seine Sanftmuth und

Demuth

Demuth? Es ist vom Beweisen seiner Allmacht die Rede. Im Original heißt es: Mit dem Laute, womit der Lästrer endigte, rauschte ein Blat zu Jesu Füssen hin. Und der Uebersetzer verkehrt es indem er es so giebt: der Athem womit der Lästrer seine gottlose Rede endigte, brachte zum heiligen Jesus ein Blat hin: Er that es ja nicht, sondern zu der Zeit, da sich der lezte Laut seiner Rede hören ließ, rauschte ein Blat hin. — Aber mit eben dem Blick sandt er dir, Satan, Entsezen! — Dies wird vom Uebersetzer deklamatorisch ausgeschmückt, ohne doch dem Leser im geringsten merken zu lassen, daß es eine Wirkung der Allmächtigen Kraft des Meßias auf Satan gewesen; Aber zu gleicher Zeit drangen unaussprechliche Schrecken in den Busen des stolzen Prahlers. In den folgenden Zeilen: — Hinter dem Schrit — So schreckt ihn der Gottmensch: wird ganz augenscheinlich die Wirkung beschrieben, welche der Blick des Meßias auf Satan und auf die Hölle gehabt. Diese Wirkung erkennt man gar nicht in

den

unrichtigen und unverständlichen Umschreibung des Uebersetzers, welche so lautet: „Hinter dem „Schritt des hocherhabenen Throns, von welchem er seine Lästerungen ausstieß, versank die „Hölle, und vor ihm erschien Satan, von dem „Schrecken der seine Seele ergriff: — (man merke, der Gottmensch schreckte ihn nicht —) in die „finsterste Dunkelheit der Nacht gehüllet —.

Ist der Leser bald müde, Proben solcher Mißhandlungen eines Uebersetzers an einem unsrer größten Originalwerke zu sehen? Hätte er allein aus Unwissenheit gesündiget; wie es unsre elende Uebersetzer machen, welche einerley Beruf mit ihm zum übersetzen haben, so würde er zwar eben so wie ist, unpoetisch und kalt, langweilig und matt in seinen Perioden gewesen seyn; so würde er oft den Sinn seines Originals verfehlt haben, aber die Gedanken des Originals würden doch an vielen Orten durchgeschimmert; und das simple und erhabene, das starke und affectvolle auch selbst einer elenden Kopie eingedruckt haben. Aber da er ausser dieser Unwissenheit noch dazu vorsätzlich

viele

viele Stellen umgeschmolzen, grosse Züge unterdruckt und andere dafür aus seinem Gehirn hineingesetzt, und in dem allen ganz ohne Geschmack, ohne auf die Schicklichkeit seiner eingeflickten Stücke zum Plan zu sehen, ohne von dieser Schicklichkeit oder Unschicklichkeit vielleicht auch nur einige Empfindung zu haben, gehandelt hat; so muß man nich allein seinen Verstand, sondern auch zugleich sein Herz verurtheilen; und man kann es nicht genung bedauren, daß der Meßias einem solchen Mann in die Hände gefallen, und von seinen schlechtgemischten und übel aufgetragenen Farben verunziert, nicht als eine Epopee, sondern als ein seltsamer Mischmasch von guten und schlechten, grotesken und richtigen Zügen, von erhabener Poesie und unüberlegten Geschwätz der gewöhnlichen Andachtsbücher, der Englischen Nation vor die Augen gestellt worden.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 26. Januar. 1764.

Beschluß des zweyhundert und sieben und sechszigsten Briefes.

Ich will nur noch einige Stellen anzeigen, wo der Uebersetzer mit dem Original auf gleich unwissende und eigenmächtige Art umgegangen ist. — Das Gebet des Meßias im V. Ges. V. 383. u. f. ist nach seinen meisten Zügen unkenntlich in der Uebersetzung. Abbadonas Selbstgespräch eben daselbst V. 532. ist etwas erträglicher. Aber in seinem Gespräch V. 596. u. f. ist vieles wieder verstellt, der Affekt falsch, oder auch gar nicht angegeben, und anstatt der grossen Schilderung, die er von dem ewigen Sohn Gottes macht, durch dessen furchtbaren Donner er nebst

den übrigen Abtrünnigen aus dem Himmel gestürzt worden, gemeine Züge gesetzt:

— Der ewige Sohn, der ehmals vom Thron her,
Hoch vom Thron, auf Flügeln des dunkeln Gerichtstuls getragen,
Donnernd über uns kam, und dicht an unsere Fersen
Heftete seine Verderben, und kein Erbarmen nicht kannte.

Ist bey dem Uebersetzer:

The great Messiah, who descending in his flaming chariot rush'd upon us, armed with ten thousand thunders, and hurling destruction, drove us before him, vanquish'd and dismay'd.

Der Kontrast und die starke Gradation, die das Gemälde so groß und schrecklich macht in dem Verse:

Hoch stand er auf dem dunkeln Gerichtsstul, die Mitternacht unten,
Unten der Tod!

wird man in der Uebersetzung gar nicht gewahr:

High

High he ſtood — his chariot then the ſable ſeat of iudgment — Under him was darkneſſ and death.

Die Mitternacht unten, und unten der Tod, ſagt ganz was gröſſers und ſchrecklichers, als; unter ihm war Finſternis und Tod. Doch genug hievon. Man würde ein Buch ſchreiben müſſen, das unendlich gröſſer wäre, als dieſe Ueberſetzung, wenn man alle Fehler analyſiren wolte.

Die ſchreckliche Sprache der Verzweiflung, die Judas Geſ. VII. V. 160. u. f. führt, da er im Begrif iſt, ſich zu ermorden, hat der Ueberſetzer in eine ſonderbare Sprache verwandelt. Aus der Frage hat er eine Ausrufung, aus der Verwünſchung eine Verwunderung gemacht, u. ſ. w. Wer ſieht es nicht ein, daß ſeine heftige Verzweifelung gleich unbereitet und abgebrochen anfangen muß?

— — — — — — Sie kann nicht.

Nein ſie kann, nach dem Tode, nicht fürchterlicher mich faſſen

Dieſe namloſe Quaal! —

Herr Collyern ist das nicht feyerlich genug gewesen. Judas ringet erst seine Hände und stampft und schreyt: O wie meine Schuld mir ins Gesicht strahlt, und dieses verhärtete schwarze und grausame Herz quält! Ich kann es — ich muß es nicht ausstehn! diese namlose Angst wird nicht — nein, sie wird, nach dem Tode, nicht schrecklicher seyn! — Man schliesse aus dieser Vorbereitung auf das übrige.

Wer kann die Anrede der Eva an den gekreuzigten Meßias Ges. VIII. V. 576. bis zu Ende des Gesangs, ohne mannigfaltige Rührungen lesen. Welche Abwechslung der Affecten herrscht darin, und wie sehr muß der Kunstrichter die Richtigkeit und das Angemessene dieser Abwechselung bewundern. Nur die Mutter der Menschen konte und muste bey diesem Anblick von den mannigfaltigen Gedancken und Empfindungen gedrängt seyn, die sie ausdruckt. Nur sie konte ein so vielfaches Interesse haben. — Es ist gar nicht zu beschreiben, wie sehr das alles in der Uebersetzung verstellt,

der

der wahre Ausdruck des Affekts verfälscht, und wie sehr es mit fremden und unbedeutenden Ideen überladen worden ist. Die ganze Stelle verdiente verglichen zu werden. Aber sie ist zu lang. Hier sind einige Züge daraus.

Darf ich Sohn dich nennen, noch Sohn dich nennen? O wende,
Wende nicht weg dein Auge, das bricht! Du vergabst mir, Versöner,
Mein Versöner, und meiner Gebohrnen! —

May J, O thou divine Messiah! presume to call thee Son? It was my Crime that brought thee down from Heaven, and nailed thee to the cross, Had it not been for me, who have exposed my offspring to sin and death, thou wou'dst not have been my Son — thou wou'dst not now hang bleeding on thy gaping wounds; nor ever, ever die! What an exchange has my guilt brought on thee, O thou most loving and beloved! thou hast exchang'd bliss for misery! life and ineffable ioy for torment unutterable, and all the agonies of expiring nature! J — alas! J was the cause! yet turn — turn not away from me thy dying eyes,

eyes. Thine all gracious Father, the prime source of goodness and of love, has condescended to forgive me — Thou too hast pity'd — hast forgiven me. O my Redeemer! the Redeemer of my offspring!

In welchem unnützen und wortreichen Geschwätz sind hier die Gedancken des Originals erstickt!

Wo ihr Affekt der Freude, die Namen häuft, die sie dem Mitler giebt, und auf einmal schnell übergeht ihre Kinder anzureden.

— — — — Verzeihet ihr auch zum Tode Gebotne,
Ihr, die Eva gebar! — Wenn mir ihr Röcheln, ihr letzter,
Starrender Blick mir flucht, so segne du mich, Erwürgter!

Hat sich der Uebersetzer keine Mühe gegeben, diese Häufung auszudrucken. Er sagt nur: O thou dear Redeemer! thou beloved victim of death! thou forgivest me — Und nun redt Eva also ihre Kinder an: Forgive me also, O

my

my pious offspring; die zum Tode gebohrne heissen also bey ihm, fromme Nachkommen. Und nun macht er völligen Unsinn, indem er die folgenden zwey Verse so übersetzt: „Wenn mir „euer letztes Röcheln, wenn mir eure letzten „Seufzer fluchen, als eure Mörderin, so laßt „euer Herz mich segnen; denn ich bin auch die „Mutter des Heylandes, des Fürsten der Gnade, „des Anfängers und Vollenders eures Glaubens, „der stirbt, damit ihr leben möget.„

Die Worte: Ich hebe zum Schöpfer mein Aug auf, strecke die heißgefalteten Hände zu dem, der erwürgt wird, meine Kinder, und segne euch — unterschreibt er so: J lift up my eyes to the most high, the omnipresent God, whom the Heaven of Heavens cannot contain; J stretch forth my hands to his beloved Son! the brightness of the Fathers glory! the restorer of innocence! the reviver of the dead! the Judge of the earth! rhe Redeemer of man! (Diese Beynamen solten erst

 hernach

hernach in den Segen womit sie ihre Rede beschließt, vorkommen: doch so genau nimmt es Herr Collyer nicht;) and with amazement attempt to expreſs my gratitude: but in vain: words cannot deſcribe what I feel: thy are formed to expreſs feebler ſenſations. My ſoul ſwells wilh rapture. J am loſt in transport, in extaſy, in joy unutterable — Wozu diese gemeine Anmerkungen, und diese deklamatorische Entzückungen? His non erat hic locus.

Der Segen, womit Eva beschließt, sieht in der Uebersetzung ohngefehr eben so aus, und ist mit mütterlichen Ermahnungen, Jesum zu lieben und nachzuahmen, noch ausserdem begleitet. Doch ich bin müde mehr abzuschreiben.

Die letzten Zeilen des zehnten Gesangs, darin der Tod des Meßias beschrieben ist, sollen den Beschluß machen. Ich berufe mich auf das Gefühl jedes Lesers, was dis simpele, aber stark gezeichnete

zeichnete Gemählde vom sterbenden Jesus für Eindruck auf sein Herz gemacht haben, und wie hinreissend rührend ihm die Parenthese des Dichters gewesen sey, dadurch er seine Erzählung plötzlich unterbricht, und im Namen des menschlichen Geschlechts ausruft: Gott Mitler! erbarme dich unser! — Diese rührende Parenthese hat der Uebersetzer nicht allein weggelassen, und vermuthlich aus keiner andern Ursach, als weil er in das Gebet an den Gott Mittler nicht hat mit einstimmen wollen; sondern auch das ganze Gemälde durch seinen matten prosaischen Vortrag so uninteressant gemacht, daß seine Leser schwerlich etwas dabey empfinden werden. Hier ist seine Uebersetzung von der Zeile an

Jesus Christus erhub die gebrochenen Augen gen
Himmel —

bis zu Ende des Gesangs.

„Unterdessen erhub der heilige, der gnädig„ste Heyland seine brechende Augen gen Him-

 „mel,

„mel, schrie mit lauter und pathetischer Stim-
„me, nicht mit der Stimme eines Sterben-
„benden, mein Gott! mein Gott! warum hast
„du mich verlassen? — Die himmlischen
„Geister, mit Erstaunen erfüllt, verhüllten
„sogleich ihre Antlitze. Nun wurden die
„schmerzhaften Empfindungen des heiligen des
„göttlichen Jesus verdoppelt, und mit lechzen-
„der Zunge rief er: mich dürstet. Er dürstete,
„rief und trank: dann zitterte, blutete er, und
„ward noch bleicher. Dann erhub er wie-
„derum seine gütigen Augen, und sagte: Va-
„ter, in deine Hände befehl ich meinen Geist
„und setzte hinzu! es ist vollendet: und neigte
„sein liebreiches Haupt und starb.„

Wenn er sich hier nicht hat enthalten können unnütze Beywörter zuzusetzen, da es ihm doch die Natur der Sache und sein Gefühl hätte verbieten sollen; wie vielmehr kann man dergleichen von ihm erwarten, wo er mehr Veranlassung gehabt hat, dem Strom seines wortreichen Styls zu folgen.

Eben dieser Mann will auch die Uebersetzung des Noah nächstens bekannt machen, und vielleicht ist sie iezt schon zum Vorschein gekommen. Vermuthlich wird es ihm dieses Original, das selbst schon für überflüßige Beywörter und unnöthige Nebenzüge gesorgt hat, schwerer machen, von dem seinigen etwas anzubringen. Wenn er aber doch diese Schwierigkeiten überwindet, und aus seinem reichen Vorrath an Worten noch mit freygebiger Hand einzustreuen vermag, so verdient alsdenn sein Werk mit unter Hogarths Karricaturstücke gesetzt zu werden.

Daß doch der Französische Uebersetzer, der jezt wie man mir schreibt, die Uebersetzung des Meßias in seine Sprache unter Händen hat, ja nicht diesen Engländer bey seiner Arbeit zu Hülfe nehmen, und eben solch abentheuerliches Werk hervorbringen möchte. — Wie viel mehr Schwierigkeiten hat nicht der Franzose bey diesem Werk in seiner Sprache zu überwinden? Wie viel Ursach haben wir also bange zu seyn,

daß

daß dieses Meisterstück der deutschen Dichtkunst bey den beyden Nationen, an deren Urtheil uns gelegen ist, verunziert und entstellt erscheinen könne?

Tz.

Zwey=

Zweyhundert und acht und sechzigster Brief.

Etwas Neues! und zwar nicht blos der Jahrzahl des Druckes nach, sondern auch, wie es heißt, der Erfindung nach. Zwar nicht den Flachs und Hanfbau; nicht das Düngen und Besäen der Aecker, nicht die Wässerung der Wiesen, oder Urbarmachung der Länder betreffend; keine von diesen Erfindungen, die blos für das Maul sind, und auch einzig und allein mit Ausschliessung aller andern denen gefallen, die wie Roß und Mäuler sind; und das Gebiß der abstrakteren Wissenschaften nie haben erdulden können, die wahre Ursache warum sie es an andern nicht leiden wollen. Hier betrift es ein Hülfsmittel für die Arbeit des Geistes beym Schlüssen, und zwar wo von Qualitäten geschlossen werden soll. Es betrift eine Methode, *) die Herr Professor Ploucquet

*) Methodus Calculandi in Logicis inventa à Godf. Ploucquet Pr. Log. & Met. In Univ. Tubing. p. t. huius Rectore præmittitur Comment. de arte Characteristica, Francof. & Lipf. 1763. in 8

Ploucquet in Tübingen will erfunden haben, vermöge welcher man im Stand gesetzt werden soll, aus Begriffen, welche Qualitäten zum Gegenstande haben, mit eben der Leichtigkeit und sichern Unachtsamkeit Schlüsse zu machen, mit der man rechnet, das heißt, mit der man Schlüsse aus Begriffen zieht, welche die Quantitäten in Zahlen ausgedrückt, zum Objekt haben. Herr Prof. Ploucquet nennt diese Methode einen Calculum in Logicis und auch ich will vor der Hand diese Benennung mit ihm brauchen, ob ich gleich etwas dagegen einzuwenden habe: Diese Einwendung aber, nebst den übrigen, die mir beym Durchlesen dieser Schrift eingefallen sind, will ich Ihnen in einem der folgenden Briefe vorlegen. Dißmal will ich mich blos bemühen, Ihnen einen vollständigen Auszug einer Brochure, die vielleicht niemals unter Ihre Augen kommen wird; und doch erheblich genug ist, mitzutheilen. Wenn ich Schriftsteller vor mir habe, die selbst verdienen gehört zu werden: so verwandle ich

meine

meine Erzählung gerne ins Drama; ich lasse die Personen reden und verstecke den Dichter. Herr Ploucquets Schrift hat eigentlich drey Abschnitte, ob sie gleich nicht ausdrücklich angezeigt sind. Der erste enthält vorläufige Betrachtungen über die Natur des Calculs, über die Bemühungen der Gelehrten diesen Calcul zu einer allgemeinen Sprache zu erheben und über die Möglichkeit diesen Endzweck zu erreichen. Der andere Abschnitt trägt nach meinem Urtheil die Theorie vor, welche Herr Ploucquet zu seinem Calcul voraus zu setzen nöthig gehabt: und der letzte zeigt die Beschaffenheit und Anwendung des Ploucquetschen Calculs. Ich fange meinen Auszug vom ersten Abschnitte an.

Der Calcul (ich will einmal dieses Wort im Deutschen doch nur hier unter uns beybehalten,) ist im allgemeinsten Verstande genommen, eine Methode nach unveränderlichen Regeln das Unbekannte aus dem Bekannten zu bestimmen. — Die Verschiedenheit der Gegenstände erfordert zu einem solchen Zwecke verschiedene Methoden, und

daher

daher giebt es unendlich vielerley Calcul; Zahlen, geometrische Grössen, Kräfte und Grade, blos logische Objekte, und solche, wo Kräfte mit Ausdehnung verbunden vorkommen, erfordern jedes seine eigene Art von Calcul. (Die Anmerkungen wodurch Herr S. dieses bestätiget, sind an und für sich richtig; aber ob sie das beweisen, was er damit beweisen will, wird aus den folgenden Briefen erhellen.)

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 2. Februar 1764.

Beschluß des zweyhundert und acht und sechszigsten Briefes.

Die Kräfte der Substanzen lassen sich nicht durch Grössen ausdrücken, deren Form mit der Form der Grade nicht einerley ist. Niemals stärkt das Anhäufen mehrerer Grade den Grad selbst, so wenig als laulichen Wasser zu laulichen Wasser gegossen einen grössern Grad der Wärme beym Wasser hervorbringt. Ein Verstand, der eine gewisse Wahrheit nicht einsieht, zu einem andern Verstande gesezt, der eben diese Wahrheit nicht einsieht, bringt keinen Verstand heraus, der nun die Einsicht von dieser Wahrheit hat.

Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes bey dem nämlichen Subjekte, läßt sich also ebenfalls nicht durch Zahlen oder Linien ausdrücken. Ein Mensch, der jezt sechs Schlüsse übersehen könte, in der nämlichen Zeit, in der er sonst nur zweene übersehen hat; dieser Mensch kan deswegen nicht sagen, daß die Kraft seines Verstandes nun dreymal grösser geworden sey. Die Menge der Objekte ist nun dreymal vermehret, aber nicht die Kraft selbst. Eine dreymalige Kraft wäre eine und abermal eine, und noch einmal eine Kraft, das heißt, so etwas, das dreymal genommen, sechs Syllogismen nicht einsähe. (Erinnern sie mich, wenn ich es vergessen solte, diese Stelle zu berühren.)

Daher giebt es keinen Calculum universalem den man zum Vortrag der Methoden, wornach Sachen gegen Sachen gehalten werden, gebrauchen könte, und eine Characteristica universalis gehört zu den Träumen vortreflicher Köpfe. Wolte man nur die allgemeinsten Hauptstücke einer jeden Disciplin zu diesem Calcul ziehen: so

hiesse

hiesse dieses zwar einen Theil der Ontologie vortragen: aber wo ist der versprochene Nutzen dieses Calculs?

Noch mehr: Erst nach dem Verständnisse der Sache selbst gelangt man zu einem Calcul darüber. Was würde also nicht ein Calculus universalis voraus setzen? Für Menschen ist er gewiß nicht.

Man wird hieraus die Bemühungen einiger Gelehrten, die nach diesem Stücke, wie nach dem Steine der Weisen gesucht haben, beurtheilen können.

Herr P. giebt Nachricht von einigen Versuchen in diesem Fache; von Leibnizens Embryonengedanken über eine allgemeine Sprache oder auch Specieuse generale, und von Bilfingers Urtheile darüber, woraus ich Ihnen nur anmercke, daß Bilfinger den Calcul erklärt habe, als Methodum substituendi caracteres æquipollentes. Wolf hat nichts neues zu dieser Materie hinzugesetzet: denn Lehrsätze der Philosophie, in mathematische Redensarten eingekleidet, vortragen,

 setzt

sezt den Leser vielmehr zurück, als daß es ihn för-
dern solte. Wenn man z. E. die Grösse des Ver-
standes aus der Menge der erkannten Objekte und
aus dem Grade der Deutlichkeit dividirt durch
die Zeit bestimmte und dieses so ausdrückte:

$$J : i = \frac{MD}{t} \cdot \frac{md}{T}$$

was wäre man dadurch gefördert? (Hier will ich
meine Anmerkung sicher im Verfolge nicht weg-
lassen.)

Man behaupte also immerhin und zwar mit
Grunde, daß bisher ausserhalb der Mathematik
gar nichts dem Calcul unterworfen gewesen sey:
man müste denn die Benennung der Weisen bey
jeder Schluß-Gattung sehr freygebig und ge-
wiß mit Unrecht mit dem Namen eines Calculs
belegen.

Herr P. fällt hierauf sein Urtheil von den an-
geführten Bemühungen der Gelehrten, den Cal-
cul auch auf andere Sachen auszudehnen, und
Leibniz steht, wie Sie leicht denken können, wie-
der vorne an. Dieser hatte den Einfall gehabt,

auch

auch unsre arithmetische Zeichen bedürfen einer Verbesserung: er hatte gewünscht, solche Zeichen zu haben, wodurch nothwendig erhellete, z. E. daß 5 † 3 gleich sey 8. Unser V. prüft diesen Einfall sehr scharfsinnig; und der Ausschlag davon ist, daß das allzueinfache bey den Zeichen zu viel Weitläuftigkeit im Verfahren selbst veranlasse. (Mir ist hier noch die Rechnung mit dem Waagebalken beygefallen. Es ist klar, daß wenn auf der einen Seite die Gewichte 5 und 3 angehängt werden: die andre Seite zum Gleichgewichte die Summe von jenen beyden erfordre, und diese Summe eben durch die Erlangung des Gleichgewichtes erlernet werde. Aus den gegebenen Gewichten wird also die andre intuitiv erkannt. Solte es nicht möglich seyn, solche Zeichen bey der Eintheilung des Wagebalkens anzubringen, die nothwendig die gegenseitigen Grössen zum erforderten Gleichgewichte anzeigten?)

Herr P. meynt übrigens, daß wir alle Ursache haben, nebst ihm mit unsern arithmetischen Zeichen zufrieden zu seyn. Doch will er von der-

gleichen Untersuchungen niemand abschröcken: denn wenn man immer so gedacht hätte, würden wir nicht einmal das, was wir jezt besitzen, haben.

Zu dem, was der Verf. schon oben gegen den Calculus universalis gesagt hat, sezt er noch folgendes: Nicht bey jedem Calcul kömmt es darauf an, Gleiches an die Statt des Gleichen zu setzen. So wenn man auf die Entwickelungen der Geister und auf die Gesetze, wornach sie geschehen, sein Augenmerk richtete: so begreife ich nicht, wie dort Gleiches Gleichen könte untergeschoben werden: so wenig, als bey den verschiedenen Aesten einer krummen Linie, die geometrisch, nicht algebraisch ausgedrückt wird. (Herr P. bedenkt nicht, daß in der Mathematik wenigstens, um hier noch nicht mehr gegen ihn zu sagen, der Calcul eben darin bestehe, daß man durch willkührliche Zeichen nach nothwendigen Regeln zusammen gesezt, eine Grösse ausdrücke; daß folglich solche Aeste einer krummen Linie, wenn es Calcul seyn soll, algebraisch müssen ausgedrückt

werden,

werden, und daß alsdann der algebraische Ausdruck wenigstens mit dem Zero könne gleich gestellet werden.)

Endlich meynt er, giebt es auch keinen Calculus universalis aus dem Grunde, weil bey willkührlichen Zeichen, und die sind sie beym Calcul alle, eines aus dem andern nicht so fliesset, wie ein Zustand der Sache aus dem andern.

Man könte einen Unterschied machen zwischen realiter calculiren, und characteristice calculiren. So wenn jemand die Natur des Feuers und einer Materie, die darin zu verhandeln wäre, genau kennete: so würde er durch einen Calculus realis alles eben so dabey heraus bringen, wie man geometrisch eine vierte Linie zum Ebenverhältnis findet. Hier finde ich die Quelle zu Herr P. Gedanken über den Calcul. Sie soll sich nicht wieder vor mir verlieren.)

Hingegen abstrahiret ein Calcul, wobey Zeichen gebraucht werden, von den Eigenschaften der Dinge und den Wahrheiten in ihrem Gegenstande betrachtet. So ist nun, sezt der V. endlich dazu,

so ist der logische Calcul beschaffen, den ich hier vortrage. Er bedient sich keiner andern Zeichen, als deren für das Einerley und Verschiedene; dabey aber ist er so fruchtbar, daß er die Schlüsse und deren Ankettungen auf die leichteste Art erfindet und ihre Richtigkeit erweiset; auch keine Fehler zuläßt, ausser durch die Unachtsamkeit des Rechnenden, diese Fehler aber zugleich mit ihrer Quelle entdecket. Man braucht dazu weder die Schlußgattungen, noch die Weisen jede derselben zu kennen: sondern man erfindet und beweiset gerade zu hin durch eine und eben dieselbe Verrichtung.

So weit geht Herr P. Einleitung. Nun folgt der zweyte Theil seiner Schrift: die Theorie seines Calculs.

Er schickt einige Erklärungen voraus, die er für nothwendig zur Verständlichkeit seiner Theorie hält, und davon ich diejenigen hieher setzen will, die mir als die unentbehrlichsten zum Verständniß seiner Redensarten vorkommen. Mein Brief wird immer trockener, ich fühle es. Aber die

Logik

Logik hat überhaupt wenig Fleisch und noch weniger Farben.

1) Wo ist wol das Besondre anzutreffen? da unstreitig, wo von einem Theile oder von Theilen, nur nicht von allen, die Rede ist. Wird die Beyfügung des übrigen weder verworfen noch angenommen: so nennt man es comprehensiv; wird sie gänzlich untersagt: so nennt man es exclusiv.

2) Ein Subjekt und ein Prädikat als ganz einerley sich vorstellen, heißt etwas bejahen; so wie verneinen heißt, die Verschiedenheit des Subjekts mit dem Prädikate fassen.

3) Stückweise wird etwas von allem prædicirt, sobald es auf den Theil und abermal den Theil und wieder den Theil und so durchhin gehet; im Ganzen zusammen genommen aber, wenn man nicht auf jedes Stück insbesondere Achtung giebt, sondern nur das Ganze sich vorstellet. Daher, wenn das erste Statt findet: ist es alsdann ein allgemeiner Satz. Der besondre Satz

hat dieses, daß das prædiciren nicht auf alle Theile des Allen durchhin gehet.

4) Das Umkehren eines Sazes heißt die Verwechselung des Subjekts mit dem Prädikat.

Ausser diesen Erklärungen kömmt es nun auf den folgenden Hauptsaz der ganzen Theorie an:

„Jeder bejahende Saz ist nichts anders als
„die Fassung eines einzigen Begriffes, der erst
„durch zween dem Scheine nach verschiedene
„angedeutet worden.„

Ich werde diesen Saz nebst den Erläuterungen desselben in der Folge prüfen. Lassen Sie mich jezt zum dritten Theil oder zur Beschreibung des Calculs selbst fort eilen. Lernen Sie erst die nöthige Zeichen dazu kennen.

1) Die Allgemeinheit wird durch grosse Buchstaben: das Besondre durch die kleinen angezeigt. Bey einzelnen Beyspielen kan man den Anfangs-Buchstaben jedes Wortes anstatt des ganzen Wortes setzen.

2) Die Bejahung wird durch das unmittelbare Aneinandersetzen zweyer Buchstaben, deren der eine das Subjekt, der andere das Prädikat nennet,

net, angedeutet. Bey der Verneinung aber sezt man das Zeichen (>) zwischen die Buchstaben.

3) Mehrere Buchstaben aneinander deuten an, daß immer der nachfolgende vom vorhergehenden bejahet werden könne.

4) Wenn zwischen einem solchen Haufen sich berührender Buchstaben, und einem andern dergleichen das Zeichen > stehet: so heißt es, daß der erste Buchstabe der einen Seite, der seine bejahende Prädikate bey sich hat, von dem ersten Buchstaben der andern Seite, der auch seine Bejahungen neben sich hat, verneinet werde. Z. E. abc > de, hier wird eigentlich *d*, dem *e* zukommt, vom *a* verneinet, dem *b* nebst seinem *c* zukömmt.

5) Das vollkommene Lesen dieser Charaktere erfordert, daß man einmal wisse, bejahende Säze können umgekehrt werden, wie man nur will, woferne man nur Sorge trage, das distributive Zeichen, (einiges) im Falle eines Zweifels vorzusetzen: hernach, daß durch eben dieses

Versetzen

Versetzen mehrere Sätze erhalten werden, so wie mehre Aussprüche geschehen, wenn in dem angeführten Beyspiel abc > de eins nach dem andern entwickelt wird, als a > d, a > e, b > d, b > e, c > d, c > e; endlich daß in den Exempeln a > b > c, nicht müsse geschlossen werden, daß auch a > c. Nun folgt die Rechnung selbst.

Die erste Regel steht S. 48. (wenn ich dieses sage: so sage ich es meiner Vermuthung und besten Einsicht nach: denn ich versichere Sie, daß ich aus der Schrift des V. die nicht gehörig abgetheilet ist, gewaltig herausklauben muß.)

Diese erste Regel, also wenn bey zweyerley bejahenden Sätzen irgend ein gemeinschaftlicher Ausdruck Statt findet; so fliessen sie beyde in einander. Z. E.

ab † ca

Das Zeichen (†) braucht hier der V. um das abgesonderte der beyden Sätze anzudeuten. Wegen des gemeinschaftlichen *a* wird aus ihnen abc.

Die

Die zwote Regel: wenn von einer Sache etwas verneinet wird, und von diesem etwas wieder ein anders, das letztere enthält aber etwas mit dem erstern gemeinschaftliches: so fliessen die beyden äussersten in einander, und das mitlere wird davon verneinet. Z. E.

a b > c > d e b

Daraus wird a b d e > c

Die dritte Regel: wenn bey zween abgesonderten bejahenden Sätzen, die nichts gemein haben, ein Ausdruck des einen Satzes von einem Ausdrucke des andern Satzes nach Belieben bejahet oder verneinet wird; so schmelzen dadurch die beiden Sätze in einander und man kan daraus Warheiten oder Irtümer entdecken. Z. E.

a b † c d

Man nehme an a d: so entsteht a b c d nach allen Versetzungen; und man wird bald finden, ob man habe annehmen dürfen a d.

Die vierte Regel: wenn bey abgesonderten Sätzen ein Ausdruck bey dem einen vorkommt, der unter einem Ausdruck des andern begriffen ist: so

so schmelzen sie zusammen und kan nachher gleiches von ihnen bejahet oder verneinet werden. Z. E.

Ab † C > D † Ac

Nach einer vorhergehenden Regel wird aus dem ersten und lezten Satze. Abc, nun wird D dem C abgesprochen, also auch dem c: folglich entsteht aus den vier Sätzen: Abc > D.

Nach dieser Methode zeigt nun Herr P. auch die Schlußreden zu erfinden, wozu er folgende Grundregel vorausschickt.

„Denjenigen Satz, darin das Mittelwort „der Schlußrede allgemein genommen wird, „setze man zuerst, den andern zunächst so, daß „das Mittelwort in die Mitte zu stehen komme, „hernach wird das Mittelwort ausgestrichen, „und der Schlußsatz zeigt sich. Z. E.

Mp
S > M

S > Mp oder S > p

Bey diesem Exempel macht Herr P. folgende Note. Sonst fordert man, daß in der ersten Figur der Untersatz bejahend seyn solle: aber man

sieht

sieht wol, daß er nichts desto weniger, woferne anders rechtmäßig daraus geschlossen wird, und dem Subjekte und Prädikate jeden sein Zeichen der Quantität vorgesezt wird, verneinend seyn könne. Diese Methode kehrt sich weder an Figuren noch Abänderungen dieser Figuren; sondern sie sezt ihre Vordersätze nach Belieben hin, und lehrt daraus den nothwendigen Schlußsatz finden und erweisen.

Die übrigen Beyspiele (und der V. hat deren für funfzehn Nummern in allem, die Soritten nicht mitgerechnet, angebracht;) müssen Sie mir erlauben wegzulassen.

Am Ende zieht Herr P. noch Folgerungen aus seiner Methode.

1. Alle bejahende Schlüsse kommen endlich auf einen Begrif hinaus.

2. Alle verneinende auf zween von einander verschiedene.

3. Aus gegebenen Vordersätzen muß nothwendig ein Schlußsatz aber nur einer folgen.

4. Alle

4. Alle Schlüsse sind gleich natürlich; das Mittelwort mag stehen wie es will.

5. Der Calculverständige kan gleich in den Vordersätzen den Schlussatz einsehen.

6. Sonst unwissende kan man nach diesem Calcul richtig im Schliessen verfahren lehren.

Man braucht endlich um die Fehler zu vermeiden, nur die Regel zu merken: Subjekt und Prädikat müssen im Schlußsatze die nämlichen in Absicht auf die Quantität seyn, wie in den Vordersätzen.

Hier haben Sie nun so kurz und so deutlich, als es mir möglich gewesen ist, den trockenen Auszug aus einer sehr trockenen Schrift über eine ausserordentlich trockene Materie. Der nächste Brief fängt mit meinen Anmerkungen darüber an. Wenn Sie ihrer aber entübriget seyn können: so winken Sie nur.

B.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 9. Februar 1764.

Zweyhundert und neun und sechszigster Brief.

Aus ihrem Stillschweigen schliesse ich, daß sie unter dem Schicksal, sich mit der Logik unterhalten zu lassen, gerne erliegen. So hören Sie meine Anmerkungen über Herrn Ploucquets Schrift!

Sollen wir Hr. P. Erklärung von *Calcul* gelten lassen? Der Himmel beware uns für Wortstreit! Ich will also vorerst nur dieses sagen. Bisher hat man den *Calcul* allezeit auf gewisse Methoden, mit Größen, oder Quantitäten umzugehen, eingeschränkt. Und so lange war er nichts anders, als die Methode, willkührliche Zeichen der Größen, nach ihren möglichen Verbindungen, beständigen Regeln zufolge, zu Erfindung des Unbekanten, ab-

zuändern. Nun wäre blos die Frage; ob man Methoden, nach welchen bey Qualitäten eben so verfahren würde, ebenfalls den Namen *Calcul* beylegen wolte?

Meinetwegen mag dieses immerhin geschehen; und sie mögen daraus erkennen, wie billig ich bin.

Bis zur Entscheidung der Frage, ist Hr. P. Begrif über den *Calcul* von dem meinigen in diesen beyden Stücken verschieden.

1) Sein Begrif deutet bey mir die Erfindungs-Kunst an: von welcher ich den *Calcul* als eine sehr untergeordnete Gattung ansehe.

2) Ich rechne zum Calcul, daß Quantitäten (blos, nicht Qualitäten) durch Zeichen ausgedrükt werden. Er aber nennt dieses leztere Calculum characteristicum, dem er den realem entgegen sezt. Ich habe vor der Hand noch den eingeführten Sprachgebrauch für mich; Hr. P. mag sehen, wie er diesen zu seinem Vortheil besticht.

Doch aber sehe ich, daß man nicht so ganz ungestraft Begriffe ändert.

Herr

Herr P. Idee verleitet ihn anzunehmen, daß es einen [illegible]enen Calcul für Zahlen, einen eigenen für geometrische Grössen u. s. w. gebe. Welche Verwirrung!

Jede Grösse, wenn ich mir sie in gleichartige Theile zerlegt, vorstelle; einen solchen Theil als den Stammbegrif annehme und Achtung gebe, wie ofte ich den nämlichen Begrif bey mir wiederholen muß, um die Vorstellung der Grösse selbst zu haben; jede solche Grösse heißt alsdann gezählt. Die Zeichen, womit ich die Wiederholung des Stammbegriffes andeute, nennt man Zahlen. Diese Zahlen aber sind keinesweges eine eigene Gattung von Grössen, die ihre eigene Rechnungsmethode erforderte.

Herr P. mag sich ja nicht darauf berufen, daß multipliciren in der Geometrie ganz was anders sey als in der Arithmetic. Darin hat er Recht, daß der gewöhnlich angenommene Begrif in diesem Theile etwas abgeschmacktes in jener sagen würde. Aber wer heißt ihn auch den gewöhnlich arithme-

tischen Begrif des multiplicirens für den wahren Begrif ansehen?

Bey dem bisher bekanten Calcul kommen, so viel ich einsehe, nur die vier Aufgaben vor:

1) Zu gegebenen Grössen einen gleich bedeutenden Ausdruck zu finden.

2) Zu zwoen ungleichen Grössen das zu finden, was sie gleich macht.

3) Zu drey gegebenen Grössen eine vierte im Ebenverhältnis zu finden.

4) Polynomische Grössen in zusammengesetzte Verhältnisse zu wickeln oder aus denenselben herauszuwickeln.

Dis sind die bey den Grössen uns bisher anzubringen möglich gewordene Veränderungen um etwas zu erfinden. Diese Begriffe sind allenthalben die nämliche, und die Methoden, durch Zeichen dabey zu verfahren, machen die Algeber aus, oder den Calcul.

Wenn man diese Begriffe in der Arithmetic abgeändert hat, weil sie dort bey einzelnen Fällen einen solchen Zusatz litten: so macht dieses nichts besonders

besonders in den Methoden. Bringt man sie aber mit diesem Zusatze an die Stelle des allgemeinen Begriffes: so verfährt man wie ein Rechenmeister, der an Statt das Einmaleins seinen Schülern in Kopf zu bringen, sich aufs Beweisen einläßt, davon er nichts versteht. Aber die Darstellung einer vierten Proportional-Linie ist ja ganz verschieden von dem Ausdrucke derselben in einer Zahl? Was will Herr P. damit? So ist es ja auch zweyerley, eine Summe Geldes schreiben und in den Münzsorten sie auf den Tisch legen.

Daß sich aber die Kräfte der Substanzen bis jezt noch unter diesen Calcul nicht haben bringen lassen, rührt wol nicht daher, wie Hr. P. meynt, weil sie sich nicht durch Grössen ausdrücken lassen, deren Form von der Form der Grade verschieden ist. Denn wie gesagt, die Zahlen haben keine eigene Form. Sie sind die Zeichen zergliederter und in ihrer Zergliederung aufmerksam gedachter Grössen; keinesweges aber selbst Grössen. Es muß also bey den Kräften der Substanzen, (deren Würkung sich nicht in ähnlichen Theilen

einer bey dem andern darleget, mit andern Worten, die kein extensum uns darstellen,) es muß also bey diesen Kräften die Schwierigkeit des Rechnens auf der Schwierigkeit des Zergliederns beruhen; und zwar einzig und allein darauf.

Denn was die angeführten Hauptbegriffe der Veränderungen mit den Grössen betrift: so müßten sie sich wol auch zu diesen Kräften der Substanzen recht gut schicken. Man könte sehr wol die vier obengenannte Aufgaben ansetzen. Aber es ist, vielleicht für den Menschen unübersteiglich schwer, den ersten Stammbegrif zum Zählen dabey festzusetzen, und dann die Wiederholung dabey anzustellen, so daß er dabey gewiß wäre, er wiederhole noch den nämlichen Stammbegrif, und werde dadurch endlich die Grösse erschöpfen.

Da nun bey Verhältnissen ohne eine solche Wiederholung nichts anzufangen: der Schwierigkeiten in richtiger Bestimmung derer an solchen Graden der Kräfte in Gegenrichtung befindlicher, das ist, positiver und ergativer Grössen, nicht zu

erwähnen:

erwähnen: so hat bis jezt dieser Calcul bey Substanzen nicht angebracht werden können.

Dieser Calcul sagte ich eben; ich meyne wo man endlich im Stande ist, nachdem man die Beziehungen der Grössen durch allgemeine Zeichen angedeutet, alles in der vollständigsten Deutlichkeit des Zergliederns zu übersehen. Und in so ferne läßt sich freylich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes eines und eben desselben Subjektes nicht durch Zahlen ausdrücken. In Linien es zu thun, dürfte niemand leicht einfallen. Dis hindert aber keinesweges, dergleichen Verhältnisse anzudeuten. Man veranlaßt wenigstens dadurch den Begrif der Beziehung solcher Grössen gegen einander, und einer gewissen obgleich sehr verwirrten Art sie gegen einander zu halten; ja sehr öfte wird man eine Art von Erleichterung zur Einsicht in ihre Natur dadurch erhalten,

Dergleichen Bemühungen sind also auch nicht gänzlich zu verwerfen; wenn sie nur mit Anwendung der wahren mathematischen Begriffe geschehen.

hen. Aber freylich wie in dem Beyspiele, das Herr P. giebt, pflegen diese meistens irrig angebracht zu werden. Denn betrachten Sie einmal dieses Beyspiel: ein Verstand gegen den andern gehalten, solte sich aus der Zeit, dem Grade der Deutlichkeit und der Menge der gefasseten Objekte bestimmen lassen.

Merken Sie, worauf es bey einer solchen Bestimmung ankömmt. 1) Nicht auf die Deutlichkeit in der Zergliederung oder aufs Zählen; dieses können wir vorjezt noch nicht schaffen, 2) sondern auf ein sichres blos angezeigtes Verhältnis. Dis muß sich allemal finden; folglich auch allgemein anzeigen lassen. Daher dann, woferne 3) die Zusammensetzung des Verhältnisses vollständig ist: eine sehr klare Idee (obgleich keine deutliche) von der Grösse des Verstandes entsteht. Man würde also nicht ohne Nutzen setzen:

$$J : i = \begin{cases} M : m \\ D : d \\ T : t \end{cases}$$

Oder

Oder wenn der Verstand J die Gegenstände M, mit der Deutlichkeit D, in einer Zeit t, i aber die Gegenstände m, mit der Deutlichkeit d, in der Zeit T begreiffen kan, so ist $J : i = M D T : m d t$. Wer heißt aber die Formel so anordnen?

$$J ; i = \frac{M D}{t ;} \quad \frac{m d}{T,}$$

wobey der einfältige Schulmeister-Begrif des dividirens in seiner vollen Verwirrung angebracht ist. Denn $\frac{M D}{t}$, oder die Menge der Objekte und der Grad der Deutlichkeit dividirt durch die Zeit heißt, $t ; i = M D : \frac{M D}{t}$, oder wie sich eine kleine Zeit zur Einheit oder auch zur Menge der Sachen verhält, so verhält sich u. s. w. welches hier so viel ist als nonsense.

Eine Sammlung von Begriffen auf diese Art mathematisch ausgedrückt, wobey das zusammen gesetzte Verhältnis recht vollständig und genau gefunden und angegeben wäre: würde so unnütze nicht seyn. Ich könte an einigen Beyspielen zeigen,

4. Alle Schlüsse sind gleich natürlich, das Mittelwort mag stehen wie es will.

5. Der Calculverständige kan gleich in den Vordersätzen den Schlußsatz einsehen.

6. Sonst unwissende kan man nach diesem Calcul richtig im Schliessen verfahren lehren.

Man braucht endlich um die Fehler zu vermeiden, nur die Regel zu merken: Subjekt und Prädikat müssen im Schlußsatze die nämlichen in Absicht auf die Quantität seyn, wie in den Vordersätzen.

Hier haben Sie nun so kurz und so deutlich, als es mir möglich gewesen ist, den trockenen Auszug aus einer sehr trockenen Schrift über eine ausserordentlich trockene Materie. Der nächste Brief fängt mit meinen Anmerkungen darüber an. Wenn Sie ihrer aber entübriget seyn können: so winken Sie nur.

B.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 9. Februar 1764.

Zweyhundert und neun und sechszigster Brief.

Aus ihrem Stillschweigen schliesse ich, daß sie unter dem Schicksal, sich mit der Logik unterhalten zu lassen, gerne erliegen. So hören Sie meine Anmerkungen über Herrn Ploucquets Schrift!

Sollen wir Hr. P. Erklärung von *Calcul* gelten lassen? Der Himmel beware uns für Wortstreit! Ich will also vorerst nur dieses sagen. Bisher hat man den *Calcul* allezeit auf gewisse Methoden, mit Größen, oder Quantitäten umzugehen, eingeschränkt. Und so lange war er nichts anders, als die Methode, wilkührliche Zeichen der Größen, nach ihren möglichen Verbindungen, beständigen Regeln zufolge, zu Erfindung des Unbekanten, ab-

zuändern. Nun wäre blos die Frage; ob man Methoden, nach welchen bey Qualitäten eben so verfahren würde, ebenfalls den Namen *Calcul* beylegen wolte?

Meinetwegen mag dieses immerhin geschehen; und sie mögen daraus erkennen, wie billig ich bin.

Bis zur Entscheidung der Frage, ist Hr. P. Begrif über den *Calcul* von dem meinigen in diesen beyden Stücken verschieden.

1) Sein Begrif deutet bey mir die Erfindungs-Kunst an: von welcher ich den *Calcul* als eine sehr untergeordnete Gattung ansehe.

2) Ich rechne zum Calcul, daß Quantitäten (blos, nicht Qualitäten) durch Zeichen ausgedrükt werden. Er aber nennt dieses leztere Calculum characteristicum, dem er den realem entgegen sezt. Ich habe vor der Hand noch den eingeführten Sprachgebrauch für mich; Hr. P. mag sehen, wie er diesen zu seinem Vortheil besticht.

Doch aber sehe ich, daß man nicht so ganz ungestraft Begriffe ändert.

Herr

Herr P. Idee verleitet ihn anzunehmen, daß es einen [illegible]enen Calcul für Zahlen, einen eigenen für geometrische Grössen u. s. w. gebe. Welche Verwirrung!

Jede Grösse, wenn ich mir sie in gleichartige Theile zerlegt, vorstelle; einen solchen Theil als den Stammbegrif annehme und Achtung gebe, wie ofte ich den nämlichen Begrif bey mir wiederholen muß, um die Vorstellung der Grösse selbst zu haben; jede solche Grösse heißt alsdann gezählt. Die Zeichen, womit ich die Wiederholung des Stammbegriffes andeute, nennt man Zahlen. Diese Zahlen aber sind keineswegs eine eigene Gattung von Grössen, die ihre eigene Rechnungsmethode erforderte.

Herr P. mag sich ja nicht darauf berufen, daß multipliciren in der Geometrie ganz was anders sey als in der Arithmetic. Darin hat er Recht, daß der gewöhnlich angenommene Begrif in diesem Theile etwas abgeschmacktes in jener sagen würde. Aber wer heißt ihn auch den gewöhnlich arithme-

 tischen

tischen Begrif des multiplicirens für den wahren Begrif ansehen?

Bey dem bisher bekanten Calcul kommen, so viel ich einsehe, nur die vier Aufgaben vor:

1) Zu gegebenen Grössen einen gleich bedeutenden Ausdruck zu finden.

2) Zu zwoen ungleichen Grössen das zu finden, was sie gleich macht.

3) Zu drey gegebenen Grössen eine vierte im Ebenverhältnis zu finden.

4) Polynomische Grössen in zusammengesetzte Verhältnisse zu wickeln oder aus denenselben herauszuwickeln.

Dis sind die bey den Grössen uns bisher anzubringen möglich gewordene Veränderungen um etwas zu erfinden. Diese Begriffe sind allenthalben die nämliche, und die Methoden, durch Zeichen dabey zu verfahren, machen die Algeber aus, oder den Calcul.

Wenn man diese Begriffe in der Arithmetic abgeändert hat, weil sie dort bey einzelnen Fällen einen solchen Zusatz litten: so macht dieses nichts besonders

besonders in den Methoden. Bringt man sie aber mit diesem Zusatze an die Stelle des allgemeinen Begriffes: so verfährt man wie ein Rechenmeister, der an Statt das Einmaleins seinen Schülern in Kopf zu bringen, sich aufs Beweisen einläßt, davon er nichts versteht. Aber die Darstellung einer vierten Proportional-Linie ist ja ganz verschieden von dem Ausdrucke derselben in einer Zahl? Was will Herr P. damit? So ist es ja auch zweyerley, eine Summe Geldes schreiben und in den Münzsorten sie auf den Tisch legen.

Daß sich aber die Kräfte der Substanzen bis jezt noch unter diesen Calcul nicht haben bringen lassen, rührt wol nicht daher, wie Hr. P. meynt, weil sie sich nicht durch Grössen ausdrücken lassen, deren Form von der Form der Grade verschieden ist. Denn wie gesagt, die Zahlen haben keine eigene Form. Sie sind die Zeichen zergliederter und in ihrer Zergliederung aufmerksam gedachter Grössen; keineswegs aber selbst Grössen. Es muß also bey den Kräften der Substanzen, (deren Würkung sich nicht in ähnlichen Theilen

einer bey dem andern darleget, mit andern Worten, die kein extensum uns darstellen,) es muß also bey diesen Kräften die Schwierigkeit des Rechnens auf der Schwierigkeit des Zergliederns beruhen; und zwar einzig und allein darauf.

Denn was die angeführten Hauptbegriffe der Veränderungen mit den Grössen betrift: so müsten sie sich wol auch zu diesen Kräften der Substanzen recht gut schicken. Man könte sehr wol die vier obengenannte Aufgaben ansetzen. Aber es ist, vielleicht für den Menschen unübersteiglich schwer, den ersten Stammbegrif zum Zählen dabey festzusetzen, und dann die Wiederholung dabey anzustellen, so daß er dabey gewiß wäre, er wiederhole noch den nämlichen Stammbegrif, und werde dadurch endlich die Grösse erschöpfen.

Da nun bey Verhältnissen ohne eine solche Wiederholung nichts anzufangen: der Schwierigkeiten in richtiger Bestimmung derer an solchen Graden der Kräfte in Gegenrichtung befindlicher, das ist, positiver und ergativer Grössen, nicht zu

erwähnen:

erwähnen: so hat bis jezt dieser Calcul bey Substanzen nicht angebracht werden können.

Dieser Calcul sagte ich eben; ich meyne wo man endlich im Stande ist, nachdem man die Beziehungen der Grössen durch allgemeine Zeichen angedeutet, alles in der vollständigsten Deutlichkeit des Zergliederns zu übersehen. Und in so ferne läßt sich freylich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes eines und eben desselben Subjektes nicht durch Zahlen ausdrücken. In Linien es zu thun, dürfte niemand leicht einfallen. Dis hindert aber keinesweges, dergleichen Verhältnisse anzudeuten. Man veranlaßt wenigstens dadurch den Begrif der Beziehung solcher Grössen gegen einander, und einer gewissen obgleich sehr verwirrten Art sie gegen einander zu halten; ja sehr ofte wird man eine Art von Erleichterung zur Einsicht in ihre Natur dadurch erhalten.

Dergleichen Bemühungen sind also auch nicht gänzlich zu verwerfen; wenn sie nur mit Anwendung der wahren mathematischen Begriffe geschehen.

hen. Aber freylich wie in dem Beyspiele, das Herr P. giebt, pflegen diese meistens irrig angebracht zu werden. Denn betrachten Sie einmal dieses Beyspiel: ein Verstand gegen den andern gehalten, solte sich aus der Zeit, dem Grade der Deutlichkeit und der Menge der gefasseten Objekte bestimmen lassen.

Merken Sie, worauf es bey einer solchen Bestimmung ankömmt. 1) Nicht auf die Deutlichkeit in der Zergliederung oder aufs Zählen: dieses können wir vorjezt noch nicht schaffen, 2) sondern auf ein sichres blos angezeigtes Verhältnis. Dis muß sich allemal finden; folglich auch allgemein anzeigen lassen. Daher dann, woferne 3) die Zusammensetzung des Verhältnisses vollständig ist: eine sehr klare Idee (obgleich keine deutliche) von der Grösse des Verstandes entsteht. Man würde also nicht ohne Nutzen setzen:

$$J : i = \begin{cases} M : m \\ D : d \\ T : t \end{cases}$$

Oder

Oder wenn der Verstand J die Gegenstände M, mit der Deutlichkeit D, in einer Zeit t, i aber die Gegenstände m, mit der Deutlichkeit d, in der Zeit T begreiffen kan, so ist $J : i = M D T : m d t$. Wer heißt aber die Formel so anordnen?

$$J : i = \frac{M D}{t} : \frac{m d}{T},$$

wobey der einfältige Schulmeister-Begrif des dividirens in seiner vollen Verwirrung angebracht ist. Denn $\frac{M D}{t}$, oder die Menge der Objekte und der Grad der Deutlichkeit dividirt durch die Zeit heißt, $t : i = MD : \frac{M D}{t}$, oder wie sich eine kleine Zeit zur Einheit oder auch zur Menge der Sachen verhält, so verhält sich u. s. w. welches hier so viel ist als nonsense.

Eine Sammlung von Begriffen auf diese Art mathematisch ausgedrückt, wobey das zusammengesetzte Verhältnis recht vollständig und genau gefunden und angegeben wäre: würde so unnütze nicht seyn. Ich könte an einigen Beyspielen zei-

gen, wie viel jemand, der sie nach Art der unbestimmten Aufgaben durchliese, dabey auf einmal übersehen könte. Allein, dis würde mich hier zu weit ableiten.

Lassen Sie uns vielmehr von dem Calcul der Qualitäten schwatzen; denn dieser ist es eigentlich, welchen Leibniz hat erfinden wollen. Es kömmt dabey nicht auf Begriffe von Grössen an. Daher klagt auch Leibniz, daß, so ofte er von seinen Einfällen darüber zu reden angefangen, fast niemand darauf geachtet habe. Man konte nemlich nicht begreifen, wie bey blossen Qualitäten mit Beyseitsetzung aller Grösse von einem Calcul die Rede seyn könne. Unterdessen war die Idee nicht falsch. Das Wort nur hätte Leibniz im Anfange vielleicht weglassen sollen.

Nach vorhergängiger fester Zeichnung der Hauptbegriffe, deren eben so sehr viele nicht seyn dürffen, weil mit einiger Abänderung wenn alles gut eingerichtet wäre, sich andre bald daraus herstellen liessen, (so wie wir die 9 Schreib-Karaktere der Zahlen nur durch die Abänderung des Ortes

mehr-

mehrdeutig machen) diese Zeichnung vorausgeschickt, dürften die Hauptaufgaben alsdenn folgende seyn.

1) Die Erklärung eines Subjekts gegeben, seine nothwendige Eigenschaften daraus zu finden.

2) Die Stellung eines Subjekts, seine Erklärung und einige Modus desselben gegeben, andre Modus zu finden.

3) Den Fortgang der Folgeeigenschaften zu bestimmen.

4) Mit polynomischen Subjekten, das heißt solchen, die verschiedene Beziehungen zugleich haben, z. E. jemand als Unterthan Gottes und als Herr über Unterthanen zugleich betrachtet, nach den obigen zu verfahren: wohin auch Verbindungen zweener oder dreyer verschiedener Subjekte gehörten. Der Rückschluß von Würkungen auf Ursachen würde methodus inversa dieser Art von Calcul seyn.

Zu diesem Calcul (weil es einmal Calcul heissen soll) könte die bisher in der Logik zu den Syllogismen übliche Karakteristik allerdings etwas

beytragen.

beytragen. Freylich verdient sie an und für sich den Namen eines solchen Calculs keinesweges; Ich wüßte aber auch nicht, wer sie jemals dafür ausgegeben. Hingegen wäre sie ein vorläufiges recht gutes Hülfsmittel die Eigenschaften beyder Arten (nemlich nothwendige und zufällige) durch die den allgemeinen und besondern Sätzen zuständige Zeichen gegen einander zu halten und den Fortgang, dessen in der 3ten Aufgabe gedacht worden, zu bestimmen. Es erhellet deucht mir zugleich hieraus, was Leibniz gesagt hat, daß blos die Erfindung dieser allgemeinen Karakteristik unendliche Schwierigkeiten habe, daß aber die Erlernung derselben sehr leicht fallen würde.

Ich sage zum Beschluß nur noch etwas über die Eintheilung, die Herr P. vom Calcul giebt. Calculus realis und Calculus characteristicus! Und der erste solte so etwas seyn als wie die Darstellung einer vierten Proportional-Linie in der Geometrie! Es ist unbegreiflich, wie Herr P. dieses kan Rechnen nennen. Wenn diese vierte Linie in Zahlen ausgedrückt wird, denn ist sie ja

erst

erst berechnet. Ich drücke die Geschwindigkeit eines Boten von einem Orte zum andern durch Zahlen aus, und den folgenden Tag geht der Bote dahin und trift mit meiner Rechnung zu, werde ich wol sagen, daß der Bote realiter gerechnet habe?

Mir ist es klar, daß Herr P. den Qualitäten-Calcul mit dem Quantitäten-Calcul verwechselt habe. Er führt hier noch das Beyspiel an von der Natur des Feuers und der Natur einer darin zu behandelnden Materie. Alles, was durch eine vollständige Kentnis davon würde erfunden und würklich dargestellet werden, heißt bey ihm reeller Calcul. Unrichtig. Freylich würde dieses ein Exempel des Qualitäten Calculs werden: aber es würde durch Zeichen alles vorgenommen werden: und die Würklichmachung könte nachher anstellen, wer wolte.

Wenn ich glücklich genug gewesen bin, mich Ihnen bisher verständlich zu machen: so werden Sie nun wol selbst im Stande seyn, das Urtheil zu fällen, daß dasjenige, was Herr P. seinen

Calculum

Calculum in Logicis nennet, gar nicht der Qualitäten-Calcul, sondern etwas ähnliches mit der Syllogismen Karakteristik sey. Es könte wie diese ebenfalls zu jenem seinen Gebrauch äussern. Mein folgender Brief soll dis mit Ihnen näher untersuchen.

B.

Zwey-

Zweyhundert und siebenzigster Brief.

Sie erinnern sich wol noch der Grundlage zu der ganzen Theorie dieses Calculs. „Ein beja„hender Saz ist nur ein Begrif, aber zweymal „und dem Anschein nach verschieden ausgedrückt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß mir gleich beym ersten Anblicke dieses Ausspruches dunkel im Gedächtnisse geschwebt hat, etwas ähnliches beym d'Alembert gelesen zu haben, der wo ich nicht irre, von den Gleichungen sagt, daß z. E. 2 † 2 = 4 nichts mehr als ein einziger Begrif sey, der aber unter zweyerley Ausdrücken angedeutet worden. D'Alembert hat einiges Recht, obgleich noch immer ein sehr wichtiger Unterschied ist zwischen folgenden beyden Sätzen: 4 = vier; 2 † 2 = 4. Der erste würde in eigentlichen Verstande denselben Begrif unter zweyerley Ausdrückungen darstellen, der letzte aber deutet zugleich eine besondere Entstehungsart der

der (4) an, welche Zahl einen weiteren Begrif enthält, als 2 † 2. Denn 4 sagt auch dem 2 † 2, dem 3 † 1, dem 1 † 1 † 1 † 1, dem 0 † 4, dem 1 † 4 u. s. w. zu.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 16. Februar 1764.

Beschluß des zweyhundert und siebenzigsten Briefes.

Wenn aber Herr P. sich vollends verleiten läßt, diesen d'Alembertschen Einfall auf alle mögliche bejahende Sätze auszudehnen; so giebt er zu erkennen, daß er die Gränzen der beiden Calcule nicht sorgfältig genug unterschieden hat. Denn was kan ihm alles künstliche Drehen und Wenden bey seinem gewählten Exempel helfen? Er bleibt immer in den Schlingen hängen. Urtheilen Sie selbst: Er nimmt den Satz: Der Zirkel ist eine krumme Linie; und will zeigen, daß Zirkel und krumme Linie recht verstanden nur einen Begrif geben. Erst erklärt er den Zirkel durch eine in sich zurücklaufende krumme Linie mit gleichem Abstande aller äussern

Punkte vom Mittlern. Man sieht also, sezt er hinzu, daß Subjekt und Prädikat auf eines hinaus kommen. Man siehet also, möchte ich hinzusetzen, daß Herr P. in der Erklärung des Zirkels die Worte krumme Linie ganz ohne Noth einschiebt, um seinen Saz identisch zu machen, denn zur Definition sind sie ganz überflüßig.

Daß das Subjekt eines bejahenden Satzes den Begrif des Prädikats enthalte, wird endlich niemand leugnen, aber machen sie deswegen nur einen einzigen Begrif aus? Dieses kan ohne gewaltsame Verdrehung der Worte auf keinerley Weise behauptet werden. Gesezt ich lösete die Glieder des z. B. angeführten Satzes in andere Grunderklärungen auf, als die mir Herr P. an die Hand giebt. Ich definirte z. B. den Zirkel durch seine Entstehung, indem sich nämlich eine Linie um einen festen Punkt so lange bewegt, bis sie ihre erste Stelle einnimmt; eine krumme Linie aber setzte ich mit einem von den Alten, sey eine Linie, in welcher kein Theil alle übrigen beschattet. Wenn ich nun spreche, der Zirkel ist eine krum-

me

nie Linie, d. i. die auf angeführte Weise beschriebene Linie enthält lauter solche Theile, deren keiner alle übrigen beschattet, heißt dieses etwas identisches gesagt? oder ist es in diesem Fall nicht offenbar, daß der Begrif des Prädikats zwar in dem Subjekte anzutreffen, aber nicht mit ihm einerley sey?

Der Anblick einer Zirkel-Linie setzt Herr P. ferner hinzu, würde den Begrif der krummen Linie bey uns hervorbringen, und dadurch will er ebenfals beweisen, daß Zirkel und krumme Linie auf einerley Begrif hinaus laufen. Aber mit seiner Erlaubnis, jemand der blos eine Zirkel-Linie betrachtete, würde weiter nichts denken als eine Zirkel-Linie ist eine Zirkel-Linie. Dis ist eben der Vortheil der abstrakten Erkentnis, daß sie uns weiter führt, und uns in dem gegenwärtigen Falle den Zirkel in eine Art von Verbindung mit andern Linien bringen lehrt, auf welche Verbindung wir sonst nicht würden gefallen seyn.

Noch zu einem Beweise führt Herr P. an, daß z. E. aus dem Satze: die Erde ist fruchtbar, der

Begrif entstehe, die fruchtbare Erde. Dis soll nun beweisen, daß Erde und fruchtbar gleichsam nur einerley sagen! Doch was halte ich mich damit auf? Herr P. hat Lust mit uns zu spielen.

Sie solten wol denken, daß eine Theorie, die auf einen so falschen Satz gebauet ist, mit demselben nothwendig sinken müsse. Nicht so nothwendig. Die Beysetzung der Zeichen der Quantität zu jedem Satze und zu jedem Gliede des Satzes hindert den Einbruch der groben Fehler, die sonst unumgänglich entstehen müßten. Dis ist das palliativ, wodurch Herr P. das Gebrechen seiner Theorie verstecket. Merken Sie aber, daß auch zur Vergeltung aus solchen gegen die Regeln und doch unsträflich umgekehrten Sätzen niemand nichts lernet. z. E.

Alle Christen sind menschen, (ich schreibe bedächtlich das letzte Wort mit dem kleinen Anfangs-Buchstaben.) Unsträflich kan dieses so umgekehrt werden: Einige Menschen sind alle Christen. Und nach der lateinischen Signatur omnes Christiani sunt homines.

Ch

Ch oder hC

Und vollends ist vornemlich anzumerken, daß ich im voraus wissen muß, ob ich hier homines mit einem H oder h zu schreiben habe. Denn es wäre ein verzweifelter Streich, wenn ich es mit einem grossen H geschrieben hätte. So dürfte, ich, nach einem theologischen Satze, wenn ich anders nicht irre, sehr wol schreiben: O Redempti sunt Homines.

R H

Und folglich auch H R, omnes Homines sunt Redempti, aber wie viel muß einer hier nicht im voraus wissen, ehe er seine Buchstaben klein oder groß ansetzen kan.

$$\begin{array}{l} M\ p \\ S > M \\ \hline S > M\ p \text{ oder } S > p \text{ auch } p > S \end{array}$$

Im einzelnen Falle: Omnis Christianus homo, Judæus non est Christianus, ergo Judæus non est Christianus homo, oder Judæus non est quidam homo qualis Christianus.

Auf Deutsch: Ein Jude ist kein Christ; daher ist ein Judenmensch kein Christenmensch, oder kein Mensch wie ein Christ. Die herrlichen Sätze! Es lebe die Regel daß in der ersten Figur der Untersaz bejahend seyn müsse!

Ich glaube, daß ich nur noch eine Beurtheilung über die Zeichen dieses Calculs hinzuzufügen habe, und dann mit Ehre schliessen könne. Ich mag das nicht anführen, daß bey den bejahenden Sätzen das Nebeneinandersetzen der Buchstaben einen Mathematiker immer auf die Gedanken bringen könne, er habe Produkte vor sich. Herr P. würde sagen, wer heißt ihn in der Logik an Algeber denken. Aber das Zeichen (>) das auch ausser der Algeber seine bestimmte Bedeutung hat, dis Zeichen zum Zeichen der Verneinung brauchen, ist wol etwas unschicklich. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie zärtlich man mit solchen einfachen Karakteren umgehen müsse. Es würde so leicht gewesen seyn, ein anderes Zeichen zu finden!

Aller-

Aller dieser Einwendungen ohnerachtet gestehe ich Ihnen doch, daß mir Herr P. Methode nicht ganz misfällt. Sie scheint mir sehr vieles zusammen zu ziehen, und zum künstlichen Verfahren der Logik bequem zu seyn. Der grosse Fehler, der unstreitig in der Theorie liegt, hat weiter keinen schädlichen Erfolg, ausser diesen, daß man ofte im Schlußsatze ein Nichts findet: aber dis ist unerheblich gegen die Unbequemlichkeit so vielerley Figuren und Moden nicht lernen zu dürfen. Das Lesen solcher ins Kürze gezogenen Sätze, und die Entwickelung anderer darin versteckter Sätze dürfte hingegen so viel ich aus den Beyspielen abnehmen kan, auch so viel neues nicht lehren; es ist auch nicht wol möglich, wie Sie leicht aus der Natur der Ploucquetischen Conversion begreifen werden. Ueberhaupt sind dergleichen Erfindungsmethoden nicht der Erfindungsweg des Genies. Jenes sind Künstler die einen menschlichen Körper in Wachs ausbilden: Dis ist der glückliche Liebhaber, der unter dem

Einflusse der alma parens ein holdseliges lebendiges Geschöpfe zeuget.

Herr P. kan sich im übrigen gar wol den Ruhm zueignen, der erste zu seyn, der (wenigstens soviel ich weiß,) diese Methode; wenn es auch kein Calcul ist, in der Logik einführt.

B.

Zwey-

Zweyhundert und ein und siebenzigster Brief.

Die Materie von der gelehrten Sprache verfolgt Sie und mich. Kaum ist Herr Ploucquet aus dem Wege geschaffet: so stößt mir Hr. Prof. Meier in Halle mit seiner Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache auf. *) Ich leugne es nicht; ich war es zufrieden, eine so gute Gelegenheit zu finden, meinen Gedanken über diese Sache nicht nur überhaupt weiter nachzuhängen, sondern ihnen auch eine neue Wendung zu geben: denn ich wußte im voraus, daß mich der letztere Verfasser einen ganz andern Weg führen würde, als mich der erstere geführt hatte. Zwar wußte ich ebenfals, daß Herr M. einige Grundsfaden beständig im voraus vorräthig hat, die ihm zu allen seinen Schriften dienen, und in die er nachher nur die veränderten Figuren, so ferne sie sich zu jedem neuen Titul schicken, gleichsam hineinwürket. Ich wußte ferner, daß dieser Schriftsteller, so viel Ver-

*) Halle, bey Hemmerde 1763.

dienste er sich sonst durch die Aeusserung richtiger Einsichten in manchen Stücken erworben hat, daß er sich um noch mehrere Verdienste, besonders um das Verdienst eines recht guten deutschen philosophischen Schriftstellers durch eine Gewohnheit gebracht habe, in die ihn seine Commentarien über des seel. Baumgartens Aesthetik, Metaphysik und Moral gestürzet haben. Diese Gewohnheit besteht darin, zu jedem §en nur einen Gedanken, das ist, am häufigsten das Glied einer Abtheilung zu nehmen, und das übrige dieses §ens mit einer erläuternden Umschreibung anzufüllen, die bey dem Professorvortrage, so viel ich Laye davon verstehe, recht gut seyn mag, die aber den armen Leser, der nicht auf einer Universität lebt, zu seinem grossen Verdrusse unendlich lange an einerley Stelle sitzen lässet. Herr M. hat durch diese Methode die Kunst, bey allen Anstalten zur möglichsten Klarheit doch immer weiter zu rücken, und das Licht um den Leser, den man mit sich fortreißt, und auch hinter ihm zu verbreiten, gänzlich verlohren. Allein, ich hatte doch

Grund

Grund zu hoffen, daß er sich in einige Stücke, die man meiner Einsicht nach bey der gelehrten Sprache nothwendig denken muß, tiefer einlassen werde. Mein Grund muß seicht gewesen seyn; denn Herr M. sagt nichts von diesen Stücken, und scheint überhaupt bey dieser Materie etwas ganz anders zu denken, als ich bisher gethan habe. Ich könte noch hinzusetzen, daß er sich gewaltig viel Nachläßigkeit in seinem Style erlaube, und nicht einmal die oft beynahe unmittelbare Wiederholung einerley Redensarten, die gar nicht scientifisch sind, und also aus diesem Grunde könten gerechtfertiget werden, erlaube: Allein ich will lieber diese Kritik für mich behalten.

Diese Entdeckung hat mich schüchtern gemacht. Ich fange an zu fürchten, daß mein Geist eine gewisse Unbiegsamkeit annehme, die uns hindert, in die Gedancken andrer uns gleichsam hinein zu denken, und folglich sehr oft die unsrige dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie liest, über die man selbst noch nicht gedacht hat.

Ist

Ist aber dieses leztere geschehen: so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch ausser andern, bey alten Leuten häufiger angetroffen wird, als bey jungen. Es gehört entweder eine besondre Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Geistes dazu, um weich und beugsam genug zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher liest, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: so hat er gewiß eben so viel Lob verdienet, als der heil. Aldhelmus, der sich nacket und blos zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand.

Auf der andern Seite ist zu besorgen, daß jemand, der allzu nachgebend und demüthig gegen andrer Gedanken wäre, der Wahrheit Rechten schaden würde, der schimpflichen Knechtschaft im Denken nicht einmal zu erwähnen.

Das beste Mittel zwischen diesen beyden Auswegen mir durchzuhelfen, wird wol dieses seyn, daß Sie, mein Freund, genau auf mich Achtung geben, und mich so gleich erinnern, wo ich Eigen-

dünkel

dünkel an die Stelle des Selbstdenkens setze.

Herr Prof. Meiers ganze Betrachtung läuft, der Rechenschaft zufolge, die ich mir von meinem Lesen abgestattet habe, darauf hinaus, daß ein Gelehrter, von der Sprache so viel in seiner Gewalt haben müsse, um sich kunstmäßig, ordentlich und so schön als möglich auszudrücken, (welches denn bey ihm die gelehrte Sprache ausmacht,) daß er sich also von den Constructionen und Redensarten des Pöbels entfernen, z. E. nicht krein anstatt kriegen schreiben müsse, ja daß er sich der deutschen Sprache aus patriotischem Eifer zu seinen Schriften bedienen dürfe, und in vielen Stücken, wenn alles andre gleich ist, ein recht gelehrter Mann bleiben und heissen könne, wenn er gleich weder das Lateinische noch das Griechische verstehe.

Zu diesen wichtigen Entdeckungen führt uns Hr. M. durch die unnütze Eintheilung der Sprache in eine gemeine, ästhetische und gelehrte; durch einen dreyfachen sehr überflüßigen Beweis,

das

daß ein Gelehrter eine solche gelehrte Sprache in seiner Gewalt haben müsse, durch die wenig unterrichtende Beschreibung der vier Haupttugenden dieser gelehrten Sprache ihrer Weitläuftigkeit, Würde, Richtigkeit und Schönheit, und endlich durch einige schielende Anmerkungen über die Nutzbarkeit der lateinischen und griechischen Gelehrsamkeit.

Das schlimmste ist, daß Herr M. zuletzt die gelehrte Sprache mit der Schreibart eines guten Schriftstellers, so wie die gemeine Sprache mit der kauderwälschen Sprache des Pöbels verwechselt, und dieses alles seinen eigenen Erklärungen zuwider, so daß in der That und von Rechtswegen seine Schrift den Titel führen sölte. „Ge. „Fr. Meiers Beweis, daß ein Gelehrter eine „Sprache müsse schreiben können, es sey nun „griechisch, lateinisch oder deutsch.„

Denn was für ein Licht steckt uns wol die Eintheilung an, die er von der Sprache macht in eine gemeine, ästhetische und gelehrte; Heißt dis nicht in einem andern, als dem Kathederstyle,

so

so viel: zu den Vorfallenheiten des gemeinen Lebens, zu der Schreibart über Dinge, wobey abstrakte Untersuchungen wegfallen, und zu dem Vortrag tiefsinniger und deutlicher Begriffe, gehören eigene Worte und Redensarten. Fast niemals aber sind diese drey Stücke so sehr eins von dem andern abgesöndert, daß sie nicht vermischt vorkommen solten; denn auch im täglichen Gebrauch kommen die Worte, möglich, nothwendig u. s. w. vor; und Metaphern und Figuren bilden sich häufig auch auf den gemeinsten Lippen; und jede Materie fordert fast ihren eignen Kreis von Ideen. Die Eintheilung ist also unnütze; sie ist sogar nach Herr M. eigenen Begriffen unsicher. Zu welcher Sprache wolte er wol die Comödien des Terenz rechnen? oder sind beym Moliere die Auftritte, die er in der guten französischen Mundart geschrieben, zur ästhetischen Sprache, diejenigen aber, die er im Burgundischen oder Champagnischen Dialekt geschrieben, zur gemeinen Sprache zu zählen? Das wahre dieser Eintheilung kömmt

darauf

darauf hinaus: wir wolten ganz gemeine und bekannte Sachen unter etwas fremdere Namen verstecken.

Der Beschluß folgt künftig.

Zweyhundert und zwey und siebenzigster Brief.

Einst habe ich ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, über den Sieg bey Torgau, eine schöne Stelle angeführet, und seit der Zeit haben wir ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterin gemeldet. Wir haben ihnen verschwiegen, daß sie von einer wolthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Großglogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden, daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdiget wird, daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten, oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde, eine Samlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände die diese Dichterin betreffen, haben wir ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem

ganzen

gebe, daß sie es seyn möge; so würde ich doch auch einmal etwas erfunden haben, denn ich habe sie längstens als etwas sehr bekanntes im Kopfe, und wie ich glaube auch in der Feder gehabt, und es schwebt mir, wie mich dünket, im Sinne, daß sie in sehr vielen Büchern stehe. Ein Unglück für Hr. M. ist, daß durch diese neue Betrachtung sein schönes herrlich außgeputztes Gleichnis (§. 3.) von dem Verhältniße der Kleidung zum Körper, welches das Verhältniß des Ausdruckes zum Gedanken vorspiegeln soll, schrecklich Noth leidet. Denn bey den Gedanken, die sich ohne Worte nicht denken lassen, verhält sich der Ausdruck zum Gedanken zum allerwenigsten wie die Haut zum Körper.

Weit vortheilhafter für die Gelehrsamkeit würde es gewesen seyn, wenn Hr. M. nachdem er auf diese richtige Anmerkung gekommen ist, sich von ihr weiter zu der Untersuchung hätte leiten lassen, wie das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird, dieser Anmerkung gemäs müsse erklärt werden.

Denn

Denn es ist in der That sehr schwer jemand in solchem Falle, folglich in tausend Fällen die Regeln zum Denken zu geben. Es komt auf die Ausdrücke an, die ihm bekannt sind, und man könte sagen, der Gedankenreichtum eines Menschen sey alsdann, wie beym Lawischen System in lauter Aktien der Wörte zu suchen. Er hat keine Idee als nach dem Werthe dieser Worte. Ich weis nicht, ob ich ihnen die Schwierigkeit, die ich in dieser Sache finde, begreiflich mache: denn ich gestehe es aufrichtig, ich fühle sie; es wird mir aber schwer, sie nur einigermassen deutlich zu denken.

Hr. M. hatte sich erst vor einem Einwurfe gefürchtet, den man ihm durch das Beyspiel einiger taub und stummgebohrnen machen könte, weil diese nämlich doch Verstand äusserten, ohne Worte zu kennen; Er löset sich aber denselben durch die Betrachtung, daß diese Leute alsdann wenigstens anderer Zeichen sich bedienen müsten. Vor der Hand aber, da man von ihnen noch keine Proben der Gelehrsamkeit aufzuweisen hätte,

 mach-

machten sie noch keine Ausnahme der Regel Ich sehe gar nicht ein, wie man das Beyspiel der Stummen und Taubgebohrnen als einen Einwurf betrachten könne. Sie können allerdings durch den Gebrauch andrer Zeichen ausser den Worten zu abstrakten Begriffen gelangen. Eine der angesehensten Frauen in Genf, die ihr Leben auf 104 Jahre gebracht, der der nachbarliche Voltaire an ihrem 101sten Geburtstag den Straus mit folgenden Versen zugesendet:

Nos grand peres Vous virent belle.
Par Votre esprit Vous plaisez á cent ans,
Vous meriteriez d'épouser Fontenelle
Et d'être sa veuve long tems.

Diese Frau, um das zu sagen was hieher gehört, die so unglücklich war, taub und stummgebohrne Kinder zu haben, war zu dem löblichen Unternehmen sie nichts destoweniger zu unterrichten (und es ist ihr gelungen) durch die Betrachtung angefrischet worden, daß zwischen einer Idee und einem artikulirten Laute keine stärkere Verbindung

dung sey als zwischen dieser Idee und irgend einem andern Zeichen.

Aber nicht wahr? Sie fangen an ungedultig zu werden; wie sieht denn endlich diese gelehrte Sprache des Hrn. M. aus? Was weis ichs! sie mus weitläuftig, anständig, richtig und vollends schön seyn, so gar dem Laute der Worte nach. Zu der Richtigkeit gehört, daß man sichre und feste Begriffe allenthalben mit den Worten verbinde; das heißt, eigentlich, daß man die Leute verhindre über metaphysische Gegenstände nicht mehr verschieden zu denken; daß man alle Gelehrte dahin bringe z. E. bey dem freyen Willen nur eine und eben dieselbe Vorstellung zu haben. Vermuthlich aber meynt Hr. M. nur, daß diejenigen, welche nach dem nähmlichen Auszuge eine Wissenschaft erlernt haben, bey den Erklärungen der Kunstwörter beharren sollen. Wenn er aber die Sprache der Mathematiker zum Muster für die Sprache der Metaphysiker anpreiset; wie viel — doch nein, dis würde mich zu weit führen.

Das zärtliche Gefühl in Absicht des Klanges der

dürfte manchem bey der gelehrten Sprache zuweit getrieben scheinen und ist allenfals ein neuer Beweis, daß dem V. sein Gegenstand, den er anfangs zu halten dachte, aus den Händen geschlüpft ist, und er an dessen Statt eigentlich blos von der Schreibart rede, die in Schriften über nicht ganz gemeine Materien herschen soll. Dis ist das Schicksal vieler Schriftsteller. Man wählet sich eine Materie, die allerdings der Untersuchung werth ist; aber das unbeholfene Ding will sich nicht recht handhaben lassen. Wilt du nicht, so will ich auch nicht, denkt der Schriftsteller, und greift nach der wohlfeilern Liebe. — Lassen sie sich die Weile nicht verdriessen um das Urtheil des Herrn M. über die französische Sprache zu lesen, weil es würklich neu ist. Den Franzosen sagt er, kommt vielleicht unsere Sprache nur deswegen so rauh vor, weil ihre Ohren an etwas unendlich weicheres, gewöhnt sind. Sie wissen, was Rousseau in seinem Briefe über die französische Musik von dieser Sprache sagt. So viel ist immer richtig, daß die Antibouffonisten in Paris während der

grösse-

grössesten Hize des Streits niemals einen so günstigen Ausspruch für ihre Sprache gethan haben.

Ich würde nichts von den Urtheilen über die Nothwendigkeit des Griechischen und Lateinischen sagen, wenn ich nicht einen nachtheiligen Einfluß derselben auf den Eifer befürchtete, der almählich für diese Sprachen in Deutschland wieder erwachet. Es ist niemals, wenigstens nicht in unseren Zeiten darüber gestritten worden, ob ein Mensch der nur Griechisch und Latein, samt dem damit unzertrennlich verbundenem, ausserdem aber gar nichts verstünde, ob ein solcher Mensch ein wahrer Gelehrter heissen könne? Die Frage ist allemal und einmüthig verneinet worden. Auch hat man nicht gestritten, ob schlecht lateinisch schreiben und reden besser sey, als gut in seiner Muttersprache reden und schreiben? Niemand ist es beygefallen, um Hrn. Meiers Beyspiel anzuführen, zu sagen man denke gelehrter, wenn man im Sinne habe, hic Mundus est optimus, als wenn man im Sinne habe: diese Welt ist die beste. Eben so wie niemand den Calvinus für gelehrter

 gehalten

solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseau, u. s. w. aus dem Stegereife niederschreiben liessen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulaufen. Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessene Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menschliche Gesinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Critik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig gelesen hat, und also selbst wenige Vergleichungen anstellen kan; so fehlt ihr ein richtiger Maaßstab zu ihren Fähigkeiten, und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben dasjenige ohne Wiederreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? Muß sie nicht

zuletzt

Die eigentlichen Fragen sind also diese: ob jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern Gefühle des Schönen, zum vollen Besitze dessen, was uns die Wissenschaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen könne, ohne die Original-Bekanntschaft mit den Lateinischen und griechischen Schriftstellern zu haben; ferner, ob die Vernachläßigung dieser Quellen ohne schädlichen Einfluß auf den Geschmack der ganzen Nation bleibe? weiter, ob sich diese versprechen könne, den dauerhaften Besiz auch andrer dem Anscheine nach nicht so genau mit diesem Studiren verwannten Kentnisse zu behalten, wenn gleich der Jugend, die sich besonders dem Studiren widmet, von diesen Mustern nichts bekant gemacht werden solte? Alle diese Fragen hat man verneinet und mit Recht verneinet. Geschichte und eigene Beobachtungen, besonders die Bemerkung, was für ein grosser Unterschied im Geschmacke zwischen zweyer oder dreyer Menschen Altern bey der nämlichen Nation sich zeige, wovon einer der wahren Gründe gewis die neu aufgeworfene Muster sind,

 alles

alles dieses mus und wird vereiniget der Wahrheit beystehen. Wenn also gleich jemand dächte, siehe da, du hast niemals in deinem Leben mehr als zween oder drey alte Lateinische Schriftsteller gelesen, und weist doch manches: warum solte ein andrer nicht eben diesen Weg zur Gelehrsamkeit einschlagen können: wenn gleich jemand so dächte so mag er sich doch hüten, den Schluß daraus zu ziehen, also kan die Gelehrsamkeit einer ganzen Nation ohne dieses vorläufige Gepränge sich erhalten. Ein Soldat der in der Linie aufmarchiret, merkt es auf diese Art nicht, daß sich das Bataillon zu viel rechts oder zu viel links ziehe, ihm deucht es immer, er gehe gerade aus, nur der Befehlshaber siehet daß das Ganze seinen Zweck verfehle. Man preiset das Lesen dieser Schriftsteller nicht an, weil sie Griechen und Römer sind, unsertwegen könnten sie Chineser seyn, sondern weil sie Muster sind:

Zweyhundert und zwey und siebenzigster Brief.

Einst habe ich ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, über den Sieg bey Torgau, eine schöne Stelle angeführet, und seit der Zeit haben wir ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterin gemeldet. Wir haben ihnen verschwiegen, daß sie von einer wolthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Großglogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden, daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdiget wird, daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten, oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde, eine Samlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände die diese Dichterin betreffen, haben wir ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem

ganzen

ganzen Bande von ihren Gedichten zu überraschen. Wo sie nicht auch mit andern Journalisten buhlen, und daß dieses nicht geschehe, sind wir stolz genug voraus zu setzen, so muß ihnen diese ausserordentliche Erscheinung auf eine sehr angenehme Weise unerwartet seyn. In der That, diese Erscheinung ist ausserordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bey der Kinderwiege, oder hinter einer kleinen Heerde zugebracht, in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mangels und tausend andern Haußplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringste Aufmunterung zu finden; dieses Frauenzimmer, sage ich, bildet sich selbst zur Dichterin, erlangt eine feine Sprache, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menschen, die eines müßigen Betrachters würdig sind, besitzet überdem eine so ungemeine Fertigkeit zu reimen, daß sie in einer kurzen Zeit diesen ganzen Band von Gedichten hingeschrieben, dem Wort-

verstande

verstande nach hingeschrieben hat, denn wie man sagt, soll sie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräusche der Gesellschaft in solcher Eile hinschreiben, daß man darüber erstaunen muß. Bedenken Sie die glückliche Kühnheit eines solchen Geistes, der allen Hindernissen zum Trotz, seinen einsamen Weg fortschreitet und freuen sie sich, daß dieser Geist endlich alle Hindernisse überstanden und sich in Freyheit stehet. Es ist ein herrlicher Triumph des Naturels über alle Schwierigkeiten des Glückes, der Geburt und der Erziehung.

Die Dichterin lebt nunmehr in unserer Hauptstadt und genießt die Vortheile, die Muße und Umgang dem angebohrnen Genie verschaffen. Sie kan sich den Rath ihrer Freunde zu Nutze machen, die nicht unterlassen werden ihren Geschmack zu läutern, ihre Einsichten zu verbessern, und ihre Talente auszubilden. Ich hoffe, sie werde nicht unterlassen sich dieser glücklichen Gelegenheit zu bedienen. Ein guter Boden, kan zwar den ersten Wuchs einer zarten Pflanze begünstigen, aber eine sorgfältige

tige Wartung, muß sie vor wilden Auswüchsen, und andern Gefahren die ihr zustossen können, bewahren. Daß das Genie der Fr. Kr. noch mehrerer Cultivirung benöthiget sey, werden sie vielleicht mit mir, wenn wir ihre Gedichte etwas genauer betrachten solten, finden, es sind darin, nebst vielen schönen Stücken, auch viele mittelmäßige matte und schlechte. Man siehet also, daß es der Dichterin entweder an Beurtheilungskraft oder an Gedult, um ihre Stücke auszufeilen oder an beiden annoch mangeln muß.

Z.

Zwey hundert und drey und siebenzigster Brief.

Mein voriges Schreiben enthält zugleich mein Urtheil über die Gedichte der Fr. Karschin. Ich finde bey ihr, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, gute moralische Gesinnungen und eine ungemeine Fertigkeit zu reimen. Wenn sie auf diese Talenten nur nicht zu stolz ist, und nicht versäumet sich des guten Raths kritischer Freunde zu bedienen; so kan sie mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterin werden.

Ich sage mit der Zeit: denn ich bin von dem Enthusiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anfangs ihr Genie der Welt angepriesen haben. Man hat sie nicht nur allen andern deutschen Dichtern, Kleinigkeit! allen alten und neuern Dichtern? gleichgeschätzt, ja vorziehen wollen, wenn es auf eine gewisse Zeitung angekommen wäre, die allemal in dem Vorberichte

richte entsetzlichen Lerm blies, wenn sie ein Paar Leberreime von der Fr. Karschin anzukündigen hatte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 1. Martii 1764.

Beschluß des zweyhundert und drey und siebenzigsten Briefes.

Alle alten und neuen Dichter! so erinnere ich mich in einem Deutschen Aufsatze gelesen zu haben und so schrieb ein Engländer, * vermuthlich aus Höhnerey, den Deutschen nach. Kan man unbesonnener loben? Als wenn die Kunst aller alten und neuern Dichter, Homers, Shakespears Klopstocks u. s. w., blos darin bestanden, erträgliche Einfälle in Reimen oder in Sylbenmaaß zu bringen, und da die Fr. Karschin dieses kan, sie so groß sey als Homer, Shakespear, Klopstock, oder als wenn sich solche

* Im Gentleman's Magazine.

solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseau, u. s. w. aus dem Stegereife niederschreiben liessen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulaufen. Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessene Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menschliche Gesinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Critik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig gelesen hat, und also selbst wenige Vergleichungen anstellen kan; so fehlt ihr ein richtiger Maaßstab zu ihren Fähigkeiten, und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben dasjenige ohne Wiederreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? Muß sie nicht

zuletzt

zuletzt, wenn sie davon vollkommen überredet ist, ihre eigene Freunde, in Vergleichung mit sich, geringschätzen, ihre Critiken verachten und alles für unverbesserlich halten, was sie gereimt hat. Wenn sie das Unglück hat diese Denkungsart anzunehmen, so gehen ihre glücklichen Naturgaben ohne Hülfe verloren, und ihre Freunde haben sich selbst die bittersten Vorwürfe zu machen.

Meinen sie nicht, daß es weit freundschaftlicher gewesen wäre, ihr einen richtigen Begrif von ihren Kräften beyzubringen, ihr die Stelle zu zeigen, die sie unter den Dichtern jetzo einnimt, und die, wohin sie streben kan, damit sie es beständig fühle, wie weit sie von der Vollkommenheit noch entfernt ist? Man hätte ihr sagen sollen, daß es höhere Dichtungsarten gebe, an welche sie sich noch gar nicht gewagt hat; Solche, bey welche eine gute Dichtersprache das letzte ist, worauf man siehet, die hauptsächliche Fiction, Bildung der Charaktere und Behandlung der Leidenschaften erfordern. Man hätte ihr zu verstehen geben sollen, daß sie in derjenigen Art, die sie gewählt, für eine Lieb-

haberin ganz gute Gedichte verfertigte, die ein überaus glückliches Naturell verrathen; daß es aber für Virtuosen strengere Regeln gebe, nach welche man sie richtet, denen mit dem glücklichsten Naturell ohne Nachdenken und Anstrengung des Geistes kein Gnüge geschehen kan, daß vielmehr der beste Kopf, wenn er zu viel aus dem Stegreife dichtet, zu diesen höhern Schönheiten ganz untüchtig werden muß, indem er sich zu sehr an Eilfertigkeit und Nachläßigkeit gewöhnt. Man hätte ihr endlich nicht verschweigen sollen, wie vieles zu einer vollkommenen Ode gehöre, und wie selten es dem Enthusiasmus allein gelinge, dieses alles zu leisten; daß ein faselndes Geschwätz, ohne Plan und Ordnung, ganz artige Verse enthalten könne, aber den Namen der Ode nicht verdiene. Ein ungefährer Pinselstreich kan den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glüklich nachahmen, aber niemals eine Rose hervorbingen. Hier wird ausser der Leichtigkeit des Pinselzuges, Plan, Absicht und ein wohl überlegtes Ganze erfordert. Man hätte ihr die Kunst beybringen sollen, weniger

zu

zu dichten, und mehr zu prüfen, sich bey aller Gelegenheit mit den grossen Mustern zu vergleichen die wir in jeder Dichtungsart haben, und niemals ohne Zittern öffentlich zu erscheinen. Diese Sprache würde ihrer Eigenliebe weniger geschmeichelt haben, aber weit nützlicher würde sie ihr gewesen seyn, als alle die übertriebene Schmeicheleyen, die ihren Fortgang zur Vollkommenheit natürlicherweise hemmen müssen. Ihr Ruhm würde sich nicht so schnell ausgebreitet, aber er würde allmählig zugenommen haben, und nur desto gegründeter gewesen seyn, da sie itzo in Gefahr ist, ihn allmälich sinken zu sehen.

So lange diese Gedichte nur noch geschrieben von Hand zu Hand herum giengen, half die Rücksicht auf das Geschlecht und die Umstände der Dichterin manchen kleinen Fehler bedecken, manche kleine Schönheit aufmutzen. So bald der Leser aber ein Buch in die Hand nimt, um zu lesen; so wird er vergessen, wer der Verfasser sey, und in welchen Umständen er sich befunden. Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieses zur

Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu seyn, muß alle Nebenbetrachtungen bey Seite gesetzt, als Schriftsteller beurtheilt werden. Ohne Ansehen der Person siehet der unerbittliche Richter nur auf die Sache, und sein Urtheil wird ganz gewiß desto strenger ausfallen, je mehr man ihm versprochen, je grösser das Geschrey war, mit welchem man ihm ein Werk angepriesen hat. Der Leser ist allezeit desto schwerer zu befriedigen, je grösser seine Erwartung war. Diese allgemeine Bemerkung allein hätte die Freunde unserer Dichterin abhalten sollen, mit solchem Geräusch ein Werk in die Welt zu schicken, das in mancher Betrachtung die Nachsicht der Leser bedarf.

Z.

Zweyhundert und vier und siebenzigster Brief.

Ich habe mich in der Samlung der Gedichte der Fr. Karschin nach grossen Erdichtungen, erhabenen Bildern und kühnen Gedanken, wie man sie von einem Genie erwartet, umgesehen, und nur hie und da einige Spuren davon angetroffen. Von eigentlichen Erdichtungen habe ich nur eine einzige gefunden, die aber vorzüglich schön ist, und wohl verdiente mit mehrer Sorgfalt ausgearbeitet zu werden. Sie führet den Titel;

Begebenheit in dem Reiche Plutons nach der Schlacht bey Torgau.

Im Reiche der Schatten gieng jüngst ein Gericht umher.
Das auf der Welt ein König wär,
Der grösser sey, als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis komt an und ließ ein Buch,

Von dieses Helden Thaten voll;
Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll,
Und jede Stirn wird Wiederspruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenlosem Finger
Den Staaten Plutons scheint zu drohn,
Weint neidisch eine Geisterzähre,
Daß auf der Welt ein König wäre,
Der grösser sey, als Philipps Sohn.
Achill stampft grimmig mit dem Fusse,
Schwört bey dem Styx, daß ihnen zum Verdrusse
Der größre Held erdichtet sey:
„Groß, schwört er, war nur ich, groß war nur Alexander!
Indem er schwört entsteht ein gräßliches Geschrey,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach, und stehen lauter Ohr,
Zu hören, was zehntausend Schatten sprechen,
Zehntausend ziehen ihn nun allen Helden vor,
Zehntausend wollen sich nicht an den Sieger rächen,
Von Torgau kommen sie, die armen Schatten, her.
Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft Achill nicht mehr.

Das unmittelbar darauf folgende Stück, der weinende Amor, enthält zwar auch eine artige

Fie-

Fiction, und die letzte Strophe ist überaus schön. Venus nimt den Amor seinen Köcher und schilt, daß er ihr den Helden nicht zu ihren Füssen bringe, der nur dem Mars folgt und dem Apoll,

Geh' Bube, fern von meinen Augen eile!
Ist Friedrich mehr als Jupiter?
Ja, schluchzte Amor, gieb mir — Mutter — meine Pfeile,
Mehr als ein Gott ist er!

Diese schöne Strophe hält uns für acht schlechtere, die vorhergehen, vollkommen schadlos, allein die Idee ist nicht neu, sie hat viel Aehnlichkeit mit des Herrn v. Kleist Amor im Triumphwagen.

In einem Gedichte, das Ungewitter betitelt, finde ich ein treffliches Bild;

Itzt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder,
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der seine Glieder,
Zerrißne Aeste, sucht.

Solche Züge sind es, die ein Genie charakterisiren, und deren ich mir eine weit grössere Anzahl bey dieser Dichterin zu finden vermuthet hätte.

In der Ode auf den Tod des Prinzen Heinrichs von Braunschweig, die eine sehr odenmäßige Anfangsstrophe hat,

„Wo ist Er, daß ich Ihn mit Thränen salbe,
„Mein Sohn? — — Wo ist Er? bringt Ihn mir!
So klagt die Fürstin! u. s. w.

In dieser Ode befindet sich ein Gleichnis, das erhaben genennt zu werden verdienet.

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr Auen,
Ihr Wälder klaget ihn bey Ham!
Er fiel; So fällt, vom Künstler umgehauen,
Der jungen Ceder Stam:
Nach ihrem Umfall ein geschnitzter Götze,
Wird Weyrauch vor ihr aufgestreut.
So stirbt ein Held, daß ihn der Nachruhm setze
Hin zur Unsterblichkeit.

Geschnitzter Götze ist etwas unedel, sonst ist das Gleichniß vortreflich.

Eine Witwe läßt die Dichterin klagen (S. 58.)
Auf dem Leichensteine
Sitz ich dann und Weine

Meinen

Meinen Kummer in den dürren Sand,
Der das beste Herz bedecket,
Das für mich empfand!

In diesem ganzen Gedichte herrscht eine feyerliche Melancholey, der das Metrum sehr wohl zu statten kömt. Sie schließt mit folgender Strophe:

Nie will ich dem Leben fluchen,
Selbst mein Kummer soll mir heilig seyn.
Oft will ich den Staub besuchen,
Und ihm eine stille Thräne weyhn,
Der entflogne Schatten
Meines treuen Gatten,
Lächelt dann mit euch auf mich herab,
Und behorcht die frommen Seufzer
Hingestöhnt aufs Grab.

Die Klagen eines unglücklichen Verliebten (S. 250.) sind in dem nähmlichen Sylbenmaasse, und bis auf einige tadelhafte Ausdrückungen ziemlich artig.

Sie sehen, daß ich ganz unvermerkt von dem Erhabenen zurück aufs Schöne, oder gar aufs Artige komme. Doch dem sey wie ihm wolle, ich habe mir eine Auswahl gemacht

von

von den besten Stücken aus dieser Samlung und diese will ich Ihnen empfehlen.

S. 43. An einen Freund, der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte. Dieses ist vielleicht das einzige Lied, in der ganzen Samlung, das den wahren Gang einer Ode beobachtet. Einzelne schlechte Zeilen werden Sie zwar darin finden, aber das Ganze hat seine Schönheiten.

(S. 39.) Das Lied an den May sollte sich mit der Siebenten Strophe anfangen; so würde es ein artiges Ganze ausmachen.

Holder May, bey jenem Siz der Musen,
Wo die Oder ihren ofnen Busen
Mit erschlagner Russen Blut geschwärzt,
Liegt ein Dichter, der dich einst gesungen;
Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,
O, er starb voll Wunden, und beherzt!

Von dem größten Künstler der aus Steinen
Bilder machet, die, wie Menschen weinen,
Werdest du gehauen auf sein Grab.
In Gestalt des Mädchens, die ihn dachte,
Mit dem Schooß voll Blumen, die sie brachte,
Zeichne dich des Künstlers Meissel ab!

Wenn

Wenn alsdann in spätgekommnen Tagen,
Wandrer nach des Grabes Nahmen fragen,
Nenn' ein Marmor-Schild den sanften Kleist,
Der nur Zorn empfunden gegen Feinde;
Eine Tafel nenne seine Freunde,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,

Die, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, diesem Heiligthume,
Tausend Frühlings-Kinder opferte!
Schöner Monat, komm.. oftmahls wieder!
Streu aus deinem Schoosse Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es sanfter geh'!

Auf eine Glocke, die in Magdeburg umgegossen ward (S. 55.) die Dichterin zeiget in diesem Stücke einen fruchtbaren Witz.

Die Klagen einer Wittwe habe ich bereits oben berührt. Von dem Gedichte an die goldne Feder, von Palemon geschenkt, streiche ich in meinem Exemplare die ersten sechs Strophen durch, und fange mit der siebenten an;

O du mir köstliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldsand,
Und sagte seufzend dabey:

"Wo bleibt der liebende Jüngling?
„O, mir verächtlicher Staub!
„Sein Herz im lächelnden Aug
„Glänzt mehr, ist theurer als du!

So sprach das Mädchen vielleicht
Zu dir noch rohen Metall;
Izt aber bist du gebildet
Für mich zum hohen Gebrauch!

O nur den Göttern und Helden
Zu schreiben diene du mir,
Und göttlich denkenden Freunden –
– – – – – –

Die Farth der königlichen Braut nach England, beschreibt die Dichterin allerliebst. Die feinen glänzenden Bilder sind eines Pope, der eine Schiffart auf der Themse mit ähnlichen Zügen beschreibet, nicht unwerth. Jedoch streiche ich in meinem

meinem Exemplare abermals die zwote und dritte Strophe die der übrigen unwürdig sind, und zum Glücke füglich wegbleiben können.

Ich wünschte mit dem Liede an ihren verstorbenen Oheim eine ähnliche Operation vornehmen zu können. Die dritte, vierte und fünfte Strophe, sind voller matten, langweiligen Umschreibungen, davon einige so gar poßierlich sind. Die heilige Schrift nennet sie, der Christen hochgehaltenes Buch, die Theologen sind:

Männer, die in schwarzen Röcken,
Auf der hohen Cantzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig ist.

Uebrigens herscht in diesem Gedichte ein Geist zärtlichster Dankbarkeit für die in ihrer Kindheit genossene Unterweisung, der ihr Ehre macht. Ueberhaupt muß man zu ihrem Ruhme gestehen, daß ihre meisten Gedichte Gottesfurcht und Tugend athmen. Sie hat warme Empfindungen der Tugend, und weis sie öfters sehr glüklich ihren Lesern einzuflössen.

Eine

Eine Nachahmung der Horazischen Ode, Pindarum quisquis studet aemulari u. s. w. ist der Dichterin (S. 167.) bis in der ersten Hälfte so ziemlich gelungen. In der zwoten Hälfte wird sie nachläßig, und am Ende bleibt sie so weit zurück, daß sie ihr Muster ganz aus den Augen verliert. In solchen Arbeiten hätte sie sich fleißiger üben sollen, um zu lernen, wie man sich im Fluge erhält, ohne zu sinken.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 8. Martii 1764.

Beschluß des zweyhundert und vier und siebenzigsten Briefes.

Wollen sie ein Beyspiel von der Gabe zur Satyre, die unsere Dichterin besitzt; so lesen Sie folgende Strophen:

Läßt die Natur aus ihrer Hand,
Erobrer gehn, o dann bebt schauervoll die Erde;
Erwartend, daß auf manches Land
Tod und Verwüstung kommen werde!

Wenn ein zukünftiger Tyrann
Grimmvoll aus dem Auge weint, das kaum sich aufgeschlossen
Dann sehen Engel weinend an
Der Hölle jungen Bundsgenossen.

Der Sonnen Antlitz wird entfärbt,
Wenn sie den Heuchler sieht, dem Gift im Blute schleichet
Der künftig mit dem Hauch verderbt,
Wenn er als Freund die Hände reichet.
Bey der Geburt des Wuchrers lacht
Der Geiz, und schröckt mit Hohn die Wallust von der Wiege
Und gibt mit schielen Blicken acht
Wo Gold für seine Hände liege?
Den Dummkopf drückt die Trägheit an
Mit weichem Arm und spricht bey seiner ersten Thräne:
Sey ruhig, werd ein fetter Mann,
Und über Glück und Unglück gähne!
Der Neidische kommt auf die Welt
Mit Blicken um sich her als wolt er trozig wissen:
Warumb der Mutter noch gefällt
Den Vater mehr als ihn zu küssen!

Die Dichterin kömt hierauf zu dem Gegenstande ihres Gesanges;

O Muse frag die Gottheit nicht,
Warum sie alle die herab zur Erde schickte,
Nein singe nun; Wenn Sonnenlicht
Der Tugend, aus den Augen blickte!

Aber

Aber wie erschrack, ich, als mir die nächstfolgende elende Strophe in die Augen fiel! Sie will die Geburt eines Tugendhaften beschreiben;

Die Luft ward harten Eises Zwang,
Der Winter schikte sich dem Frühling anzuweichen,
Da Spiegel der Natur entdrang,
Um ihr an Gütigkeit zu gleichen.

Haben sie je was Erbärmlicheres gelesen? Wie haben die Freunde der Dichterin eine so ungereimte Stelle können stehen lassen?

Der Vers ward harten Reimes Zwang,
Der Witz schickt' sich dem Sylbenmaß zu weichen,
Als sie der Dichterin entdrang. —

Das Lied der Fröhlichkeit im vierten Buche (S. 243.) ist artig und das von Sapho an Amor hat eine Anfangsstrophe, die der Sapho würdig ist;

Sohn Cytherens kleiner Weltbezwinger!
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind ihn noch, wie Schlangenbisse,

Und denn denke was ich leiden müsse,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Der Rest von diesem treflichen Liede verdiente von der Hand eines Kunstrichters verbessert zu werden. Die glühende Liebesbrunst der Sapho herrscht in demselben vollkommen, nur findet man hier und da einige Nachläßigkeiten, denen abgeholfen werden sollte.

Die am Ende angehängte Einfälle sind theils schlecht, theils mittelmäßig, und durchgehends nicht würdig aufbehalten zu werden.

Z.

Zweyhundert und fünf und siebenzigster Brief.

Es hat der Dichterin gefallen die erste Hälfte ihrer Gedichte Oden zu überschreiben. Vielleicht weil in denselben eine Unordnung herscht, und sie gehöret hat, daß man gemeiniglich der Ode die schöne Unordnung für ein Verdienst anrechnet. Allein die wahre Critik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachläßiget werden darf. Es giebt mancherley Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können. Die Ordnung der Zeit, wenn die Begriffe so auf einander folgen, wie die Begebenheiten ausser uns; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenstände überdenken, wie sie neben einander sind; die Ordnung der Vernunft, wenn unsere Begriffe schlußförmig auf einander folgen. Die Ordnung des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibet nicht historisch, wie der epische, nicht

 topisch,

topisch, wie der malerische Dichter, sie folget auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung die ihr wesentlich ist, kan die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genent werden. So wie in einer begeisterten Einbildungskraft die Begriffe nach einander den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erlangen, eben so, und nicht anders, müssen sie in der Ode auf einander folgen. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entstehet die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digreßionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind, und in welcher die Bilder und Gleichnisse

nur

nur mit grossen Pinselzügen zu berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Ich könte auch aus diesen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode sich anfangen, und wo sie schliessen muß. Jedoch sie wollen ja eben jetzt keine kritische Abhandlung über die Ode von mir lesen. Ich merke nur noch dieses an.

Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und also auch zur Ode, kein Werck der Begeisterung; sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist; so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten seyn werden, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen, er muß nachdenken und empfinden, und man sie-

het leicht ein, was ihm dieses für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strom der Begeisterung und dichtet; so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können, aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimtes Subjekt und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemessene Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele eilet. Dieses geschiehet, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der Strom der Gedanken seinen Weg unaufhaltsam und sicher, und die blosse Natur erfüllet alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nehmlich Hofnung, Dankbarkeit, stille Freude u. s. w. so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine sehr misliche Führerin. Sie führet den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte, sie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt

also

also poetische Phantasien herfür, aber keine Oden.

Und so muß es unsere Dichterin angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, sind nur poetische Phantasien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zusammenhang. Fast mit jeder Strophe bietet sich ein anderer Gedanke als das Subjekt an; die Dichterin schwärmt von Gegenstand zu Gegenstand, kömmt öfters sogar wieder an die Stelle zurück, die sie verlassen hat, und läßt sich blos vom Ungefähr führen, oder vom Reime, der eben kein verständiger Führer ist. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die zwote des ersten Buches ist an den Schöpfer gerichtet, an ihrem Geburtstage:

> Wo war ich als die Morgensterne lobten?
> Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer!
> Und als vor dir die Wellen tobten,
> Zu ihnen sprachest: kommet, bis hieher!

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hiessest, den sie um sich trägt?
In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!
Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schoß,
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.
Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer sie dem Winde gleich gemacht,
Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht,
Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst
Aus Aether sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Ich

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!
Jahrtausende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angesicht! dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um diesen Geist von dir geathmet, zu!
Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,
Nahm ich dis Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr mein Gesang sey er!

Der Faden dieses Gedichts ist etwa folgender: Als Gott die Welt erschuf, war ich ein kleines Sonnenstäublein. Nach Jahrtausende empfing ich von ihm diesen Leib und diese Seele, ich will ihm dafür danken. Aus diesen Gedanken solte eine Ode werden. An Materie fehlt es eben nicht, sie ist vielleicht nur gar zu fruchtbar. Die Dichterin hebt ganz natürlich an:

Wo war ich als dich die Morgensterne lobten?

Allein warum verweilet sie bey diesem Gedanken so lange? Warum füllet sie zwo ganze Strophen

phen damit an? Streichen sie die erste ganz durch, und sehen sie ob das Gedicht etwas verlieret, oder vielmehr streichen sie die zwote durch, denn die erste ist vielleicht an sich selbst erträglicher. In der dritten Strophe kömmt der nehmliche Gedanke abermals vor:

Als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,
Der Thau erzeugt ward, und der Regen,
Und Finsternis vom Lichte ward getheilt.

Das Gedicht könte sich also mit der dritten Strophe anfangen, ohne einen wesentlichen Theil zu entbehren;

In ungeformten Klumpen noch gelegen.
Bin ich, als auf dein Wort u. s. w.

Die dritte Strophe enthält einen guten Gedanken;

Noch gleich dem kleinsten Sonnenstaube, den die Sonne
Heisscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schoos;
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Eine grosse Wahrheit! Man solte glauben der Gedanke würde das Haupt-Thema ausmachen; allein

den nichts weniger! Er hat aufs Ganze nicht den geringsten Einfluß, und stehet fast so für die lange Weile da. Und was dünkt ihnen von der prächtigen Beschreibung des Sonnenstaubes? den die Sonne heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß. Kan die Dichterin keine solche Kleinigkeit vorbeylassen, ohne zu malen?

Verzeihen sie! der Gedanke: als Sonnenstaub war ich schon die Freude der Engel, steht nicht ganz für die lange Weile da. Die Dichterin hat von dem Worte Engel Gelegenheit genommen ihren Gegenstand zu verlassen, und durch zwo Strophen hindurch die Natur der Engel zu beschreiben. Was für ein unglücklicher Abweg! War es hier Zeit das Thema zu verlassen, und sich von einem einzigen Worte auf Nebenbegriffe führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst?

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich
gemacht;

Was

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider auf die Geschwindigkeit der Engel? — Die Dichterin verläßt den Begrif der Geschwindigkeit, und kömmt auf die Farbe der Engel;

Schönfärbigt wie der Regenbogen,
Wie Sonnenglut ist ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kömmt sie zur Geschwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel prächtigere Beschreibung;

— — Sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst.

Dieses heißt ein Kreislauf der Gedanken, der nirgend weniger zu vergeben ist, als in einer Ode. Auf einen Gedanken, den er einmal verlassen hat, muß der Odendichter niemals zurück kommen. Was fangen wir also mit diesen beiden Strophen an? Weg mit dem wilden Auswuchs! Die Ode schießt ohne denselben natürlicher auf. Wir wollen immer lesen;

War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen gros,

Aus Aether sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Die folgende Strophe ist abermals höchst müßig: die Gedanken kommen nicht von der Stelle, am Ende der Strophe befinden wir uns eben da, wo wir beym Anfange gewesen sind:

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebensthür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Dieses heißt blos phantasiren, nicht dichten.

S. 16. ist eine Ode überschrieben, die Allmacht und Güte Gottes. Ein zusammen gesetztes Subjekt zur Ode verspricht viel Kunst in der Ausführung. Durch welche Erfindung wird die Dichterin diesen beiden Eigenschaften des Unendlichen die poetische Einheit zu geben wissen? —

O daran ward gar nicht gedacht! Die erste Zeile besingt die Allmacht, die zwote die Güte;

O Gott, der du allmächtig bist — —

An deiner unerschöpften Güte u. s. w.

Bis in der Mitte der dritten Strophe bleibt es bey der Güte, sodann erscheint plötzlich die Allmacht wieder, in der sechsten abermals die Güte, und so wechselsweise. Endlich beschließt die Dichterin mit der Allmacht.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 15. Merz 1764.

Beschluß des zweyhundert und fünf und siebenzigsten Briefes.

Ueberhaupt muß sie vermuthlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, die ihr das Subjekt darbietet, zu mustern; sondern sie dichtet, so bald sie nur will, schreibt eine Anzahl Strophen hin, bis sie glaubt, daß die Ode lang genung sey, und sinnet sodenn auf eine Schlußstrophe. Wo das Subjekt einfach und ihr Feuer anhaltend genug ist, bringt sie ein leidliches Ganze hervor; wo aber eines von beiden fehlet, begnügt sie sich mit einzelnen Schönheiten. Es gelingt ihr öfters, daß sie sich selbst ins Feuer singt, und nach einigen mittelmäßigen Strophen erhascht sie eine schöne Idee, davon sie aber keinen rechten Gebrauch mehr machen kan. Sie hätte verdient das Sub-

jekt des Ganzen zu seyn; allein sie fand sich zu spät ein. In einer Ode an Gott, die sehr mittelmässig ist, hat sie von ungefähr den schönen Gedanken; der Löwe —

> Er macht Gebrauch von seinem Rechte,
> Würgt um sich her, und kennt dich nicht.

Sie führet diesen Einfall umständlicher aus, und macht einigermassen Gebrauch davon;

> Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale
> Weiß Herr! von dir der Adler nichts:
> Er fliegt zur Sonne, trotzt dem Strale,
> Und siehet dich nicht, du Quell des Lichts!
>
> u. s. w.

Allein das Ganze hat auf dieselben keine Beziehung. Er wird plötzlich aufgefangen, aber auch plötzlich wieder verlassen. Der Ueberrest des Gedichts sind schlechte Reime.

Eine ähnliche Kritik könte man mit dem grösten Theile ihrer sogenanten Oden varnehmen. Es sind Impromptus, die weder Plan noch bestimtes Subjekt haben. In einer Ode an Palemon, erzehlt die Dichterin ihrem Freund, sie habe ihn besuchen wollen. Sie singt:

Fünf

Fünf bange frostige Tage
Nicht vom Vergnügen durchwebt,
Von keinen sonnigten Blicken
Für mich zu Tagen gemacht.
O Freund! von keinem gesegnet,
Der meinem Herzen verwandt
Ward durch gleichstimmiges Denken,
Hab ich sie traurig durchlebt.

So weit die Einleitung. Jtzt das Thema!

Dich suchen wolt' ich am Tage
Den ein erschaffender Gott,
Nach der vollendeten Schöpfung
Hochheilig machte zur Ruh.

Das heißt den Sonntag recht poetisch umschreiben! Die Dichterin findet ihren Freund nicht zu Hause. Im Weggehen betrachtet sie den Mond, und sein Bild im Wasser, vergleichet denselben mit der Seele der Sapho (so nennet sie bey allen Gelegenheiten sich selber), die sich in ihren Gedichten spiegelt, und beschließt das Gedicht. — Wer hat diese Gedanken zusammen gefügt? — Der Zufall, nichts anders als der Zufall, denn

daß sie in der Natur vielleicht würklich so auf einander gefolgt sind, dieses giebt doch wohl keinen tüchtigen Grund sie auch in der Kunst so zu ordnen, wenn sie zusammen kein Ganzes ausmachen.

Bey einem Spatziergange auf dem Fürstenwall zu Magdeburg, im kalten April 1762 mag vielleicht folgendes Gespräch vorgefallen seyn:

A. Es ist heute rauhes Wetter.

B. Aber doch gut Spatzierengehen.

A. Ja, wo die Sonne scheinet.

B. Sehen Sie einmal, wie die Knaben hier spielen, wie muthig!

A. Sie haben noch keine Sorgen. Dort der an seiner Krücke hinkende Mann wird schon so muthig nicht seyn.

B. Hm! der ist vielleicht auf seine Narben stolz. Die arme Frau, die dort zwey schwere Wassereymer hinauf schleppt, scheint mehr zu bedauern u. s. w.

Aus diesem Gespräche wird folgende Ode entstanden seyn. Wenigstens hat sie sehr natürlich auf diese Weise entstehen können.

An Palemon,
Der Spaziergang auf dem Fürstenwall.
(Zu Magdeburg im kalten April 1762.)

Zu nackend, Freund! muß noch die Linde bleiben
Die ganz ihr grünes Kleid verlohr.
Rauh ist der Frühlings-Tag. Die kleinen Wurzeln treiben
Nicht junges Graß hervor,
Doch lieblich ist der Lustgang an der Elbe
Auf ihrer Oberfläche schwimmt
Die Sonne noch einmal, der an dem Luft-Gewölbe
Gott ihren Lauf bestimmt.
Ihr feyren bey dem ersten holden Blicke
Ein Fest, die Knaben mit dem Ball
Die nicht besorgt um Brod, und ihr zukünftig Glücke
Laut jauchzen auf dem Wall.
Dort stützt ein Mann, die lahmgebliebne Rechte
Und krumme Schenkel an ein Holz.
Er schleicht und denkt sich noch das schreckliche Gefechte
Und ist auf Narben stolz.
O Freund! ein Weib trägt voller Eymer Lasten;
Sie steigt am Ufer auf, und keucht
Ich leb im Ueberfluß, und ganze Tage fasten

Muß sie: und ach! vielleicht
Fiel in der Schlacht ihr bester Freund, und Kinder
Ein traurig Denkmahl! ließ er hier!
Nie macht die stille Nacht den Gram des Herzens
minder
Er schlummert nicht in ihr!
Auch ich gieng einst in abgetragner Hülle,
Und Kinder stammelten um Brod.
Mit Seufzern unterbrach ich nächtlich meine Stille
Und träumte Morgen-Noth.
Jetzt denk ich oft zehn Frühlinge zurücke,
Und staune, was mir wiederfährt
Mit vollem Herzen an; und eine Thrän im Blicke
Frägt; Himmel bin ichs werth?

Mich dünkt, aus allen diesen Beyspielen läßt sich mit gutem Fuge schliessen, daß die Dichterin von dem schönen Ideal einer Ode nicht den mindesten Begrif haben muß. Sie kan es vielleicht noch kennen lernen, wenn sie es nur nicht schon zu kennen glaubt. Wenn sie der Critik Gehör giebt, und sich den Rath ihrer strengern Freunde führen läßt; so dürfte es ihr vielleicht nicht viel schwerer werden, nach einem ausgearbeiteten Plan, als aus dem Stegreife zu dichten.

Z.

Zwey

Zwey hundert und sechs und siebenzigster Brief.

Sie werden wenige Gedichte in dieser Sammlung finden, die nicht ein oder ein Paar schöner Stellen aufzuweisen hätten. In den schlechtesten Stücken zeichnet sich hier und da eine Wendung, ein Gleichnis, oder eine Betrachtung aus, die Aufmerksamkeit verdienen. Allein Sie werden eben so wenig Gedichte antreffen, die durchgehends schön, oder nur ohne Tadel seyn sollten: Die Dichterin erlaubet sich in ihrer Eilfertigkeit sehr viel mittelmäßiges, manches Unnatürliche, manchen Schwulst und nicht selten die allergezwungensten Untergänge. Ich will Ihnen einige von diesen Stellen, die ich mir angezeichnet, hersetzen. Sie werden daraus sehen, wie sehr die Dichterin nöthig hat, noch guten Rath anzunehmen, und ihre geschwinde Art zu dichten, die zu den grössesten Nachläßigkeiten Anlaß gibt, sich abzugewöhnen.

Gleich in der ersten Ode an Gott beschreibet sie eine helle Nacht:

Welch eine Pracht verbreitet sich!
Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angesichte.

Du Sonnenschöpfer! wie so groß
Bist du im kleinsten Stern dort oben!
Wie unaussprechlich namenlos!
u. s. w.

Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte läßt sich vertheidigen. Aber was heißt das: nennet dich mit Glanz im Angesichte? Im kleinsten Stern dort oben ist sehr unpoetisch, und unaussprechlich namenlos offenbarer Nonsense. Ueberhaupt ist dieses Gedicht schlecht, hat aber einige Strophen, nemlich die siebente, achte und neunte, die es retten.

S. 69. singt sie vom Könige;

Dem Held glich Herkul nicht, nicht Alexander.
Bald mit den Köpfen unter sich gekehret,
Stürzt er verbündene Adler aus einander
Zerhauen durch sein Schwerdt.

Herkul

Herkul und Alexander werden hieher bemühet, damit sich aus einander reimen soll. Der ganze Vers gehört hieher nicht.

S. 72. Lohnsteinscher Phöbus;

Der Sonnen Antlitz, unverschleyert schön,
Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten
Stralenreichen Blicken, streute Diamanten
Und lies die Fahrt durch Silber gehen.

So auch S. 233. von dem Geburtstage ihres Freundes;

Er kömmt geschmückt mit goldnem Sonnenkleide,
Ist lauter Blumenkranz, und sieht
Dein Antlitz weggewandt von einer Welt voll Freude
Und frage dich, wo dein Frühling blüht?

Imgleichen S. 235.

Sie malte, die Feder in Flammen getaucht
Ihr sonst verschwiegen Gefühl.
Glut wird vom redenden Blatte gehaucht
In dein eröfnetes Herz.

Es ist wohl unnöthig das Schwülstige, Ungereimte und Gezwungene in diesen Zeilen zu zergliedern. Wer fühlt es nicht?

Bey dem Grabe des Herrn von Kleist klagt sie im Namen Herrn Gleims;

Hier auf diesen Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihren Schmerz.
Und mit diamantnen Pfluge,
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.

Diesen diamantnen Pflug und die Furchen, die der Kummer ins Herz zieht, hat man mit großem Rechte sehr ungereimt gefunden; allein ausserdem, was für eine Beziehung haben die beiden Begriffe auf einander: „Auf diesen Aschen„kruge weint die Freundschaft, und nun zieht der „Kummer Furchen ins Herz?„ Nichts als der Reim verbindet sie.

Sie finden häufige Exempel von Gedanken, die neben einander stehen, blos weil sie der Reim verbindet. S. 111. heißt es

Meine Jugend ward gedrückt von Sorgen
Seufzend sang an manchem Sommermorgen
Meine Einfalt ihr gestammelt Lied;
Nicht dem Jüngling thöneten Gesänge,
Nein, dem Gott, der auf der Menschen Menge,
Wie auf Ameishaufen niedersieht!

Die

Die Eigenschaft, die hier dem höchsten Wesen zugeschrieben wird, hat weder auf das vorhergehende, noch aufs folgende die geringste Beziehung. Der Reim hat sie hergeführt, so wie S. 206.

Gott, dem die Hügel hören müssen,
Hat alles Fleisch gepaart.

Imgleichen S. 179.

Ihn reitzt nicht im buntgestreiften Kleide
Die Tulpe, die sich stolz erhebt — —
Ihr Rock ward ohne Hand und Seide
Geordnet und gewebt
Von Gott, erhaben über alle Thronen,
Der tausend Welten ausgeschmückt,
Und mehr als tausend Nationen
Auf einmal überblickt.

Nehmen Sie diesen Zeilen die Reime, und sehen Sie zu, ob man im Traume schlechter verbundene Gedanken haben kan? Den traurigen Landmann reitzt die Tulpe nicht — die Tulpe hat ihren Rock von Gott bekommen. — Gott ist über alle Thronen erhaben u. s. w. — Jedoch diese Stelle ist zu schlecht für die Critik! Sie

würde

würde nimmermehr stehen geblieben seyn, wenn die Dichterin ihrer Arbeit nur den zweyten Blick gegönt hätte.

Einige allzugrosse Freyheiten nimt sie sich auch in Ansehung der deutschen Sprache heraus, die ihr wirklich zu widerrathen wären. Sie erlaubet sich gar seltsame Inversionen, die unmöglich gefallen können, und nur die Sprache verunstalten, als:

> O du mein Geist! stolz und verwegen singen,
> Den Unnachahmlichen, soll ich?

An einem andern Orte:

> O Freund! der Malen? gefunden
> Hat er im Auge mein Herz.

Oder:

> Aus Ruhmsucht ward ihm nicht des Würgens
> Arbeit sauer;

Dieses soll heissen: Aus Ruhmsucht ward ihm des Würgens Arbeit nicht sauer. So bald aber die Negation versetzt wird, so kömt ein ganz andrer Sinn heraus.

Sie bildet auch ohne Bedenken neue Hülfswörter, daran es doch gewis im Deutschen nicht fehlet, als

S. 318.

S. 318. Und Ruhe sucht und Ruhe liegt begehren.

S. 333. Wie schamvoll steht er sich das Auge decken —

Sie werden ähnliche Beyspiele in grosser Anzahl bemerken. So wenig Gewissen man sich sonst daraus machen will, der Poesie die Regeln der Sprache aufzuopfern; so kan man doch dergleichen Neuerungen unmöglich gut finden, besonders wenn sie keine ausserordentliche Schönheiten zu ihrem Schutze haben. Es scheinet auch als wenn sie der Dichterin nur aus Unachtsamkeit entfahren wären. Wenn man die erstaunliche Geschwindigkeit nicht aus den Gedanken läßt, mit welcher sie dichtet; so kan man ihr dergleichen Fehler nicht zur Last legen; allein sie sollte nunmehr auch lernen, aus Hochachtung für das Publikum und für die Nachwelt, ein jedes Gedicht unzählichemale in die Hand nehmen, bevor sie es bekannt werden läßt.

Mit einem Worte! Jetzt ist der entscheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es sich von einer

sichtsvollen Freunden lenken läßt; so kan sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Fähret sie aber so fort, wie sie angefangen; so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern heraussinken, die sie ihrer natürlichen Talenten nach, weit hinter sich zurücklassen könte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rath geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterin folgsam seyn möchte. Mich dünkt mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß sie sich auf das hinschreiben etwas zu gute thut, und sie solte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben schämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen, ist einem guten Dichter nöthig; weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unsere Dichterin muß wissen, daß diese Fertigkeit, bloß als ein Mittel, weit grössere und edlere Talente schimmern zu lassen nützlich ist, und ausserdem in eine sehr verächt-

ächtliche Schmiererey ausartet. Die Fertigkeit geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kan ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bey einigen Personen kenntlich zu machen, und sich dadurch aus der äussersten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß sie sich auch bewust seyn, daß sie sich in einem veredelten Zustande befindet. Die Welt fodert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leser, der ihre Gedichte lieset, ist es einerley, ob sie eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gerne glauben, was in der Vorrede gesaget wird: „daß die „Lieder welche ihr am besten gelungen sind, alle „in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben „worden; dahingegen die, welche sie aus Vor„satz und mit ruhiger Ueberlegung verfertiget, „allemahl das Kennzeichen des Zwanges und den „Mangel der Muse, nicht undeutlich bemerken „lassen.“ Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Fr. K. etwas besonders, sondern es gehet allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber

daß

sichtsvollen Freunden lenken läßt; so kan sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Fähret sie aber so fort, wie sie angefangen; so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern heraussinken, die sie ihrer natürlichen Talenten nach, weit hinter sich zurücklassen könte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rath geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterin folgsam seyn möchte. Mich dünkt mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß sie sich auf das hinschreiben etwas zu gute thut, und sie solte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben schämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen, ist einem guten Dichter nöthig; weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unsere Dichterin muß wissen, daß diese Fertigkeit, blos als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen nützlich ist, und ausserdem in eine sehr verächt-

läppische Schmiererey ausartet. Die Fertigkeit geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kan ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bey einigen Personen kenntlich zu machen, und sich dadurch aus der äussersten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß sie sich auch bewust seyn, daß sie sich in einem veredelten Zustande befindet. Die Welt fodert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leser, der ihre Gedichte lieset, ist es einerley, ob sie eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gerne glauben, was in der Vorrede gesaget wird: „daß die „Lieder welche ihr am besten gelungen sind, alle „in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben „worden; dahingegen die, welche sie aus Vor„satz und mit ruhiger Ueberlegung verfertiget, „allemahl das Kennzeichen des Zwanges und den „Mangel der Muse nicht undeutlich bemerken „lassen.“ Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Fr. K. etwas besonders, sondern es gehet allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber

daß

angesehen, theils auf ihre äusserliche Umstände, auf ihr Geschlecht, auf ihre schlechte Erziehung, auf ihre Geschwindigkeit zu dichten, beständige Rücksicht gehabt haben. Der Leser hingegen siehet auf alle diese Umstände gar nicht, und fodert hingegen mit Recht, daß sich die Dichterin von keiner Regel die aus dem Wesen der Dichtkunst fliesset, freisprechen soll. Wenn sie einmahl wird eingesehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommenem Gedichte erfodert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu sie ihr Genie getrieben hat, fehlet, und wie sehr viele andere vortrefliche Dichtungsarten es giebet, an die sie sich noch wagen könte, wenn sie dieses alles und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihr ihre verständige Freunde, — und sie hat solche, die zu Freunden zu haben der beste Kopf für ein Glück schätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden, so wird sie thun, was alle grosse Dichter gethan haben, sie wird zittern, so oft sie ein neues Werk dem Publiko vorlegt.

Wie nöthig es sey, diese Wahrheiten unserer Dichterin recht tief einzuprägen, sehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: Poetische Einfälle von A. L. Karschin, (*) die mir auch ganz noch von der Presse eben überbracht werden; Sie haben in einem vorigen Briefe schon mein Urtheil über die Einfälle der Fr. K. gelesen, und da ich weiß, daß sie sie alle Tage bey hunderten hat, so sehe ich auf diesen Bogen die Worte: erste Sammlung mit wahrem Entsetzen.

Z.

(*) Berlin bey Winter 1764. in 12.

Zweyhundert und sieben und siebenzigster Brief.

Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kan, als man sie wünschet: so muß man aus den vorräthigen zu machen suchen was sich daraus machen läßt. Die war mein erster Gedanke bey * der Meierschen Schrift. Leibnizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen: Wie könten wir uns der deutschen z. E. auch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allenfals eine andre als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekant gewordenen Sprachen kömt der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, so weit wir nemlich diese Vollkommenheit ausdenken können, am nächsten. Denn daran ist gar kein Zweifel, daß Seelen auch nur mit anders gebildeten Körpern ganz verschiedene und nach Beschaffenheit weit vollkommnere Sprachen, als die menschlichen sind, erfinden müsten. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde

* S. den 271ten Brief.

würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen. Man kan ja die Sprache unter zweyen Augpunkten ansehen, in so ferne sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellet; hernach, in so ferne sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt. Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang auch das Bilderreiche einer Sprache ab, und es ist solcher Vollkommenheiten fähig die mit dem Ende der Sprache, wenn sie aufhört Landessprache zu seyn, verlöschen. So ist z. E. unstreitig, daß ausser den fünf Selbstlautern, (von deren richtigen Abstande eines vom andern, der Gesangene dessen Schaftesbury erwähnet, durchs Einschieben seiner fünf Finger ins Maul, sich aufs strengste überzeugt, und dadurch für jeden, der noch zweifelt, den Weg zur Ueberzeugung angezeigt hat,) unstreitig ist es doch daß ausser diesen fünfen noch [illegible] Zwischenlaute hätten angebracht werden können; so wie die vorgehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu solchen Lauten noch weit mannig

nigfaltiger einzurichten wäre, wovon das *th* der Engländer für uns Deutsche ein Beyspiel ist. Dergleichen Vollkommenheiten aber, wie gesagt, gehn allezeit mit dem Leben der Sprache in einem Lande verlohren. Einige Selbstlauter der Griechen führen auch hievon den Beweis.

Beym zweyten Stücke kommt es hauptsächlich auf zween Artikel an 1) ob man die Verbindung der Ideen durch blosse Abänderung des Ausdruckes für eine jede, oder durch Zwischensetzung kleiner Worte, oder durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drey Fälle sind, glaube ich, nur möglich. 2) Was für Gesetze man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. Für alle beyde muß noch folgendes überlegt werden: 1) Ob von blos möglichen, oder von wirklichen Gegenständen die Ideen und folglich auch ihre Anzeige zu bilden: im letztern Falle müssen die Zeiten und der Raum bey den meisten Ideen beobachtet werden. Jenes hat

fast

fast keine Sprache unterlassen, obgleich die Vollkommenheit darin von einer weiter getrieben worden als von der andern; Dieses hat, deucht mir keine Sprache an den Worten selbst angebracht, sondern jede hat sich dazu einiger Nebenworte bedienet. 2) Wie solche Umstände, die auf mehrere Ideen zugleich treffen, geschickt anzudeuten. Ich rechne hieher die Einzelnheit oder Mehrheit, das unbedingte oder bedingte, bestimmte und unbestimmte, welches unsere sogenannte Modos ausmacht: man sieht aber bald, daß zu einer recht philosophischen oder gelehrten oder vollkommenen Sprache noch weit mehrere ähnliche Bestimmungen der Ideen an deren Zeichen selbst durch Beugungen und Lenkungen dererselben könten angebracht werden.

Bey dem erstgenannten Artikel, wie die Abhängigkeit der Ideen von einander, anzudeuten, wird man sogleich auf die Betrachtung gerathen, daß eine Sprache, die ihre meisten Worte in einen Selbstlauter endigte, — viele dieser Selbstlau-

lauter hätte auf die Art wie wir angemerkt, — und die Abhängigkeit der Ideen bey jedem Worte durch den Uebergang in einen andern Selbstlauter nach gewissen Ordnungen und Regeln anzeigte; — daß eine solche Sprache weit vollkommener als irgend eine andre wäre. Nur müßte man den Gedanken nicht vergessen, daß weit mehr dergleichen Abhängigkeiten durch die Fallendungen der Worte könten angedeutet werden, als wir jetzt thun; und daß es folglich eine lächerliche Bemühung wäre die sogenannten Casus auf wenigere zurückbringen zu wollen, da wir zu einer vollkommnern Sprache mehrere nöthig hätten.

Der andre Artikel ist wol der wichtigste und scheint folgendes Hauptgesetz anzunehmen: man lasse mehrere Ideen, die zusammen einen Gedanken als ein Ganzes ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäs ist. Nun kan der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerley seyn; also wird

es

es eine gewisse allgemeine Construktionsordnung geben, deren Nettigkeit allerdings von den einzelnen gut zugeschnittenen Theilen der Rede abhängt. Hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste, welche, wenn ich so sagen darf, räumig genug geschärzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besondrer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Sprache!

Zunächst nach diesem Grundsatze kömt die Vorschrift, die Worte so zu ordnen, daß sie bey aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Diese Vorschrift nun ist die einzige, die wir bey unsern Sprachen brauchen können; und nach welcher wir das, was Hr. Meier die gelehrte Sprache nennet, und was wir füglicher die Sprache der Schrift-

M 5 steller

steller nennen dürften, ausbilden müssen. Ich sage mit Fleiß die Sprache der Schriftsteller. Es ist wahr daß guterzogene Leute in der großen Welt un besonders in der französischen Sprache sich öfters eben so fein, als der beste Schriftsteller in den Geselschaften ausdrücken: allein ich glaube doch, daß sie hundertmal Fehler gegen diese Vorschrift begehen, ohne daß sie bemerkt werden. Denn dem Sprechenden helfen seine Gebehrden und der Ton der Stimme, (wenn er anders gut redet) den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dieses im Buche wegfält.

Ich würde also nun untersuchen, wie weit an unsrer Sprache nach dieser Regel schon gearbeitet worden; und durch was für Künste die Franzosen es dahin gebracht, daß man ihre Sprache, die Sprache der Vernunft genennet. Ich würde weiter erforschen, ob eine philosophische Materie, die ohngefähr mit gleicher Genauigkeit in zween Sprachen vorgetragen werden, in der einen sich klärer, netter, überzeu-

gen-

gender darstellete als in der andern, und woran wol der Grund bey der Sprache, daran sich dieses befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben seyn scheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Anmuth mit Originalschriften der letztern sich ausarbeiten lassen? ob wol dieses an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trocknen Bezeichnung man bey dem einen Volke mehr gewöhnt ist als bey dem andern.

So würde ich ebenfals den Ausspruch thun, daß eine Sprache die wenig Unterschied in den Zeiten * angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, wenig

* Wir haben gar keinen Begrif von allen temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beyden temporum praeteritorum des Franzosen, das dieser in einem so hohen Grade richtig hat, daß ich lächerliche Mißverständnisse daraus habe entstehen sehen, wenn ein Deutscher, sie vor einem dieser letztern Nation verwechselte.

wenig Aenderung in der Reyhe der Worte zu bringen kan; daß eine solche Sprache z. E. die Deutsche, nicht sonderlich geschickt zur Geschichte sey; daß man ihr also hier noch die grösseste Hülfe geben müsse. Dergleichen Untersuchungen würde ich bey einer Abhandlung über die gelehrte Sprache oder über die Sprache der Schriftsteller, (denn weiter gienge sie doch nicht,) für nöthig erachten, wenn ich etwas davon zum Vortheil meiner Nation, und in der Absicht etwas mehr zu thun, als nur einige gedruckte Bogen voll zu schreiben, aufsetzen wolte. Doch ein jeder weiß am besten, was ihm selbst nützlich ist. Leben Sie wol.

B.

Ende des siebenzehnten Theils.

gender darstellete als in der andern, und woran wol der Grund bey der Sprache, daran sich dieses befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben seyn scheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Anmuth mit Originalschriften der letztern sich ausarbeiten lassen? ob wol dieses an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trocknen Bezeichnung man bey dem einen Volke mehr gewöhnt ist als bey dem andern.

So würde ich ebenfals den Ausspruch thun, daß eine Sprache die wenig Unterschied in den Zeiten * angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, wenig

* Wir haben gar keinen Begrif von allen temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beyden temporum praeteritorum des Franzosen, das dieser in einem so hohen Grade richtig hat, daß ich lächerliche Mißverständnisse daraus habe entstehen sehen, wenn ein Deutscher, sie vor einem dieser letztern Nation verwechselte.

Inhalt der Briefe
des achtzehnten Theils.

Zwey

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

Achtzehnter Theil.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Achtzehnter Theil.

Inhalt der Briefe
des achtzehnten Theils.

Zwey

Sie ist mit einigen Zugaben vermehrt, welche zwar schon in wöchentlichen Blättern einzeln gedruckt worden, aber noch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen.

Der Plan und Inhalt der Schrift selbst ist unter uns zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, einen Auszug daraus zu machen. Ich werde mich daher begnügen nur einige Anmerkungen niederzuschreiben, die vielleicht schon vor mir gemacht worden sind, und die, es dem Hrn. Verfasser einst gefällig ist, näher zu prüfen.

In der Betrachtung, die den Herrn Verfasser auf die Tugend leiten soll, findet er S. 17. u. folg. bey Untersuchung der Frage: ob andere Wesen, die um ihn sind, alle um seinetwillen da sind, und ob er mit ihnen in keinem Verhältnisse stehe? ursprüngliche und unabhängliche Triebe in seiner Seele zu dem, was sich schickt; zu dem, was anständig, grosmüthig und billig ist; zu der so vorzüglichen Schönheit Uebereinstimmung und Vollkommenheit in den Gesinnungen und Handlungen freyer verständiger Wesen, welche seinen Vortheil, in so fern

es

es sein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben; und zum beweisenden Exempel hievon führt er die Scham und Reue über solche Dinge an, wo es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt; und den so verschiedenen Unwillen, den man bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns von einem Thiere, Kinde, Wahnwitzigen, oder hingegen von einem ordentlichen, verständigen Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert er, daß der natürliche Begrif vom Recht und Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen, vom Schönen und Häßlichen in den Gesinnungen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so finden wir, daß die Empfindungen des Rechts und Unrechts, des Anständigen und Unanständigen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe sind, sondern sich allezeit auf vorhergehende Urtheile gründen. Und so lange ein Mensch solch ein Urtheil nicht fället, hat er auch jene Empfindung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier [illegible] System zum Grunde zu legen, daß die Empfindungen des Rechts und Un-

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingedruckt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdruckt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch-guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdruckt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menschen schmeichelhafter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit

eh sein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben, und zum beweisenden Exempel hievon führt er die Scham und Reue über solche Dinge an, wo es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt; und den so verschiedenen Unwillen, den man bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns von einem Thiere, Kinde, Wahnwitzigen, oder hingegen von einem ordentlichen, verständigen Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert er, daß der natürliche Begrif vom Recht und Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen, vom Schönen und Häßlichen in den Gesinnungen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so finden wir, daß die Empfindungen des Rechts und Unrechts, des Anständigen und Unanständigen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe sind, sondern sich allezeit auf vorhergehende Urtheile gründen. Und so lange ein Mensch solch ein Urtheil nicht fället, hat er auch jene Empfindung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier Hutchesons [illegible] Systems zum Grunde zu legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingedruckt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdruckt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch-guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdruckt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menschen schmeichelhafter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit

ver-

kung, (nemlich die erregte Empfindung,) eher [illegible] wird, als man Zeit gehabt hat, auf die Kraft, daraus sie entstand, selbst Acht zu haben.

Der Herr Verfasser muß auch selbst S. 26. bis 39. die Aussprüche der Wahrheit oder der Vernunft über die Beziehungen der Dinge gegen uns und gegen einander zu Hülfe nehmen, um seinen Gedanken von der Tugend die gehörige Kraft zu geben; sich zur Fertigkeit in moralischen Empfindungen zu bringen; und sich in dem Vorzuge, den er ihnen vor andern Arten der Empfindungen giebt, zu bestätigen.

In der Betrachtung über die Religion S. 32. u. f. druckt der Verfasser seine Empfindungen mit solcher Wahrheit aus, daß sie sich dem Leser in ihrer ganzen Stärke mittheilen. Nur wird es manchem scheinen, daß der theoretische Theil derselben, von der Erkenntniß Gottes, zu kurz und zu wenig entwickelt sey, als daß er diese Empfindungen völlig vorbereiten sollte.

Auf der 39. und 40. S. ist eine Stelle, darin der Verfasser sich über die Ehre so richtig und erha-

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Achtzehnter Theil.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Achtzehnter Theil.

„er selbst keinen Werth hat, als in so fern er „rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben „denselben ewigen Regelmaaß des Rechts und „der Ordnung richtet. Ich bin groß genung, „wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht mis„falle.„ Wie vortreflich ist hier Edelmuth und Simplicität mit einander vereiniget!

Bey der dritten Auflage ist dieser Schrift bereits ein Anhang beygefügt worden, worin dem Misbrauche begegnet wird, den einige Leser daraus gemacht haben sollen, die Vortreflichkeit der natürlichen Religion und Sittenlehre über die Offenbarung zu erheben, und die Wahrheit des christlichen Glaubens dadurch zu bestreiten. Der Verfasser setzt bey dieser Veranlassung die Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Religion und Sittenlehre sehr richtig auseinander, und sucht den Umfang und Einfluß einer jeden insbesondere genau zu bestimmen.

Ich komme nun auf die vier Zugaben, welche dieser Schrift angehängt sind. Die erste ist eine kurze Betrachtung über den vernünftigen Werth

Sie ist mit einigen Zugaben vermehrt, welche zwar schon in wöchentlichen Blättern einzeln gedruckt worden, aber noch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen.

Der Plan und Inhalt der Schrift selbst ist unter uns zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, einen Auszug daraus zu machen. Ich werde mich daher begnügen nur einige Anmerkungen niederzuschreiben, die vielleicht schon vor mir gemacht worden sind, und die, es dem Hrn. Verfasser einst gefällig ist, näher zu prüfen.

In der Betrachtung, die den Herrn Verfasser auf die Tugend leiten soll, findet er S. 17. u. folg. bey Untersuchung der Frage: ob andere Wesen, die um ihn sind, alle um seinetwillen da sind, und ob er mit ihnen in keinem Verhältnisse stehe? ursprüngliche und unabhängliche Triebe in seiner Seele zu dem, was sich schickt; zu dem, was anständig, großmüthig und billig ist; zu der so vorzüglichen Schönheit Uebereinstimmung und Vollkommenheit in den Gesinnungen und Handlungen freyer verständiger Wesen; welche keinen Vortheil, in so fern

es

es kein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben. Und zum beweisenden Exempel hievon führt er die Scham und Reue über solche Dinge an, wo es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt; und den so verschiedenen Unwillen, den man bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns von einem Thiere, Kinde, Wahnwitzigen, oder hingegen von einem ordentlichen, verständigen Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert er, daß der natürliche Begrif vom Recht und Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen, vom Schönen und Häßlichen in den Gesinnungen der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so finden wir, daß die Empfindungen des Rechts und Unrechts, des Anständigen und Unanständigen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe sind, sondern sich allezeit auf vorhergehende Urtheile gründen. Und so lange ein Mensch solch ein Urtheil nicht fället, hat er auch jene Empfindung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier Hutchesons sein [illegible] System zum Grunde zu legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingedruckt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdruckt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch-guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdruckt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menschen schmeichelhafter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit

ver-

des Verfassers S. 84. bis. 87. mehr als einmal lesen!

Die zweyte Betrachtung führt die Aufschrift: Das glückliche Alter. Sie lehrt, daß man auch in diesem beschwerlichsten Auftritte des menschlichen Lebens glücklich seyn könne. Der H. V. zeigt dieses in einem lebhaften Kontrast zwischen einem Alten, der mit Reue und Selbstverdammung auf die vergangenen Vergnügungen seiner Jugend, oder auf seine unmoralische Handlungen zurück sieht; und einem solchen, der die Freuden seiner frühern Jahre billigen, und des Andenkens seiner guten und edlen Thaten mit Selbstzufriedenheit geniessen kann: zwischen einem Greise, der noch von dem Sturm seiner unordentlichen Begierden herumgetrieben wird, ohne sie doch nunmehro befriedigen zu können; und einem solchen, der Ruhe und Stille und Ordnung in sich empfindet, weil seine Leidenschaften gemäßiget, und vom Taumel der Eitelkeit nüchtern sind: zwischen dem, der entweder hoffnungslos, oder mit Schrecken und Verwirrung in die Zukunft hinaus sieht; und zwischen

dem

[illegible]ben. [illegible] eine Frucht der Erziehung, als die bessere oder schlechtere Ausbildung des [illegible] zur Erziehung abhängt. Wer dem Hutchesonschen Systeme gewogen ist, scheint entweder dadurch verleitet zu seyn, daß er gewisse Affekten, die sehr nahe an moralische Empfindungen gränzen, und überhaupt mächtige Werkzeuge der Natur zu Erweckung derselben sind, mit den Empfindungen selbst verwechselt, und aus der Ursprünglichkeit dieser Affekten auf die Ursprünglichkeit der moralischen Empfindungen den Schluß macht; oder dadurch, daß er die Fertigkeit des moralischen Gefühls in manchen Menschen, welche aus der öftern Erweckung desselben und aus der vielfältigen und wiederholten Beurtheilung des Anständigen und Schändlichen, u. s. w. entspringt, für einen eingepflanzten Trieb ansiehet, weil es gar nicht in die Augen fällt, daß das Urtheil dabey geschäftig sey. Allein bey dieser, so wie bey allen andern Fertigkeiten der Seele, ist das Urtheil schon so geübt, daß es schnell und unmerklich wirkt, und seine Wirkung,

[illegible] gemeiniglich die erregte Empfindung eher [illegible] wird, als man Zeit gehabt hat, auf die Kraft, daraus sie entstand, selbst Acht zu haben.

Der Herr Verfasser muß auch selbst S. 26. bis 39. die Aussprüche der Wahrheit oder der Vernunft über die Beziehungen der Dinge gegen uns und gegen einander zu Hülfe nehmen, um seinen Gedanken von der Tugend die gehörige Kraft zu geben; sich zur Fertigkeit in moralischen Empfindungen zu bringen; und sich in dem Vorzuge, den er ihnen vor andern Arten der Empfindungen giebt, zu bestätigen.

In der Betrachtung über die Religion S. 32. u. f. druckt der Verfasser seine Empfindungen mit solcher Wahrheit aus, daß sie sich dem Leser in ihrer ganzen Stärke mittheilen. Nur wird es manchem scheinen, daß der theoretische Theil derselben, von der Erkenntniß Gottes, zu kurz und zu wenig entwickelt sey, als daß er diese Empfindungen völlig vorbereiten sollte.

Auf der 39. und 40. S. ist eine Stelle, darin der Verfasser sich über die Ehre so richtig und

erhaben, und zugleich so gottesfürchtig ausdruckt, daß jeder seiner Leser eben das empfinden sollte, was er in dem Augenblick empfunden hat. Ich muß sie ganz hersetzen.

„Höher kann sich meine Ehrbegierde unmög„lich erheben, als wenn ich dem gefalle, von „dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles „sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen „und Bewegungen in Millionen Welten durch„schauet; wenn der mitten unter dieser Menge „auch mich sieht und billiget. Nun sind mir „die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als „daß ich mich darum besonders bekümmern „sollte. Läßt sich der Beyfall anderer Menschen, „die Gewogenheit der Großen sowohl, als die „Achtung der Geringern, nicht ohne dieß, auf „der königlichen Straße der Wahrheit und Ge„rechtigkeit, die ich allein gehen muß, vor mir „antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß „ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege „thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst sei„nes Gepränges und seines Stolzes, kann mir „durch sein Gutheissen einen Werth geben; weil

„er

„er selbst keinen Werth hat, als in so fern er „rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben „demselben ewigen Regelmaaß des Rechts und „der Ordnung richtet. Ich bin groß genung, „wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht miß„falle.„ Wie vortreflich ist hier Edelmuth und Simplicität mit einander vereiniget!

Bey der dritten Auflage ist dieser Schrift bereits ein Anhang beygefügt worden, worin dem Misbrauche begegnet wird, den einige Leser daraus gemacht haben sollen, die Vortreflichkeit der natürlichen Religion und Sittenlehre über die Offenbarung zu erheben, und die Wahrheit des christlichen Glaubens dadurch zu bestreiten. Der Verfasser setzt bey dieser Veranlassung die Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Religion und Sittenlehre sehr richtig auseinander, und sucht den Umfang und Einfluß einer jeden insbesondere genau zu bestimmen.

Ich komme nun auf die vier Zugaben, welche dieser Schrift angehängt sind. Die erste ist eine kurze Betrachtung über den vernünftigen Werth

der

der Andacht. Ich will das wesentlichste daraus auszeichnen.

Die ganze Betrachtung hat zur Absicht den Menschen, die doch vernünftig seyn wollen, ihr Unrecht und ihre widersprechende Aufführung zu zeigen, wenn sie keine Empfindungen der Andacht haben, oder sich gar derselben schämen. Er fängt damit an, daß er die Quelle dieser Kaltsinnigkeit nicht sowohl in einer gänzlichen Verläugnung aller Gottesfurcht, sondern in gewißen dunklen, heimlichen Zweifeln sucht, die sich bey dem Glauben der Menschen an einen Gott unvermerkt einschleichen. Solchen Leuten hält er nur die zwey großen Wahrheiten vor; Es ist ein Gott: Es ist eine Vorsehung: und fordert sie auf, sich den Empfindungen, welche die deutliche Erkenntniß derselben hervorbringen muß, zu überlassen. Dies sey Andacht; welche in der Beschäftigung des Herzens, mit diesem erkannten Gott bestehe. Die Betrachtung der Natur führe uns so oft zu dieser Erkenntniß, und flösse uns Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe zu Gott ein; es sey also natürlich, daß

sich

sich diese Regungen auch merklich zeigen müssen. Darf man sich wohl schämen, diese Regungen zu zeigen, muß man den Ausbruch derselben, als eine Schwachheit verhindern? Wird nicht jeder unpartheyischer glauben, daß ein Mensch, der diese Erkenntniß, und diese Empfindungen vor Gott hat, sich auch eine Ehre daraus machen würde, bey jeder schicklichen Veranlassung seine Empfindungen zu äussern, und die gebräuchlichen Handlungen der Anbetung des größten und besten Wesens mit wahren Anzeigen einer lebhaften Rührung auszuüben? Allein man thut das Gegentheil. Man schämt sich der Andacht, man lenket in Gesellschaften das Gespräch auf andere Materien, wenn jemand mit Empfindung von der Religion zu sprechen anfängt; man schreckt dadurch wahre Gottesfürchtige ab, Dinge von dieser Art ins Gespräch zu mischen. Diese falsche Scham haben auch die Sittenlehrer, in der Schule eines Marivaux und der neuern Franzosen gelernet, sie sprechen mit vieler Spitzfindigkeit und Leichtigkeit von den feinern Sentiments, aber es scheinet

ver ihnen nicht artig genung zu lassen, geradezu Gottes, und der ihm schuldigen Empfindungen, Erwähnung zu thun. Es wäre daher gut, daß wir mehr Anleitungen hätten, die rechte Art der Andacht unter den Menschen liebenswürdig zu machen. Aber sie müßten die gewöhnliche Fehler unsrer meisten Andachtsbücher nicht haben, daß sie entweder schwache, kindische und der Gottheit unwürdige Vorstellungen erwecken, und aus einer unnatürlichen Mischung sinnlicher und verblümter Gedanken und Ausdrücke bestehen; noch auch in einem gesuchten und schimmernden Schmuck der Beredsamkeit gekleidet seyn, und mit prächtigen und poetischen Worten, die nur die Einbildungskraft beschäftigen, Wahrheiten vortragen, welche das Herz rühren sollten. Die Sprache der Natur und der Wahrheit, die von einem aufrichtigen Herzen zeuget, Ernst in den Gedanken, und Einfalt im Ausdruck, müssen die wesentliche Kennzeichen eines solchen Buchs seyn. — Möchten doch alle Kanzelredner, und alle, die die Erbauung der Menschen befördern wollen, diesen letzten Abschnitt des

des Verfassers S. 84. bis 87. mehr als einmal lesen!

Die zweyte Betrachtung führt die Aufschrift: Das glückliche Alter. Sie lehrt, daß man auch in diesem beschwerlichsten Auftritte des menschlichen Lebens glücklich seyn könne. Der H. V. zeigt dieses in einem lebhaften Kontrast zwischen einem Alten, der mit Reue und Selbstverdammung auf die vergangenen Vergnügungen seines Jugend, oder auf seine unmoralische Handlungen zurück sieht; und einem solchen, der die Freuden seiner frühern Jahre billigen, und des Andenkens seiner guten und edlen Thaten mit Selbstzufriedenheit geniessen kann: zwischen einem Greise, der noch von dem Sturm seiner unordentlichen Begierden herumgetrieben wird, ohne sie doch nunmehro befriedigen zu können; und einem solchen, der Ruhe und Stille und Ordnung in sich empfindet, weil seine Leidenschaften gemäßiget, und vom Taumel der Eitelkeit nüchtern sind: zwischen dem, der entweder hoffnungslos, oder mit Schrecken und Verwirrung in die Zukunft hinaus sieht; und zwischen

dem,

seim, der eine Welt voll neuer Freuden sieht erblickt, und mit erheiternder Hofnung seiner Verwandlung entgegen geht. Den Beschluß dieser [illegible] Betrachtung macht das Bild des Euphranors eines rechtschaffenen und ehrwürdigen Greises, der dieses glückliche Alter bis zum Tode erfahren hat.

Wenn die vernünftige Polizey der alten Egypter noch unter uns herrschte, daß die Thaten der Verstorbenen nach Wahrheit und Gerechtigkeit beurtheilet werden müßten; so könnte man sagen, daß diese Betrachtung eins der besten Muster zu einer Leichenrede wäre, die sich zum Lobe des vorzüglich edlen und wahren Rechtschaffenen schickte.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 5. April 1764.

Beschluß des zweyhundert und sieben und siebenzigsten Briefes.

Von den wohl ausgemahlten Zügen in diesem Gemählde will ich nur einen auszeichnen. Man findet ihn S. 99. „Wer bey dem Anblick des täglichen Verfalls seiner irrdischen Hütte keine andere Zuflucht übrig hat, als daß er „den völligen Unglauben zu Hülfe rufen muß, „um sich vor dem fürchterlichen Gedanken von „einer andern Welt zu retten, der muß doch „eben in der Hofnung seiner Vernichtung — und „wie tief muß der Mensch herunter gesunken „seyn, bey dem dieß die beste Hofnung ist! — „in dieser elenden Hofnung muß er schon einen „Theil der Marter empfinden, welche die Religion ihm drohet.„

Es folgen die menschlichen Erwartungen. Bey Gelegenheit eines Jahrwechsels stellt der Verfasser angenehme und sehr richtige Betrachtungen über den allgemeinen Hang der Menschen an, sich mit Hofnungen von künftigen glücklichen Begebenheiten zu nähren. Ursprünglich rührt dieses von der gütigen Vorsorge der Natur her, welche durch solche Hofnungen, die sich unsere Einbildungskraft ganz rein, und von Beschwerde und Verdruß unvermischt vorstellt, die gegenwärtigen Leiden oder Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens versüssen will. Aber die Ausschweifungen der Menschen verderben gemeiniglich den Zweck der guten Anstalten der Natur. Anstatt daß man bey diesen schmeichelhaften aber doch täuschenden Bildern nur Augenblicke verweilen sollte, so verliebt man sich so sehr darin, daß man das gegenwärtige ganz darüber vergißt. Und welch ein Elend, wenn diese Hofnungen nun fehlschlagen! Sie schlagen aber gemeiniglich fehl; selbst diejenigen, welche, ohne Hülfe der regellosen Phantasey, nach der besten Wahrscheinlichkeit gefaßt werden. Denn

es ist alles, was wir vom zukünftigen erwarten, unsicher und ungewiß, und die geringste und unmerklichste Begebenheit giebt den größten Wahrscheinlichkeiten einen andern Ausschlag. Nur die einzige menschliche Erwartung ist und bleibt immer gewiß, daß der Tugendhafte nach diesem Leben eine glückselige Ewigkeit geniessen wird. Und diese einzige Erwartung kann alles versüssen, alles erleichtern, und den Menschen allein getrost machen, „die kleinen abwechseln„den Erhöhungen und Vertiefungen auf der „Bahn des menschlichen Lebens, mit Gleich„müthigkeit zu durchwandern.„ Das ist der Inhalt dieser Betrachtung.

Den Beschluß macht die Betrachtung, die Entschlossenheit betitelt. Der V. versteht darunter den standhaften Vorsatz, nicht allein den Werth der Rechtschaffenheit und Tugend allezeit einzusehen, und eine moralische Entzückung darüber zu fühlen; sondern auch mit einer stets geschäftigen Stärke des Geistes die Pflichten derselben in allen Umständen des Lebens auszuüben, und alle Leidenschaften, die dawider

streiten, alle Versuchungen, die davon abziehen wollen, mit einem Wort; alle Hindernisse, welche sich dieser Ausübung entgegen setzen, und sollten sie noch so reizend seyn; allezeit der Vollbringung deßen, was man für recht und tugendhaft erkennt, aufzuopfern, sollte es auch noch so schwer seyn, und noch so viel kosten. S. 128.

Denn sobald sich der Mensch zur Unordnung, Ungerechtigkeit und Falschheit hinreissen läßt, oder sich auch nur von sich selbst, und von dem Zweck seines Daseyns bey leichtsinnigen Zerstreuungen in der Welt zu weit verliert, so fehlt ihm die unmittelbare Billigung seines eigenen Herzens. In diesem Zusammenhange druckt er sich S. 121. unter andern also aus: „Auch bey „einer jeden leichtsinnigen Zerstreuung in der „Welt, — da ich kleinen unwürdigen Absichten „nachlaufe, ohne sie mit meinem großen End„zweck in eine Verknüpfung zu bringen; u. s. w.“ Das Beywort unwürdige ist dem Herrn Verfasser wohl wider seine Absicht entfallen. Unwürdige Absichten können niemals mit unserm

großen

grossen Endzwecke in Verknüpfung gebracht werden; aber wohl kleine Absichten. Und diese hören auf unwürdig zu seyn, sobald wir sie unter den Hauptzweck unsrer Natur ordnen, ja sie sind auch an sich selbst nicht weiter unwürdig, als in so fern sie mit der Grösse unsers Bestrebens in keiner Proportion stehn.

Einen Zug der Entschlossenheit, der in unsern Zeiten sehr nachahmungswürdig ist, findet man S. 125. „Es soll mich nicht irre machen, heißt „es; daß so viele neben mir, denen ich die größ„ten Vorzüge des Verstandes und der Scharf„sinnigkeit zugestehn muß, nach einem ganz „andern Plane verfahren. Sie wissen zum Theil „tausend Dinge, die ich nicht weiß; sie sehen „in allen Angelegenheiten des Lebens weiter als „ich. Allein in dieser meiner größten Angele„genheit gelten keine andere Einsichten, als die „ein redliches Herz giebt; sollte man nicht lieber „sagen, die mit einem redlichen Herzen verbun„den sind? Ja und dabey bin ich außer aller „Gefahr. Andere mögen also ihre Weißheit „setzen, worein sie wollen; dieß soll meine Weiß-

„heit, mein Ruhm und mein Glück seyn, daß „ich Gott fürchte, und recht thue, und auf „eine bessere Welt hoffe. Hierin wird mich „einmahl meine aufgeklärteste Vernunft, und „die Vernunft der würdigsten Menschen, und „der reinen Geister, und der Gottheit selbst „rechtfertigen.

S. 130. wird mit Grunde behauptet, daß auch der Lasterhafte, dem die Selbstverläugnung nicht gefallen will, doch selbst, wann er Laster begehet, diese Selbstverläugnung ausübe, indem er erst das Licht der Vernunft, das Urtheil seines Gewissens, die Regungen der Menschenliebe und den Trieb der wahren Ehre verläugnen und in sich ersticken müße, ehe er sich seinen lasterhaften Begierden überlassen könne.

Nur kostet es ihm nicht so viel, als dem Tugendhaften, weil er schwächere Empfindungen bey sich zu überwinden hat, und von starken, mächtigen und sinnlichen Trieben unterstützet wird.

N. S.

Ich will bey Gelegenheit dieser Zugaben nur noch eine einzige Bemerkung anführen, die mir nicht nur dismal sondern auch beym Durchlesen anderer Schriften in den Sinn gekommen ist. Es ist diese, daß auch die besten unserer deutschen Schriftsteller die Genauigkeit in den Bildern, die sie machen, oder auf die sie anspielen, nicht erlanget haben; die wir bey dem besten untern den Franzosen und andern Ausländern antreffen. Ich habe bey Hr. Spalding gleich auf einander zwey fehlerhafte Beyspiele bemerket. p. 109. Um die Vortheile der Aussichten in die Zukunft recht zu geniessen: sollten wir nur gleichsam mit leichten Füssen über dieselben hinweggehen, und uns nicht zu stark drauf lehnen, hier ist einmahl das Gehen mit leichten Füßen auf den Aussichten fehlerhaft. Es sey aber auch das Bild eines Bodens richtig, wie kann ich dis so gleich wieder in ein Geländer, worauf man sich lehnet, verwandeln? Machen Sie die allgemeine Probe malerischer Bilder! entwerfen sie die an der Wand und sehen

sie, ob sie bey einerley Bild bleiben können? gewiß nicht.

S. 115. stehet. Wie kann ich bey dem schmäuchelnden Schatten des Glücks so leicht vorbey schlüpfen, daß ich mich nicht stärker daran binde, als es meine Zufriedenheit verträgt? Wie sie auch den Schatten nehmen wollen: so ist das daran binden widersinnisch. Wollen sie sagen, daß sich das daran binden auf Glück beziehe: so verlieren sie das Bild des Schattens.

Solche Flecken müssen wir noch abwischen, ehe wir dazu kommen, Bücher zu liefern, die ein gebesserter Geschmack mit den Schriften der alten und der Ausländer entweder in annähernden oder gleichem Werthe hält. Wenn wir erst von herrschenden unsinnigen Fehlern befreyet sind: so wird sich diese letzte Glättung, die letzte Arbeit, die der ächte Künstler an ein Werk aus seiner Werkstätte wendet, wohl anbringen lassen.

Zwey

Zwey hundert und acht und siebenzigster Brief.

Herr Geßner hat die Welt mit einer neuen Auflage seiner sämmtlichen Schrifften beschenket welche zu Zürich bey Orell im Jahre 1762. in vier Bänden in groß Octav heraus gekommen ist. Diese neue Ausgabe enthält nicht allein alles was schon vorher von diesem liebenswürdigen Schriftsteller erschienen, und bisher in kleinerem Formate gedruckt worden; sondern auch eine beträchtliche Anzahl neuer Stücke. Man hat diese neue Stücke, denen zu Gefallen, welche die vorige Gedichte in kleinerm Formate besitzen, auch besonders unter dem am Rande bemerkten Titel *) abdrucken lassen.

Da die vorhergehenden Werke des Herrn Geßner, gleichsam Ihr Handbuch sind, so habe ich Ihnen nur von diesen neuen Stücken Nachricht zu geben. Ich kann zwar nicht sagen,

*) Gedichte von Salomon Geßner, klein 8. Zürich 1762.

daß ich mit allen von diesen neuen Gedichten gleich zufrieden bin. Ich wünschte daß Schriftsteller, die sich einmahl durch unsterbliche Werke hervorgethan haben, niemahls etwas ans Licht geben möchten, was bloß mittelmäßig ist. Einem grossen Geiste stehet diese Ruhmbegierde an, und billig sollte er auch so viel Selbsterkenntniß besitzen, um seine vortrefliche Werke von denen zu unterscheiden die ihm mißgerathen sind.

Ich läugne nicht, daß diese Betrachtungen hauptsächlich durch das Schäferspiel Evander und Alcimna erreget worden. Bedenken Sie selbst, sobald man höret ein Schäferspiel von Geßner, kann man wohl anders, als etwas ausserordentlichschönes erwarten. — Gleichwohl traue ich mir zu sagen, daß wenn nicht nebst einigen einzelnen Zügen, das sanfte Colorit, der reizende Styl, freylich immer noch einen guten Kopf verriethe, so würde dieses Stück des Geßnerischen Nahmens ganz unwürdig seyn. Die Anlage ist so fehlerhaft als möglich. Erfindung, Situationen, Charaktere,

Entwi-

Entwicklung sind so gemein und bekannt, daß sie gar nicht die geringste Würkung mehr thun können. Urtheilen Sie selbst nach folgenden kurzen Auszuge dieses Stücks.

Im ersten Auftritte unterreden sich Lamon und Chloe zwey benachbarte Hirten, von dem Evander und der Alcimna, welche Ihnen von unbekannten Leuten vor achtzehen Jahren sind zur Pflege gegeben worden. Sie gehen weg und Evander und Alcimna kommen, sich von ihrer Liebe bis an das Ende des ersten Aufzugs zu unterreden. Sie sehen leicht daß der erste Aufzug auf diese Art, aus zwey Gesprächen bestehen würde, die nichts mit einander gemein haben würden; dis muß Hr. G. auch gemerkt haben, denn er flickt einen Hirten Namens Milo dazwischen, der hernach im ganzen Spiele nicht wieder vorkommt, und der einige Liebe gegen die Alcimna bezeugt, aber wie Sie leicht denken können, abgewiesen wird, demohnerachtet ist er so mitleidig Ihnen zu berichten, daß Schiffe gelandet, und fremde Leute nicht weit davon ausgestiegen sind.

Dis

Dis war die Anzeige im ersten Aufzuge. Im Anfange des zweiten trit Pyrrhus auf, und bezeuget seine Ungedult seinen Sohn zu sehen, den er vor achtzehen Jahren unbekannt bey den Hirten gelassen. Nun ist auch sogleich die Entwicklung da, und zwar sehr schnell, im Anfange des zweiten Aufzugs, da das Stück drey Aufzüge hat. Nun rathen Sie einmahl womit diese beide letztern Aufzüge erfüllet werden. Nachdem der Vater den Sohn erkannt hat, so kommen ein Petitmaitre, ein Officier, ein Hofmann und ein Gelehrter, als wenn Sie Pyrrhus recht ausdrücklich deßwegen in seinem Schiffe mitgebracht hätte, daß sie dem Dichter sollen helfen den zweiten Aufzug ausfüllen. Jeder von diesen Charaktern wünscht dem Evander Glück, daß er das schlechte Schäferleben verlassen und schildert nach seiner Art die Welt. Die Antworten des Prinzen und die ganzen Scenen können Sie sich leicht vorstellen, wenn Ihnen auch nicht gleich Arlequin Sauvage vielleicht einfallen möchte, denn diese Wendung ist von vielen Schriftstellern genutzt und abgenutzt

worden.

worden. Ich geschweige, daß sich der Charakter eines Petitmaiters z. E. eben nicht in das griechische Zeitalter zu schicken scheinet. Doch vielleicht haben die Alten mehr Thorheiten gehabt als wir wissen.

Im dritten Aufzuge, nachdem Alcimna auch in der Geschwindigkeit ihren Vater Arates (einen von dem Gefolge des Pyrrhus,) wieder gefunden hat, läßt sie sich von ihren Aufwärterinnen ohngefehr eben solche Sachen vorsagen, als die oben erwähnten Charaktere dem Evander vorgesagt haben. Evander in fürstlichen Kleide hält eine Monologe die beynahe fünf Seiten einnimmt. Er empfängt von seinem Vater den Befehl die Tochter des Arates zu heirathen, und Alcimna hingegen von dem Arates den Befehl den Prinzen zu lieben. Beide sträuben sich, weil jeder des andern verändertes Schicksal noch nicht weiß; Als sie sich aber zugeführt werden, so siehet jeder daß er an seinen geliebten Gegenstand soll vermählet werden. War denn diese kahle Verwicklung in

in mehr als hundert Schauspielen nicht bis zum Eckel gebraucht genug, daß wir sie hier noch wieder finden müssen.

Das folgende Stück: Erast, ist um sehr viel besser, und seiner Anlage nach, sehr rührender Situationen fähig, der Charakter des ehrlichen Bedienten, der aus Liebe gegen seinen aufs äußerste gebrachten Herrn, auf der Strasse einen Reisenden beraubt, ist neu, und ganz vortreflich ausgeführt, der Umstand daß dieser Reisende gerade der Vater ist, der dem Erast so hart begegnet hat, hätte vielleicht, mit einer kleinen Bemühung können wahrscheinlicher gemacht werden, und hätte bey einer weitern Ausführung noch zu verschiedenen Situationen Gelegenheit gegeben. Ich sage bey weiterer Ausführung, denn ich betrachte das ganze Stück nur als eine Art von flüchtigem Entwurf, der aber, auf mehr als eine Art verdient, nochmals überdacht, und weiter vollendet zu werden.

Ein

Ein Gemäld aus der Sündfluth folgt auf dieses Stück. So treflich einem Geßner, die Beschreibungen der reizenden Natur, und die sanften Empfindungen des Schäferlebens zu gerathen pflegen, so wenig scheint das Grosse, das Starke, das Schreckliche für sein Genie gemacht zu seyn. Ein Genie, das sich ausser seinen Zirkel macht, sollte bedenken, wie leicht es in solchen Fällen ist, bey allen übrigen Talenten wenig Ehre einzulegen, und sich an dem Exempel eines Vanderwerf spiegeln, dem ein Fürst zwang, ins Grosse zu malen. Uebrigens hat dieses Gemälde auch sogar viel schreckliches nicht; Ausser einer kurzen Beschreibung des wütenden Wassers, findet man bloß die Empfindungen eines tugendhaften Paares, welches sich noch auf dem einzigen emporstehenden Berg gerettet hatte, und zuletzt von den Wellen verschlungen wird. Man würde sie angemessen finden, wenn uns nicht die heilige Schrift ausdrücklich meldete, daß Gott die wenigen Menschen, die bey dem allgemeinen Verderben, seiner Gnade würdig waren, in der Arche sorg-

fältig

fältig erhalten habe. — Daher wird sich dieses Gemälde allenfalls nur in eine Provincialsündfluth schicken.

Vielleicht ist es dem folgenden Gedichte einverleibet gewesen, und bey reiferer Ueberlegung als ein überflüßiger Zweig abgeschnitten worden.

Der Beschluß folgt künftig.

Welch ein vortreflich Gemälde! Und ich versichere Sie doch, daß dieser Stelle noch sehr viele in diesem Gedichte an Schönheit gleich sind. Einer Ihrer Freunde, auf dessen Urtheil Sie und die Welt nicht wenig zu achten pflegen, hat in einer mündlichen Unterredung, in der wir uns einst das Vergnügen mittheilten, das wir aus diesem Gedichte geschöpfet haben, den Stab mit Blumenkränzen getadelt, den Amor aus dem Nachen wachsen läßt. Es schien dis zu wunderbar und ausserdem schienen Blumenkränze nicht allzuwohl die Stelle der Segel vertreten zu können. Ich gestehe daß ich in den ersten Augenblicken selbst dieser Meinung war; Es dünkte mir sehr leicht dieses Wunder etwas natürlicher zu machen. — Wenn der Jüngling seinen Hirtenstab am Kahn befestigte und sein Oberkleid, damit er desto bequemer rudern könnte, daran hienge, so könnte hernach Amor dieses flatternde Gewand unten mit Blumen befestigen, damit es einem Segel ähnlich wäre, worin die Zephirs sanft bliesen; der Jüngling würde daraus nicht weniger die Gegenwart eines Gottes erkannt

erkannt haben. — So dachte ich; aber bey reiferer Ueberlegung, gefällt mir der mit Blumen bekränzte Stab doch besser. Es möchte die vorgeschlagene Verbesserung vielleicht allzugekünstelt scheinen. Auf dem von tausend Zephirn geglättetem Meere, war kein Segel nöthig, und da alle Erfindungen nur nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden, so möchte es wohl zu viel scheinen, wenn bey der ersten Erfindung eines Nachens auch zugleich das Segel erfunden worden wäre. Der bekränzte Stab war ein Zeichen der Gegenwart und des Wohlwollens einer Gottheit, welches die Zuversicht einflössen konnte, die derjenige wol nöthig hätte, der sich zuerst auf das wilde Meer wagte. Dieser mit fliegenden Blumen bekränzte Stab kann leicht den Nachkommen zur Erfindung der Segel Gelegenheit gegeben haben. Und es bleibt immer eine artige Nebenidee, daß die Segel, durch deren Hülfe wir noch itzt das Meer beschiffen, von dem Zeichen ihren Ursprung genommen, durch welches der Gott der Liebe, das Herz des ersten Schiffers mit Zutrauen erfüllte.

Die

Geschichte der Ueberschwemmung und das Schicksal des Mylons hatte erzählen hören; Man hatte ihm auch die Schönheiten, die Melida als ein Kind besessen, gerühmet. Diese Geschichte machte in ihn grossen Eindruck, hiezu kam, daß ihm ein Traum die Insel und Meliden vorstellte, und ihn, wie er übers Meer schwebte um ihr zu Hülfe zu kommen. Nunmehr bekämpfte er seine Liebe umsonst, und gieng öfter ans Ufer um nachzusinnen. Als er so einsmahls saß, so sah er etwas nach dem Ufer treiben; es war ein von Alter ausgehölter Baum und darin ein Kaninchen, welches für der Verfolgung eines Feindes darin Schutz gesucht hatte. Voll Freuden über diese Entdeckung beschloß er den Stamm so weit auszuhölen, daß er selbst darin sitzen könnte; aber er bemerkte, daß er sich auf solche Art nur von den Wellen treiben lassen mußte, und seine Reise nicht nach Belieben lenken konnte. Er besann sich daß der Schwan mit seinen Füssen seinen Lauf lenkt; Er beschloß sich also hölzerne Füsse oder Ruder zu machen. Und nach vielen vergeblichen Versuchen, gelang

es ihm endlich seinen Nachen ins Meer zu lenken, und glücklich wieder ans Ufer zurück zu kehren.

Ungefehr hatte Amor bey der Arbeit immer seinen Muth befeuert; itzt flog er zu der Höle des Aeolus und bat ihn alle Winde einzuschliessen bis an den Abend die Sonne wieder ins Meer gehe, und ihm hingegen tausend Zephirn zu geben, daß sie seinen Befehlen so lange gehorchten. Als er seiner Bitte gewähret worden, flog er schnell dem Ufer zu, wo er den Jüngling voll froher Ahndungen sah. Die hierauf folgende Beschreibung der Haupthandlung in diesem Gedicht ist werth daß ich sie Ihnen als ein Beispiel der vortreflichen Ausführung in diesem Gedichte hersetze:

„Still und sanft zwitzerte das Meer in der „kommenden Morgensonne, und heller, als „sonst, sah er die gegen über stehende Insel; „das Ufer ertönte von dem Gesange der Vögel, „und zwo wilde Dauben flogen über seinem

„Haupt

„Hafen hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde
„lispelten am schattenreichen Ufer; so sanfte Stil-
„le war auf dem Meer und an den erwartenden
„Ufern, als die Göttin Venus in blendender
„Schönheit aus dem Meerschaum entstand; da
„sah der helle Himmel und das grüne Meer
„und die Ufer in feyerlicher Entzückung auf das
„werdende Wunder, die Winde lagen erstaunt
„auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephyr
„küßten die Göttin und jede werdende Schön-
„heit. Von neuem befeuert itzt Amor seine
„Kühnheit und seine Liebe; und itzt stieg er in
„den Nachen. O du Herrscher des Meeres,
„Neptun, (so rief er) Götter und Göttinnen,
„die ihr die Meere bewohnet, o seyd meinem
„kühnen Unternehmen gewogen! Nicht Troß,
„nicht sträflicher Stolz; nein Liebe, die ein
„Gott in meinen Busen legte, und tugendhaf-
„tes Verlangen, auf gefährlichem Wege Noth-
„leidenden Hülfe zu bringen, hat mich zu so
„kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt
„glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du,
„der diese Liebe entflammet hat, verlaß, o ver-

 laß

„laß mich itzt nicht, du hast zuerst den kühnen
„Gedanken in mein Gemüthe gelegt!

„Plötzlich als er noch sprach, ließ Amor aus
„seinem Nachen einen hohen Stab empor wach-
„sen, von dessen oberster Spitze Blumenkränze
„in der Luft gegen der Insel hinflogen. Denn
„er hatte den Zephirs befohlen, in die Blumen-
„kränze zu wehen, und vom Ufer her die Wel-
„len gegen den Hintertheil des Nachen zu schla-
„gen; andere mußten vor ihm her die Wellen
„zertheilen, und den flüßigen Weg ebnen; und
„andern befahl er, den Jüngling bey seiner
„Arbeit zu kühlen. Itzt sah es der Jüngling
„mit heiligem Erstaunen, daß ein Gott ihm bey-
„steht, und stieß voll hohen Muthes vom Ufer,
„und Amor flog ihm unsichtbar, hoch über sei-
„nem Nachen vor ihm her. Aus der Tiefe her-
„auf und von fernen Ufern kamen die Tritonen,
„die Söhne des Neptun, und schilfbekränzte
„Töchter des Nereus; in plätschernden Spielen
„schwammen sie in weitem Kreis um ihn her,
„in freudigem Erstaunen über den kühnen

Sterb-

„Sterblichen, der, der erst es wagt, im kleinen
„Schiffe dem weiten Meer sich zu vertrauen.
„O sey beglückt! (so sangen sie) Gefahrlos sey
„deine Reise, kühner Jüngling! Dich wird die
„Liebe belohnen, sie, die so erfindsam dich macht,
„so kühn, in kleiner Schale des gehöleten Stam=
„mes auf die Fluthen des Meeres dich zu wa=
„gen. Wie schön schwimmst du daher, mit
„flatternden Blumenkränzen auf schimmernden
„Wellen daher, wie der majestätische Schwan,
„mit künstlich lenkenden Füssen. Zwar Amor
„flieget vor dir; der muß glücklich seyn, den
„die Liebe in ihren Schutz nimmt. Empfangt
„ihn unverletzt ihr Schatten der Insel! dort
„soll er den Lohn, den süssesten Lohn der kühnen
„Erfindung empfangen. Wir sehens, o wir
„sehen in der Zukunft deine verbesserte Kunst!
„Nationen decken mit Fahrzeug den Ocean,
„und schwimmen zu fernen Nationen; Völker
„ungleich an Sitten, durch ganze Meere geson=
„dert; empfangen sich erstaunt am friedsa=
„men Ufer; sie holen und bringen sich fremde
„Schätze, und Ueberfluß und Wissenschaft und

 „neue

„neue Künste. Auf unwirthbaren Meeren findt
„dann der Schiffer den ungepfadeten Weg, und
„schwimmt auf unermeßlicher Tiefe. Er trotzet
„kühn dem tobenden Sturm, wenn Himmel und
„Meer wüten, und ungeheure Wellen mit
„seinem Fahrzeug spielen. So kühn und er-
„findsam ist Prometheus Geschlecht; Feuer
„der Götter lodert in ihrem Busen, und don-
„nernde Gefahr befeuert den unaufhaltsamen
„Muth.

„So sangen die Nymphen und Meergötter im
„plätschernden Danz um den Nachen her, an-
„dre bliesen auf ihrem Muschelhorn harmonisch
„zum Lied. So schwamm er glücklich dahin,
„und glücklich kam er ans Ufer, das mit hü-
„pfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn
„empfieng; itzt sprang er freudig aus dem Na-
„chen, und zog ihn ans sichere Ufer; dann dankt
„er den Göttern, die so gnädig sein kühnes Un-
„ternehmen schützten.„

Welch

Welch ein vortreflich Gemälde! Und ich versichere Sie doch, daß dieser Stelle noch sehr viele in diesem Gedichte an Schönheit gleich sind. Einer Ihrer Freunde, auf dessen Urtheil Sie und die Welt nicht wenig zu achten pflegen, hat in einer mündlichen Unterredung, in der wir uns einst das Vergnügen mittheilten, das wir aus diesem Gedichte geschöpfet haben, den Stab mit Blumenkränzen getadelt, den Amor aus dem Nachen wachsen läßt. Es schien dis zu wunderbar und ausserdem schienen Blumenkränze nicht allzuwohl die Stelle der Segel vertreten zu können. Ich gestehe daß ich in den ersten Augenblicken selbst dieser Meinung war; Es dünkte mir sehr leicht dieses Wunder etwas natürlicher zu machen. — Wenn der Jüngling seinen Hirtenstab am Kahn befestigte und sein Oberkleid, damit er desto bequemer rudern könnte, daran hienge, so könnte hernach Amor dieses flatternde Gewand unten mit Blumen befestigen, damit es einem Segel ähnlich wäre, worin die Zephirs sanft bliesen; der Jüngling würde daraus nicht weniger die Gegenwart eines Gottes erkannt

erkannt haben. — So dachte ich; aber bey reiferer Ueberlegung, gefällt mir der mit Blumen bekränzte Stab doch besser. Es möchte die vorgeschlagene Verbesserung vielleicht allzugekünstelt scheinen. Auf dem von tausend Zephirn geglättetem Meere, war kein Segel nöthig, und da alle Erfindungen nur nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden, so möchte es wohl zu viel scheinen, wenn bey der ersten Erfindung eines Nachens auch zugleich das Segel erfunden worden wäre. Der bekränzte Stab war ein Zeichen der Gegenwart und des Wohlwollens einer Gottheit, welches die Zuversicht einflössen konnte, die derjenige wol nöthig hätte, der sich zuerst auf das wilde Meer wagte. Dieser mit fliegenden Blumen bekränzte Stab kann leicht den Nachkommen zur Erfindung der Segel Gelegenheit gegeben haben. Und es bleibt immer eine artige Nebenidee, daß die Segel, durch deren Hülfe wir noch itzt das Meer beschiffen, von dem Zeichen ihren Ursprung genommen, durch welches der Gott der Liebe, das Herz des ersten Schiffers mit Zutrauen erfüllte.

Die

Die Vereinigung der beiden Liebenden müssen Sie selbst nachlesen, denn wenn ich alles Schöne Ihnen mittheilen wollte, müßte ich das ganze Gedicht abschreiben. Am Ende bringt der Dichter einen kleinen aber vortreflichen Zug an. „Ihre Enkel, sagt er, vervollkommeten die „Kunst das Meer zu beschiffen. Am Ufer der „Insel bauten sie eine volkreiche Stadt, und „hiessen sie Cithera; Hohe Thürme und Tempel „warfen ihren Schimmer weit in das Lakoni„sche Meer; der Schönste von allen war der „Liebe geheiliget.„ Wie wichtig und interessant wird durch diesen Umstand nicht die kleine Hütte des Mylons.

Den Rest dieses Bandes nehmen einige Idyllen ein, und ein kleines Gedicht, die Nacht betitelt, so sonst schon besonders gedruckt gewesen. Man findet auch einige versificirte Lieder, die nicht ohne Schönheiten sind; Doch muß ich gestehen, daß mir keines sowohl gefällt, als dasjenige, das Evander und Alcimna in dem Schäferspiele dieses Namens singen: Ich hätte Ihnen dieses

niedliche

niedliche Liedgen gleich oben anführen sollen. Doch hier ist es noch. —

Alcimna.

Was bin ich, mein Geliebter!
Was ohne dich?
Was ohne Thau und Sonne
Die Blüthen sind.

Sie trauren da, und sterben,
Der Frühling traurt;
Und Munterkeit und Freude
Fliehn von der Trift.

Evander.

Mir ist, mir ist die Liebe
In deinem Arm,
Was Morgenthau und Sonne
Den Blüthen sind.

Sie schmücken jede Staude,
Der Frühling lacht;
Und Munterkeit und Freude
Umhüpft die Trift.

Beyde

geschoben worden, so matt schleicht es einher, so alltäglich sind die Gedanken, so abgenützet die Wendungen. Es scheint überhaupt, daß dieses Stück, so wie einige andre in der Reyhe, die Sprache der Wochenblätter rede, und Sie kennen diese Sprache. Ich habe aus dem ganzen Wuste vielleicht die einzige gute Wendung, die ich darunter angetroffen, für Sie ausgelesen. Sie kömmt in einem Stücke vor, auf dessen Beurtheilung, im Ganzen betrachtet, sich einzulassen von unsern Absichten entfernet seyn dürfte. Die Stelle ist also: S. 290.

„Ich weiß es, meine Freundin, sie würden „der Verstorbenen ihr Glück gerne gönnen — „wann die Seelige nur nicht ihre so zärtlich ge„liebte, so treu und genau verbundene Herzens„freundin gewesen wäre: da aber dieses eben „die Hauptfrage ist, welche ihnen in der jetzi„gen höhern Schule (der Prüfung) zu beant„worten aufgegeben worden: so lassen sie es „uns dismal machen, wie die Kinder, welche

Wie sie des Frühlings Wonne
Entzücket sieht,
So, seh' ich deine Wonne,
Bin ich entzückt.

Beyde.

Dich will ich ewig lieben,
Das schwör ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör es bey den Fluren
Beym heil,gen Hain!

S.

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern „tändeln, und spielen, machen diesen kleinen „Lieblingen zuweilen das Vergnügen, sie auf ih„re Schultern zu heben, da dann das Kleine „einen langen Hals macht, und sich das Lo„sungswort: Gros! Gros! mit freudigem „Zappeln zurufen läßt. Ich vermeyne allemal „einen solchen Knaben auf einer hohen Schul„ter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton „sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö„gen, Stimme und alles, groß und nur der „Geist das kleinste am ganzen Manne ist.„ Die Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzuwenden, ist glücklich; aber die Anwendung ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser hat sich durch ein Sinngedicht und durch den andern Gedanken: minima pars puellae sui, von seinem eigenen Denken abbringen lassen. Dergleichen Verführungen fallen oft vor: man läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß man sich es recht bewußt wird, und verläßt darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

Moserschen Schriften Nachricht zu geben. Wir wollen zusammen aufsuchen, wo die erstern Spuren von dem Verfasser des Herrn und Dieners vorhanden sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 19. April 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und neun und siebenzigsten Briefes.

Ich finde in dem ersten Stücke: der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes bey Hofe, nicht eher als auf der 48. S. eine Stelle, die diesen Verfasser verräth; „Vor „blossen Bauchpfaffen, sagt ein grauer Hofmann zu seinem jungen Vetter, „vor solchen „Pfaffen hütet euch so lange und so viel es mög„lich ist; meidet ihre Bekanntschaft, redet von „ihnen weder gutes noch böses; überlaßt sie „Gott und ihrer dereinstigen Verantwortung, „begegnet ihnen übrigens mit der ihrem Stand „gehörigen Achtung, und beweiset ihnen gele„genheitlich alle diejenige Pflichten des Bandes „der menschlichen Gesellschaft, die ihr auch dem

„Esel eures Nächsten, der in Brunnen gefallen,
„erweisen würdet. Die unangenehme Begeben-
„heiten, die ich mit diesem Geschlechte während
„meines Consistorialpräsidii erdulden müssen,
„können euch Warnung genug seyn, wenn ihr
„anders nicht lieber erst durch eigenen Schaden
„klug werden wollet.„

Weit stärker ist schon die Stelle S. 67.

„Ich gieng in mich selbst, woher bey einem
„Fürsten aller Rath vergebens und die besten
„Anschläge zu Wasser würden, der Herr führte
„mich ins Heiligtum; mir wars, als sähe ich
„die Bücher der Menschheit vor mir liegen,
„und in denenselben aufgezeichnet: Blutschul-
„den, Vergiftungen, Ehebrüche, heimliche
„Morde und andre Greuel, nebst Millionen
„Seufzer, die unausgelöscht waren. Ein En-
„gel schiene in diesen ewigen Augenblicken im-
„mer neue Striche hinzuzusetzen, und ein Strich
„begriffe wohl tausend Seufzer armer Wittwen
„und gedruckter Waysen. Es wurde mir noch
„mehr entdeckt, ich erfuhr alle die Arbeit, wel-
„che

„ehe der Geist des lebendigen Gottes an die
„Seele meines Fürsten gewendet hatte, ihn zu
„einem Knechte Gottes zuzubereiten. Ich sahe
„auf einem besondern Blatte die Sünden wider
„die Majestät verzeichnet, deren eine Menge
„war. Noch viel mehrers wurde mir in diesen
„Stunden der Anbetung entdecket. Ich legte
„meinen Mund in den Staub, und ärgerte
„mich nicht mehr über das Glück der Gottlosen,
„denn ich sahe ihr Ende.„

Der volle Styl des Hrn. v. M. kömmt in dem Stücke zum Vorschein, daß den Titel führet: Patriotische Gedanken über die Staatsfreygeisterey. Sie sehen wohl daß es nur auf unsre deutsche Staatsverfassung geht, und eigentlich die praktische Staatsfreygeisterey betrift, die in der Ausübung an die Gesetze, welche die schwächlichen Stände binden, nicht mehr wollen gehalten seyn. Ich müßte das ganze Stück abschreiben, das vielleicht das beste und neueste in der Sammlung ist, wenn ich alles Gute auszeichnen wollte. Ich will es

also ihnen selbst lieber überlassen, nur die Stelle aus einer Schrift des Kanzlers Ludewig kann ich nicht überschlagen, da ich mich würklich gewundert habe, eine gewisse Art des Witzes, die ich für neuer hielte, bey ihm anzutreffen.

S. 134. „Wer einem Reichsfürsten dienet, „von dem erwartet man keine Sachen, die zur „Verkleinerung der Landeshoheitlichen Vorrechte dienen. Wie hingegen sich die Reichsstände nicht ärgern, wann ein Professor zu „Prag oder Wien einen auch übermäßigen Eifer über den kayserlichen Vorrechten spühren „läßt. — Jeder hält bey seinem Haufen und „Fahne, darauf er geschworen, und borget „sodann, wiewohl in seiner Maasse, dem heil. „Apostel seine Entschuldigungen und die Worte „ab: „Thun wir zu viel, so thun wir es dem „Herrn.„

Auf dieses gute Stück folget zunächst eines, das Gedächtniß betitelt, von dem man schwören sollte, daß es dem Hrn v. Moser unterschoben

geschos

geschoben worden, so matt schleicht es einher, so alltäglich sind die Gedanken, so abgenützet die Wendungen. Es scheint überhaupt, daß dieses Stück, so wie einige andre in der Reyhe, die Sprache der Wochenblätter rede, und Sie kennen diese Sprache. Ich habe aus dem ganzen Wuste vielleicht die einzige gute Wendung, die ich darunter angetroffen, für Sie ausgelesen. Sie kömmt in einem Stücke vor, auf dessen Beurtheilung, im Ganzen betrachtet, sich einzulassen von unsern Absichten entfernet seyn dürfte. Die Stelle ist also: S. 290.

„Ich weiß es, meine Freundin, sie würden „der Verstorbenen ihr Glück gerne gönnen — „wann die Seelige nur nicht ihre so zärtlich ge„liebte, so treu und genau verbundene Herzens„freundin gewesen wäre: da aber dieses eben „die Hauptfrage ist, welche ihnen in der jetzi„gen höhern Schule (der Prüfung) zu beant„worten aufgegeben worden: so lassen sie es „uns dismal machen, wie die Kinder, welche

„sich manchmal ihre Lektion untereinander
„aufsagen, um in der Probe vor dem Lehr-
„meister desto fertiger bestehen zu können.„

Die Wendung hat mir sehr wohl gefallen: wenn sie nicht neu ist: so hat sie doch immer den Vortheil, daß sie nicht abgenützet ist, und den folgenden Betrachtungen einen guten Anstand verschaffet.

Ich will Ihnen noch ein drey oder vier andrer Stellen hersetzen, die mir schön und gut vorgekommen sind, und hernach werde ich einen paradoxen Satz des Verfassers prüfen.

S. 350. „Die kleinen Geister machen auch
„Lärmen in der Welt, ohngefähr so, als wenn
„ein leerer Wagen durch die Strassen rennt:
„die grosse Geister gehen ofte ihren Gang stille
„und langsam fort, gleich einer Uhr, ohne Ge-
„räusche, wenn sie aber erst anschläget: so be-
„deutet es was.„ Welche Vergleichung!

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern „tändeln, und spielen, machen diesen kleinen „Lieblingen zuweilen das Vergnügen, sie auf ih„re Schultern zu heben, da dann das Kleine „einen langen Hals macht, und sich das Lo„sungswort: Gros! Gros! mit freudigem „Zappeln zurufen läßt. Ich vermeyne allemal „einen solchen Knaben auf einer hohen Schul„ter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton „sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö„gen, Stimme und alles, groß und nur der „Geist das kleinste am ganzen Manne ist.„ Die Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzuwenden, ist glücklich; aber die Anwendung ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser hat sich durch ein Sinngedicht und durch den andern Gedanken: minima pars puellae sui, von seinem eigenen Denken abbringen lassen. Dergleichen Verführungen fallen oft vor: man läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß man sich es recht bewußt wird, und verläßt darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

 S. 364.

Wie sie des Frühlings Wonne
Entzücket sieht,
So, seh' ich deine Wonne,
Bin ich entzückt.

Beyde.

Dich will ich ewig lieben,
Das schwör ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört Nymphen, hört die Schwüre!
Ich schwör es bey den Fluren
Beym heil;gen Hain!

S.

Zwey

Zwey hundert und neun und siebenzigster Brief.

Man kann sagen, daß der Hr. v. Moser schnell auf der schriftstellerischen Laufbahne fortgehe. Es erscheint von ihm eine Sammlung *) kleinerer schon gedruckten Schriften, und vor dieser Sammlung sein Bildniß in Kupfer. Nach unserer gelehrten Verfassung in Deutschland, sind diese beyden Umstände Merkmale, daß man schon die erste Erndte des erworbenen Ruhmes in die Scheunen gebracht habe. Mir ist es ungemein lieb, diese Sammlung, wobey die Zeit der ersten Ausfertigung eines jeden Stückes genau bemerkt ist, gesehen zu haben: denn nichts ist vortheilhafter, als dem allmähligen Wachstume eines guten Genies zu zu sehen, und den Zeitpunkt zu bemerken, worinn seine Schreibart endlich die Festigkeit des Eigentümlichen erlanget hat. Dieß ist auch der einzige Grund, der mich bewegt, ihnen von diesen Moser-

*) Fr. Carls v. Moser gesammlete moralische und politische Schriften, erster Band, Frankfurt am Mayn bey Gebhard 1763.

Moserschen Schriften Nachricht zu geben. Wir wollen zusammen aufsuchen, wo die erstern Spuren von dem Verfasser des Herrn und Dieners vorhanden sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

schen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein anders, über die Gleichgültigkeit in Religionssachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Moserisch als die obigen Wochenblätter Stücke. Dis war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Ynkle und Yariko, das heißt, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moser erkläret sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondre Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bißher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

„Esel eures Nächsten, der in Brunnen gefallen,
„erweisen würdet. Die unangenehme Begeben=
„heiten, die ich mit diesem Geschlechte während
„meines Consistorialpräsidii erdulden müssen,
„können euch Warnung genug seyn, wenn ihr
„anders nicht lieber erst durch eigenen Schaden
„klug werden wollet.„

Weit stärker ist schon die Stelle S. 67.

„Ich gieng in mich selbst, woher bey einem
„Fürsten aller Rath vergebens und die besten
„Anschläge zu Wasser würden, der Herr führte
„mich ins Heiligtum; mir wars, als sähe ich
„die Bücher der Menschheit vor mir liegen,
„und in denenselben aufgezeichnet: Blutschul=
„den, Vergiftungen, Ehebrüche, heimliche
„Morde und andre Greuel, nebst Millionen
„Seufzer, die unausgelöscht waren. Ein En=
„gel schiene in diesen ewigen Augenblicken im=
„mer neue Striche hinzuzusetzen, und ein Strich
„begriffe wohl tausend Seufzer armer Wittwen
„und gedruckter Waysen. Es wurde mir noch
„mehr entdeckt, ich erfuhr alle die Arbeit, wel=
„che

„ehe der Geist des lebendigen Gottes an die
„Seele meines Fürsten gewendet hatte, ihn zu
„einem Knechte Gottes zuzubereiten. Ich sahe
„auf einem besondern Blatte die Sünden wider
„die Majestät verzeichnet, deren eine Menge
„war. Noch viel mehrers wurde mir in diesen
„Stunden der Anbetung entdecket. Ich legte
„meinen Mund in den Staub, und ärgerte
„mich nicht mehr über das Glück der Gottlosen,
„denn ich sahe ihr Ende.„

Der volle Styl des Hrn. v. M. kömmt in dem Stücke zum Vorschein, daß den Titel führet: Patriotische Gedanken über die Staatsfreygeisterey. Sie sehen wohl daß es nur auf unsre deutsche Staatsverfassung geht, und eigentlich die praktische Staatsfreygeisterey betrift, die in der Ausübung an die Gesetze, welche die schwächlichen Stände binden, nicht mehr wollen gehalten seyn. Ich müßte das ganze Stück abschreiben, das vielleicht das beste und neueste in der Sammlung ist, wenn ich alles Gute auszeichnen wollte. Ich will es

also ihnen selbst lieber überlassen, nur die Stelle aus einer Schrift des Kanzlers Ludewig kann ich nicht überschlagen, da ich mich würklich gewundert habe, eine gewisse Art des Witzes, die ich für neuer hielte, bey ihm anzutreffen.

S. 134. „Wer einem Reichsfürsten dienet, „von dem erwartet man keine Sachen, die zur „Verkleinerung der Landeshoheitlichen Vor„rechte dienen. Wie hingegen sich die Reichs„stände nicht ärgern, wann ein Professor zu „Prag oder Wien einen auch übermäßigen Ei„fer über den kayserlichen Vorrechten spühren „läßt. — Jeder hält bey seinem Haufen und „Fahne, darauf er geschworen, und borget „sodann, wiewohl in seiner Maasse, dem heil. „Apostel seine Entschuldigungen und die Worte „ab: „Thun wir zu viel, so thun wir es dem „Herrn.„

Auf dieses gute Stück folget zunächst eines, das Gedächtniß betitelt, von dem man schwören sollte, daß es dem Hrn v. Moser unter-

gescho-

Hr. v. Moser giebt im Verfolge dieser Materie noch eine unrichtige Erklärung vom ausserordentlichen Geiste. „Ein Mann, der nicht „grösser ist, als seine Zeit, ist noch ein gemeiner Geist.„ Es ist wahr, daß einige ausserordentliche Geister über ihre Zeit erhaben gewesen: aber gewiß sind es nicht alle gewesen. Alexander und Cäsar waren nicht über ihre Zeiten erhaben: ich zweifle, ob Newton und Leibniz. — Wir müssen nemlich nur erst wissen, was die Zeit heisse, darinn ein Mann lebt. Sie ist, deucht mir, nichts anders als der Inbegrif aller derer Gelegenheiten, aller derer Kenntnisse, aller derer Freyheiten zum Denken, Reden und Handeln, die durch die Ruhe, die Ausbreitung der Wissenschaften, die Regierungsformen und Religionen und die daraus zum Theil mit entspringende Sitten bestimmet werden. So war Peter der Grosse grösser als seine Zeit auf Rußland eingeschränkt, aber nicht grösser als seine Zeit in Absicht auf ganz Europa. Der Cardinal Ximenes, der Lord Verulam,

„sich manchmal ihre Lektion untereinander „aufsagen, um in der Probe vor dem Lehr„meister desto fertiger bestehen zu können.„

Die Wendung hat mir sehr wohl gefallen: wenn sie nicht neu ist: so hat sie doch immer den Vortheil, daß sie nicht abgenützet ist, und den folgenden Betrachtungen einen guten Anstand verschaffet.

Ich will Ihnen noch ein drey oder vier andrer Stellen hersetzen, die mir schön und gut vorgekommen sind, und hernach werde ich einen paradoxen Satz des Verfassers prüfen.

S. 350. „Die kleinen Geister machen auch „Lärmen in der Welt, ohngefähr so, als wenn „ein leerer Wagen durch die Strassen rennt: „die große Geister gehen ofte ihren Gang stille „und langsam fort, gleich einer Uhr, ohne Ge„räusche, wenn sie aber erst anschläget: so be„deutet es was.„ Welche Vergleichung!

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern „tändeln, und spielen, machen diesen kleinen „Lieblingen zuweilen das Vergnügen, sie auf ih„re Schultern zu heben, da dann das Kleine „einen langen Hals macht, und sich das Lo„sungswort: Gros! Gros! mit freudigem „Zappeln zurufen läßt. Ich vermeyne allemal „einen solchen Knaben auf einer hohen Schul„ter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton „sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö„gen, Stimme und alles, groß und nur der „Geist das Kleinste am ganzen Manne ist.„ Die Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzuwenden, ist glücklich; aber die Anwendung ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser hat sich durch ein Sinngedicht und durch den andern Gedanken: minima pars puellae sui, von seinem eigenen Denken abbringen lassen. Dergleichen Verführungen fallen oft vor: man läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß man sich es recht bewußt wird, und verläßt darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

S. 364. „Es ist wohl eine der nothwendig„sten Pflichten gegen sich selbst, und eine große „Wohlthat vor Gott, zu erfahren und über„zeugt zu werden, welches die eigentliche Be„stimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, „und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten „von Gott ausersehen worden.„ Ich setze die„sen Gedanken bloß wegen seiner ungemeinen Brauchbarkeit hieher. Wie viele Verbindlich„keit würde man gegen den Schriftsteller ha„ben, der uns diese Erfahrungen richtig anstel„len lehrte!

„Ein Narr kömmt allemal zu früh, ein Weiser „kömmt niemals zu spät und ein Christ zu aller „Zeit recht in die Welt. Einem Narren ist die „Welt überall weit genug, einem Weisen ist „sie oftmals zu enge; dem Christen ist sie just „recht, weil er nur einen schmalen Pfad braucht, „um wieder aus derselben hinauszukommen. „Ist denn aber ein Christ nicht weise? aller„dings, er ist hochweise.„ (Daraus folgt, daß die

sehen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein anders, über die Gleichgültigkeit in Religionssachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Möserisch als die obigen Wochenblätter Stücke Dis war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Ynkle und Yariko, das heißt, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Möser erkläret sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondre Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bisher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

aller Dinge sein Platz auf dem Erdboden, und seine Stunde, in der er auf demselben erscheinen und dann wieder abtreten solle, angewiesen sey; so bin ich der erste der ihm darinn beyfällt: und weil Gott alles am besten ordnet: so erscheint freylich jeder zur besten Zeit, jeder zu der Zeit, die in Absicht auf das Ganze für ihn die vortheilhafteste ist. Diß hindert zwar auch nicht, daß viele durch übeln Gebrauch der Umstände ihrer Zeit, Gaben, die sie hätten ausüben gekonnt, ungenützet lassen; allein dafür werden sie auch zur Rechenschaft gefordert werden.

In diesem Verstande kömmt der Christ zur rechten Zeit, der Weise zur rechten Zeit, der Thor, der Dummkopf, jeder zur rechten Zeit in die Welt. Jedem ist sein Platz von Ewigkeit her angewiesen. Keinem kann die Welt weder zu enge noch zu weit seyn. *)

Worüber

*) Dem thörichten Jakob in England war diese Welt so angemessen als Wilhelmen von Oranien: und Maria von Schottland fand sie gewiß unbequemer als die englische Elisabeth.

Worüber streiten wir uns denn? darüber: ob der alte Ausspruch wahr sey: quantum interest, in quae tempora cuiusque virtus inciderit! Und was will man damit eigentlich sagen? Ein gewisser Mensch mit allen seinen Fähigkeiten, die er in einer gewissen Zeit, das ist unter einem gewissen Zusammenflusse äußerer von ihm unabhängiger Umstände an den Tag gelegt; ein solcher Mensch sey nun einmal angenommen: würde derselbe zu einer andern Zeit, unter andern Umständen, eben diese Fähigkeiten in eben diesem Grade zur Ausübung gebracht haben? Anders vorgetragen: Können äußre Umstände verursachen, daß bald diese bald jene Fähigkeit bey einem Menschen eher zum Vorschein komme? Wird der Saamen zur nämlichen Pflanze unter verschiedenen Himmelsstrichen gleich gut fortkommen? Würde Luther zu andern Zeiten haben Luther seyn können? Er lebte unstreitig zur besten Zeit, kam zur rechten Zeit in die Welt: aber worinn bestand diese rechte Zeit? In der Vorbereitung solcher Umstände die gewiß nicht von ihm abgehänget hatten.

Hun-

hundert Jahre früher, alles so gelassen, wie es war, die nämlichen Fähigkeiten in seiner Seele, würde er nichts oder doch nicht so viel ausgerichtet haben. Wenn man also sagt: jemand habe zur unrechten Zeit gelebt: so heißt dieses nicht die Einrichtung Gottes tadeln; sondern so viel: bey Seite gesetzt was wir nicht ergründen können: Dieser Mann, der mit allen roh und unbearbeitet an ihm erblickten Gaben, zu seiner Zeit sich nicht empor zu schwingen vermocht hat, würde mit den nämlichen Gaben zu einer andern Zeit die grössesten Dinge ausgerichtet haben. Columb würde zur Zeit der Kreuzzüge bloß nach Jerusalem gegangen seyn, und unstreitig sind zur damaligen Zeit Columben-Embryonen vorhanden gewesen.

Cromwell, ich traue mir es nicht zu, zu sagen, was er in andern Zeitläufen würde geworden seyn. Vielleicht nichts: oder der Stifter der Herrnhuter. — Man braucht dergleichen Redensarten in der Geschichte, weil man ihrer

darinn

che Erläuterung unzulänglich, und manche Ausführung gebrechlich und mangelhaft seyn werde. Er wird sich auch gerne prüfen lassen, und bessern Unterricht gelehrig annehmen. Ein Verfasser, der sich in seiner Vorrede so ankündiget, verdient es, gelesen und geprüft zu werden.

Die Schrift selbst enthält den Beweißgrund, den grossen Nutzen desselben; und die Gründe, warum kein anderer Beweißgrund zu einer Demonstration für das Daseyn Gottes möglich sey.

Die Bescheidenheit des Verfassers macht auf gleich bescheidene Prüfung seiner Gedanken Anspruch; was ist billiger, als sie ihm zu erwiedern?

Er fängt mit dem Begrif des Daseyns an, zu dessen genauern Definition er richtigere Merkmale liefern will. Das Daseyn, sagt er S. 4. ist gar kein Prädikat oder Determination von irgend einem Dinge, denn Gott kann ein blos mögliches Ding in allen seinen individuellen Bestimmungen, die es nach seinen möglichen

auf einmal aller derer verhaßten politischen und historischen Untersuchungen loß, an die sie sich nicht wagen dürfen, und die ihre fromme Ausrufungen, Träumereyen und Uebertreibungen mitleidswürdig oder verächtlich machen. Auf der andern Seite würden es die frechen Läugner der Vorsehung eben so gerne als wahr erschleichen, daß blos eine ohngefähre Verbindung solcher Stücke, welche Situationen ausmachen; und blos die Erziehung, die man von den Sachen erhält, einen ausserordentlichen Mann erschaffen, ohne vernünftige Absicht, warum er vielmehr zu dieser als zu einer andern Zeit sein Daseyn auf dieser Erde geniesset. Diese irrige Behauptung hat uns mit einer Menge ungegründeter Urtheile besonders über die wichtige Begebenheit der Kirchenverbesserung überschwemmet, die in unserm Jahrhunderte eben so seltsam an ihrem Ende aussehen, als an dem einem Ende im 16ten Jahrhunderte die darüber gefällete Urtheile.

Hr. v. Moser giebt im Verfolge dieser Materie noch eine unrichtige Erklärung vom ausserordentlichen Geiste. „Ein Mann, der nicht „grösser ist, als seine Zeit, ist noch ein gemei„ner Geist.„ Es ist wahr, daß einige ausserordentliche Geister über ihre Zeit erhaben gewesen: aber gewiß sind es nicht alle gewesen. Alexander und Cäsar waren nicht über ihre Zeiten erhaben: ich zweifle, ob Newton und Leibniz. — Wir müssen nemlich nur erst wissen, was die Zeit heisse, darinn ein Mann lebt. Sie ist, deucht mir, nichts anders als der Inbegrif aller derer Gelegenheiten, aller derer Kenntnisse, aller derer Freyheiten zum Denken, Reden und Handeln, die durch die Ruhe, die Ausbreitung der Wissenschaften, die Regierungsformen und Religionen und die daraus zum Theil mit entspringende Sitten bestimmet werden. So war Peter der Grosse grösser als seine Zeit auf Rußland eingeschränkt, aber nicht grösser als seine Zeit in Absicht auf ganz Europa. Der Cardinal Ximenes, der Lord Verulam,

lam, waren grösser als ihre Zeiten; der grosse Corneille ebenfalls; aber Cromwell war gewiß in Absicht auf das was ihn ausgezeichnet, und was er verrichtet hat, nicht grösser als seine Zeit, ob schon grösser als seine Zeitgenossen.

Der Beschluß folgt künftig.

können auch keine Vorstellung von Beziehungen statt finden, und der ganze Nutzen dieser Operation der Seele, unsre Vorstellungen in gewisse Ordnungen und Classen zu setzen, wohin wir alles, was wir von den Dingen erkennen, referiren könnten, würde wegfallen. Eine absolute Setzung im logischen Verstande muß also auch bey blos möglichen Dingen statt finden. Und wenn der Hr. V. das Daseyn für eine absolute Position des Dinges gehalten wissen will, so muß er zeigen, worin diese absolute Position des Dinges von der absoluten logischen Position, die wir auch blos möglichen Dingen in unserm Verstande geben müssen, unterschieden sey. Dies ist der schwere Knoten, der aufgelößt werden soll.

Oder, wenn der Hr. V. auch behaupten wollte, daß die Vorstellung von der vorerwähnten Summe von Eigenschaften nichts weiter als eine Vorstellung von den Beziehungen ihrer Theile sey; gut, so wollen wir diese Summe noch zergliedern und weiter analysiren. Wo werden wir stehen bleiben? Bey den einfachen Vor-

„kommen, ein grosser Geist macht sie, wie er „sie haben will.„ Es ist nichts leichter, als mit dergleichen Gegensätzen zu sprechen: das schwerere ist, immer etwas dabey zu denken: und das schwerste sie richtig gedacht zu haben.

„Die Handlungen geben den Ausschlag, nemlich darüber, ob man zu den grossen Geistern „oder zu den gewöhnlichen gehöre.„ Dis wolte ich nicht so schlechthin sagen. Handlungen von den grössesten Folgen zeigen oft weiter nichts als einen sehr gemeinen Geist an. Doch ich schreibe ja nicht, um alles zu widerlegen.

Und siehe; sogleich fange ich wieder an! Hr. v. Moser bestimmt das bleibende Verdienst eines Schriftstellers; „es besteht, sagt er, in „dem beständigen Verhältnisse mit dem redlichen „Vorsatze zur Nützlichkeit.„ Wenn dis so viel sagen soll, daß seine Bemühungen, diesem Vorsatze angemessen, ihm auch entsprechen müssen: so ist es vollkommen richtig: aber vermuthlich kann doch der redliche Vorsatz nützlich zu werden alleine zum Verdienste nicht hinreichen. Sie fangen an dem Ende dieses Briefes entgegen zu sehen?

sehen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein anders, über die Gleichgültigkeit in Religionssachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Moserisch als die obigen Wochenblätter Stücke. Dis war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Inkle und Yariko, das heißt, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moser erkläret sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondre Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bißher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

ten sie diesen Geschmack verlieren: so würde er zu unsern gewöhnlichen Schriftstellern herunter sinken; welches doch keinesweges, so wenig als die langen Perioden des nordischen Aufsehers, von einem auch Gott wohlgefälligen guten Geschmacke ein Zeugniß abgeben dürfte.

B.

Zwey

Zwey hundert und achtzigster Brief.

Nachdem man in der Republick der Gelehrten alles beynahe in den Wissenschaften und in der Natur, von den algebraischen Formeln an bis zu dem kleinsten Wurme, der im Staube kriecht, zu Beweißgründen für das Daseyn Gottes gebraucht hat, wagt es der Hr. M. Immanuel Kant in einer Schrift, die in diesem Jahre zu Königsberg herausgekommen, den einzig möglichen Beweißgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes der Welt anzuzeigen. Wird er nicht dadurch einen Theil der ganzen Republick gegen sich aufbringen?

Doch er erklärt sich hierüber in seiner Vorrede mit solcher klugen Bestimmung und zugleich mit solcher Bescheidenheit, daß man ihn hören muß. „Die Wahrheit: Es ist ein Gott: leuch„tet einem jeden gemeinen Verstande so sehr ein, „daß sie derselbe ohne Beyhülfe metaphysischer „Untersuchungen einsehen, und ihren Einfluß „empfinden kann, wenn auch gleich der subtile

„Forscher, die genaue Bestimmung der Begriffe, „und die regelmäßige Verknüpfung der Vernunftschlüsse dabey vermißt. Aber es ist doch „der Wißbegierde gemäß, diese genaue Bestimmung der Begriffe, diese regelmäßige Verknüpfung der Vernunftschlüsse, mit einem „Wort; die strenge Demonstration, zu suchen; „zumal da man viele Aufklärungen dieser „Wahrheit davon hoffen kann. Diese sey aber „nur durch Hülfe der tiefsten Metaphysick mög„lich. Bisher sey noch keine solche Demonstra„tion erfunden worden.„ Der Verfasser will nur den Beweißgrund, nur das Baugeräthe dazu liefern, und zur Prüfung vorlegen. Dieses Baugeräthe ist noch roh; wer es einst zum Gebäude brauchen will muß es erst bearbeiten und poliren; die von ihm angegebenen Begriffe zur Definition erhöhen, und die angezeigten Beweißthümer in eine regelmäßige Verbindung setzen. Nach diesem bescheidenen Bekenntniß und bey dieser Entfernung von aller Zuversicht macht er sich zum voraus darauf gefaßt, daß mancher Satz unrichtig, man-

che

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 3. May 1764.

Beschluß des zwey hundert und achzigsten Briefes.

Wie verhält es sich aber mit Gott? Siehet er auch keine innere Möglichkeit, wenn er keine Data, kein Materiale zum Denklichen schon objektivisch wirklich vor sich findet? Wenn das ist, so ist es klar, daß Gott keine Körperwelt habe denken können, bevor einige Materie dagewesen, und also muß die Materie von Ewigkeit her dagewesen seyn. Will man sagen, das Materiale, die Data alles denklichen hätten in Gott selbst von Ewigkeit existiret; so sind doch dieses nur existirende Conceptus, welche von dem eigentlichen Daseyn, wovon doch hier die Rede seyn muß, und das in der absoluten Position eines Dinges ohne Beziehung auf irgend ein

Beziehungen mit andern Dingen haben könnte, denken, und es ist doch nicht wirklich, sondern nur möglich. Das Daseyn ist also die absolute Position eines Dinges, und unterscheidet sich dadurch auch von einem jeglichen Prädikat; welches als ein solches jederzeit blos beziehungsweise auf ein ander Ding gesetzt wird, S. 8. das heißt: wie er sich auf den folgenden Seiten erklärt; (wo ich anders seinen Sinn recht fasse.) Das logische Seyn ist von dem eigentlichen Daseyn sehr verschieden. Jenes druckt nur die Beziehung eines Prädikats zum Subjekt aus, das Subjekt mag existiren oder nicht; dieses hingegen druckt keine Beziehung aus, sondern setzt das ganze Ding selbst. Das Daseyn kann also nicht als eine Beziehung auf ein Ding angesehn werden; sondern es ist das Ding selbst, es ist das Subjekt, darauf alle Eigenschaften, die durch den Namen des Dinges bezeichnet werden, ihre Beziehung haben. Daher will der Verfasser auch nicht sagen: Gott ist ein existirend Ding; sondern umgekehrt: ein gewisses existirendes Ding ist Gott, oder es kommen ihm

alle

alle die Eigenschaften zu, die wir unter dem Namen Gott begreifen. S. 12. erklärt er sich bey der Frage, ob im Daseyn mehr als in der blossen Möglichkeit sey, noch näher, was er durch diese absolute Position verstehe. Bey der blossen Möglichkeit nemlich, werde nur alles beziehungsweise auf das Ding gesetzt; wenn aber das Ding existirt, so ist die Sache selbst absolute, d. i. zusamt diesen Beziehungen, gesetzt. In einem existirenden werde zwar nicht mehr gesetzt, als in einem blos möglichen; aber durch etwas existirendes werde mehr gesetzt, als durch ein blos mögliches; denn dieses gehe auch auf absolute Position der Sache selbst. So gar in der blossen Möglichkeit sey nicht die Sache selbst, sondern es seyn blosse Beziehungen von etwas zu etwas nach dem Satze des Wiederspruchs gesetzt, und es bleibe fest, daß das Daseyn eigentlich gar kein Prädikat von irgend einem Dinge sey.

Dies sind des Hr. V. Materialien zu einer Definition vom Daseyn. So gut ich kann, will ich aus dem etwas dunkeln Vortrage dieser

schweren Materie den Sinn des V. zu errathen suchen, und einige Anmerkungen zu seiner Prüfung hersetzen. Ich will in dieser trocknen Materie so kurz seyn, als es möglich ist.

Das blos mögliche ist bey uns Menschen nichts weiter als eine Vorstellung unsers Verstandes. Diese besteht entweder in der Summe der Eigenschaften, die wir bey den existirenden Dingen beständig wahrgenommen haben, und deswegen als ein unzertrennlich ganzes betrachten, welches wir mit dem Namen des Dinges bezeichnen. Dies ist unser Subjekt, das wir im logischen Verstande absolute setzen, wenn wir uns das Ding vorstellen wollen. Auf dieses Subjekt, auf dieses Ding in unsrer Vorstellung müssen wir alles übrige, das dem Dinge beygelegt wird, beziehungsweise denken, und von diesen Dingen oder Prädikaten setzen oder verneinen wir alsdenn die Beziehung nach geschehener Vergleichung mit dem Subjekt. Sollte aber das blos mögliche allein in Vorstellungen von Beziehungen bestehn, so würden wir ja keine Subjekte haben, worauf wir sie bezögen; so

könnte

könnte auch keine Vorstellung von Beziehungen statt finden, und der ganze Nutzen dieser Operation der Seele, unsre Vorstellungen in gewisse Ordnungen und Classen zu setzen, wohin wir alles, was wir von den Dingen erkennen, referiren könnten, würde wegfallen. Eine absolute Setzung im logischen Verstande muß also auch bey blos möglichen Dingen statt finden. Und wenn der Hr. V. das Daseyn für eine absolute Position des Dinges gehalten wissen will, so muß er zeigen, worin diese absolute Position des Dinges von der absoluten logischen Position, die wir auch blos möglichen Dingen in unserm Verstande geben müssen, unterschieden sey. Dies ist der schwere Knoten, der aufgelößt werden soll.

Oder, wenn der Hr. V. auch behaupten wollte, daß die Vorstellung von der vorerwähnten Summe von Eigenschaften nichts weiter als eine Vorstellung von den Beziehungen ihrer Theile sey; gut, so wollen wir diese Summe noch zergliedern und weiter analysiren. Wo werden wir stehen bleiben? Bey den einfachen

Vor-

Vorstellungen, oder bey denen, die uns wenigstens einfach sind. Diese müssen wir denn doch absolute und nicht beziehungsweise setzen; diese müssen unsere Subjekte seyn, darauf wir alle andere Vorstellungen referiren; die aber gewiß nur blos möglich, ja die abgezogendsten Ideen unsers Verstandes sind. Aber können diese wohl beziehungsweise gesetzt oder vorgestellt werden? Und worauf sollten sie sich denn beziehen?

Der Hr. B. erklärt sich zwar, daß wenn ein Ding existire, so werde die Sache selbst absolute, d. i. zusamt seinen Beziehungen, gesetzt. Allein scheint sich dieses nicht einander aufzuheben? absolut, und zusamt seinen Beziehungen. Wenigstens setzt der Sprachgebrauch der Philosophen eins dem andern entgegen. Er müßte sich also erklären, was er durch dieses ihm eigene absolute verstanden wissen wolle. Doch wir wollen einmal seine Erklärung annehmen. Denkt denn nicht Gott das blos mögliche, auch das was niemals zur Wirklichkeit gelangt, zusamt seinen Beziehungen, ja mit allen seinen möglichen Beziehungen? Gott

setzt

ist also auch das blos mögliche nach des Hr. B. Erklärung absolute: aber hat es deswegen ausser seinem göttlichen Verstande auch einige Wirklichkeit?

Es scheint zwar in diesen zur Erklärung des Daseyns angezeigten Merkmalen ein Schimmer der Wahrheit zu seyn; aber er ist so schwach und in solche Dunkelheit gehüllt, daß es schwer wird, ihn recht wahrzunehmen. Das Daseyn ist freylich kein Prädikat von der Sache, sondern es ist etwas, daß das ganze Ding angeht. Was es aber eigentlich sey, werden wir vielleicht nicht eher bestimmt sagen können, bis wir mehr davon erfahren, wie ein Ding sein Daseyn erhalte. Die Baumgartensche Definition scheint noch immer, ob sie gleich nur eine Nominaldefinition ist, die deutlichste und der Wahrheit am nächsten zu seyn, und nur den Fehler zu haben, daß sie blos auf die menschliche Denkungsart applikabel ist. Damit sie philosophische Leser mit des Verfassers seinen vergleichen können, will ich sie hersetzen. Das Daseyn, sagt er, ist die durchgängige innere Bestim-

stimmung desjenigen in einem Dinge, was durch sein Wesen oder durch die daraus fliessende Eigenschaften unbestimmt gelassen ist.

In der zweyten Betrachtung sucht der H. V. zu beweisen, daß die innere Möglichkeit allezeit ein Daseyn voraussetze. Er thut es auf folgende Art: „Die innere Möglichkeit ist die „Uebereinstimmung oder das Nichtwidersprechen des einen mit dem andern nach dem Satze „des Widerspruchs. Es findet sich also zweyerley in dem innern Möglichen. Die „Uebereinstimmung oder das Nichtwidersprechen der beyden denklichen Dinge; und das „nennt er das Formale der innern Möglichkeit: „und die beyden denklichen Dinge selbst, welche „mit einander übereinstimmen, welche er das „Materiale oder die Data zum innern Möglichen nennt. Wenn kein Materiale, kein Datum zu denken wäre, so könnte auch keine innere Möglichkeit gedacht werden. Wäre „nun alles Daseyn aufgehoben, so wäre nichts „absolute gesetzt, und überhaupt also auch nichts „gegeben, es wäre also auch kein Materiale zu

etwas

ihm jeder zugestehn, der eine Abhängigkeit der Wesen der Dinge von Gott annimmt.

S. 74. u. f. ist eine richtige Bemerkung, die zu weiterer Anwendung auf die Erkenntniß der Vorsehung Gottes genutzet werden kann; daß nämlich verschiedene Strafen und Belohnungen mit dem moralischen Verhalten der Menschen nach den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen, und also nach der Ordnung der Natur in Verknüpfung stehen; andere aber zwar nach den Gesetzen der Natur erfolgen, aber die Verknüpfung derselben mit den moralischen Handlungen der Menschen liege in keinem Gesetze der Natur, sondern in einer besondern Richtung und Anordnung der Mittelursachen durch das höchste Wesen. Wollust und ein darauf folgendes sieches Leben ist ein Exempel vom ersten Fall. Ein Erdbeben, wodurch eine lasterhafte Stadt verschüttet wird, erläutert den zweyten Fall. Das Erdbeben erfolgt aus natürlichen Gründen nach den Gesetzen der Natur; aber es liegt weder in den lasterhaften Menschen noch in den Gesetzen, nach welchen das Erdbeben er-

 folgt,

Vorstellungen, die wir haben. Diese Vorstellungen sind ursprünglich Abdrücke von wirklichen Gegenständen. Sind keine wirkliche Gegenstände, so können wir auch keine Vorstellungen haben. Haben wir keine Vorstellungen, so kann auch weder Uebereinstimmung noch Widerspruch unter ihnen statt finden. Findet diese nicht statt, so ist auch keine innere Möglichkeit. Nein, das wäre ein Sprung im schliessen: dieses folgt nur; alsdenn würden wir keine innere Möglichkeit gewahr werden.

Der Beschluß folgt künftig.

gesetze thun immer einerley Wirkung, und wenn sie als Ursachen gebraucht werden sollen, müssen sie nothwendig immer ihre Wirkung hervorbringen. So verschieden und mannigfaltig also auch oft die äußerlichen Abänderungen und Verknüpfungen der Begebenheiten der Natur sind, so fließen sie doch nothwendig aus einem Naturgesetz, aus einer allgemeinen Eigenschaft der Körper, z. E. der Schwere, Elasticität, Undurchdringlichkeit u. s. w. aber der wirkliche Gebrauch dieser Gesetze und ihre mannigfaltige Verknüpfung unter einander ist zufällig, und hängt allein von Gottes Willkühr ab.

Die Bemerkung S. 84. u. f. wird vielen Lesern gefallen, „das die Unterbrechung der Ord„nung der Natur, und der daraus entstehende „Uebelstand, kein Einwurf gegen die überna„türliche und unmittelbare Wirkungen Gottes „in der Natur wären; denn diese Ordnung der „Natur, oder die natürliche Verknüpfung der „Folgen mit ihren Gründen, sey an sich selbst „keine Vollkommenheit, sondern nur in so fern „gut und vollkommen, als taugliche Mittel zu „einem

anders bestehn soll, wesentlich verschieden sind.
Der Hr. V. scheint also aus der eingeschränkten Art, wie wir Menschen nur zur Erkenntniß des innern möglichen gelangen können, auf die innere Möglichkeit überhaupt geschlossen zu haben.

In der dritten Betrachtung bauet der V. auf seine Vordersätze weiter fort, und beweiset das schlechterdings nothwendige Daseyn. Er unterscheidet wieder das schlechterdings nothwendige im logischen Verstande, wenn durch das Gegentheil das Formale alles denklichen aufgehoben wird, von dem schlechterdings nothwendigen im Realverstande, wodurch das Materiale alles Denklichen und folglich alle innere Möglichkeit aufgehoben wird. Eben so wird auch das Zufällige unterschieden. Nur schließt er so: „Weil alles mögliche etwas wirkliches „voraussetzt, wodurch das Materiale alles „denklichen gegeben wird; so muß eine gewisse „Wirklichkeit seyn, deren Aufhebung selbst alle „innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde. Dasjenige, dessen Aufhebung alle Möglichkeit vertilgt, ist schlechterdings nothwen-

„dig.

„dig. Also existirt etwas absolut nothwendiger „Weise.„ Dieses etwas, das absolut nothwendig existirt, nimmt der Hr. V. S. 30. als dasjenige an, das den letzten Realgrund aller andern Möglichkeit enthalte, und folgert daraus, daß das nothwendige Wesen einig sey. Aber mußte er nicht nothwendig erst beweisen, daß nicht viele solche etwas, sondern nur eins den letzten Realgrund aller andern Möglichkeit enthalten könne. Denn wenn die innere Möglichkeit ein Daseyn von Dingen voraussetzt, so folgt ja noch nicht, daß es ein einiges Daseyn voraussetzen müsse, welches den letzten und einzigen Realgrund aller Möglichkeit enthalte. Der Hr. V. scheint hier durch den Singularem des Worts Etwas und Daseyn verführt worden zu seyn. Denn wenn er S. 33. behauptet, „daß das, was den letzten Grund von „einer innern Möglichkeit enthalte, ihn auch „von aller überhaupt enthalten müsse, und dieser Grund nicht in verschiedene Substanzen „vertheilt seyn könne;„ so ist es aus dem vorhergehenden nicht einzusehn, warum das noth-

wendig existirende Wesen A nicht das Materiale zur innern Möglichkeit von a, b, c, u. s. w. das nothwendige Ding B das Materiale zur innern Möglichkeit von m, n, o, p, und das nothwendige Ding C das Materiale zu x, y, z, u. s. w. geben könne. D. Hr. V. muß beweisen, daß das einzige A zureichend sey, das Materiale zu allen innern Möglichkeiten zu geben, und also alle andere nothwendig existirende Wesen neben ihm ohne Noth angenommen werden; oder er muß aus dem Begrif des nothwendigen zeigen, daß nur in einem nothwendig existirenden Wesen der Realgrund aller innnern Möglichkeit enthalten seyn könne.

Wenn dieses ausgemacht ist, dann folgt es natürlich, daß dieses nothwendige Wesen S. 31. einfach, S. 33. unveränderlich und ewig seyn, und S. 34. die höchste Realität enthalten müsse; weil in ihm der Realgrund der Datorum zu aller Möglichkeit, entweder als Bestimmungen desselben, oder als Folgen aus ihm, anzutreffen seyn müssen.

Den Unterschied, den er hierbey S. 36. u. f. in Absicht der compossibilitatis realitatum in Gott zwi-

zwischen der logischen und Realrepugnanz der Realitäten macht, scheint gegründet, und werth zu seyn, dem philosophischen Leser zu genauerer Prüfung und Anwendung empfohlen zu werden. Vielleicht unterhalte ich sie einst mit meinen Gedanken über diese Materie, bey Gelegenheit einer andern Schrift des Hrn. Kant, in welcher er von den negativen Grössen in der Weltweißheit handelt. —

In der vierten Betrachtung folgert der V. nun den Beweißgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes, und zeigt die Gründe an, warum das nothwendige Wesen ein Geist sey, und wie aus den bisher angeführten Vordersätzen auf das Daseyn Gottes geschlossen werden könne. Wobey es angemerkt zu werden verdient, daß der V. doch aus diesen Vordersätzen allein nicht hat beweisen können, daß das nothwendige Wesen ein Geist sey; sondern daß er noch den Grund zu Hülfe nehmen muß, daß theils Wesen, die von ihm entspringen, mit Verstand und Willen begabt sind, theils die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit in den von uns erkannten Gegenständen, Verstand und Willen in dem Wesen voraussetzen, in welchem sie alle ihren Realgrund haben. Hier scheint sich also der V. auf die Beweise für

der sie eben so leicht unmittelbar hervorbringen könne, nicht mit unnützer Kunst prahle. — Aber beweißt dieser Grund nicht zu viel? Prahlt denn Gott mit unnützer Kunst, wenn er natürliche Begebenheiten durch die Mechanik der Welt schon von ferne anlegt? Und würde nicht Gott besser thun, alles in der Natur, so wie er es kann, unmittelbar zu thun, damit er nicht mit unnützer Kunst zu prahlen schiene? Wirft der Hr. V. nicht durch diese Anmerkung sein ganzes System über den Haufen, wodurch er die Erkenntniß der Weisheit Gottes auf den Zusammenhang der Wirkungen und Ursachen in der Natur, und zwar mit Recht, gründet? Jeder Künstler, jeder weise Mann giebt in der Anordnung seiner Werke die Data an, woraus man seine Weisheit erkennen muß; ohne daß er deswegen zur Absicht hat, mit seiner Kunst zu prahlen.

Der Beschluß folgt künftig.

Zwey hundert und ein und achtzigster Brief.

Die zweyte Abtheilung der Schrift des Hrn. Kants soll den weitläuftigen Nutzen darlegen, der seiner geführten Beweisart besonders eigen ist. Bey dem, was der V. hierin bekanntes und mit andern gemein hat, werde ich mich nicht aufhalten. Verschiedene Philosophen haben nicht ohne wahrscheinliche Gründe behauptet, daß das Wesen, und die daraus fliessende nothwendige Eigenschaften der Dinge in dem Verstande des höchsten Wesens gegründet wären. Dieses scheint der Hr. V. genauer bestimmen zu wollen, wenn er nun aus der wahrgenommenen Einheit in dem Wesen der Dinge, auf den einzigen Realgrund der Möglichkeit aller dieser Wesen in Gott den Schluß macht. Diese Einheit in dem Mannigfaltigen der Wesen der Dinge zeigt er S. 50. u. f. an den Eigenschaften des Raums, und S. 56. u. f. an dem, was in den Bewegungsgesetzen nothwendig ist, in sehr wohlgewählten Exempeln: wo er S. 64. und 65.

die Frage: Ob die Bewegungsgesetze nothwendig oder zufällig seyn? so beantwortet: daß die Bewegungsgesetze in Absicht des Materialen der Möglichkeit von einem grossen gemeinschaftlichen Urwesen, als dem Grunde der Ordnung und Wohlgereimtheit, abhängen müßen; und dieses vorausgesetzt, auch formaliter oder logisch schlechterdings nothwendig seyn müßten. Das heißt, wie mich dünkt, mit andern Worten; weil sie Gott so gedacht hat, und vielleicht vermöge seines Wesens so hat denken müssen, so haben sie auch nicht anders seyn können, so bald er Materie und Bewegung hat hervorbringen wollen. Wenn aber von der Nothwendigkeit der Bewegungsgesetze die Rede ist, ist alsdenn nicht die Frage, ob sie aus dem Wesen der Materie selbst schlechterdings nothwendig hergeleitet werden müssen?

S. 66. u. f. sagt er, daß das Wesen der Dinge, nicht so wie das Daseyn, moralisch von Gott abhängig sey, d. i. auf seinen Willen und Willkühr beruhe, sondern unmoralisch, oder von seiner Natur selbst. Und das wird ihm

ihm jeder zugestehn, der eine Abhängigkeit der Wesen der Dinge von Gott annimmt.

S. 74. u. f. ist eine richtige Bemerkung, die zu weiterer Anwendung auf die Erkenntniß der Vorsehung Gottes genutzet werden kann; daß nämlich verschiedene Strafen und Belohnungen mit dem moralischen Verhalten der Menschen nach den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen, und also nach der Ordnung der Natur in Verknüpfung stehen; andere aber zwar nach den Gesetzen der Natur erfolgen, aber die Verknüpfung derselben mit den moralischen Handlungen der Menschen liege in keinem Gesetze der Natur, sondern in einer besondern Richtung und Anordnung der Mittelursachen durch das höchste Wesen. Wollust und ein darauf folgendes sieches Leben ist ein Exempel vom ersten Fall. Ein Erdbeben, wodurch eine lasterhafte Stadt verschüttet wird, erläutert den zweyten Fall. Das Erdbeben erfolgt aus natürlichen Gründen nach den Gesetzen der Natur; aber es liegt weder in den lasterhaften Menschen noch in den Gesetzen, nach welchen das Erdbeben er-

 folgt,

folgt, eine natürliche Ursache, warum es diese lasterhafte Menschen verschüttet. Der Grund hievon ist allein in der Weisheit Gottes zu suchen, der die Ursachen des Erdbebens so angelegt und geordnet hat, daß die Wirkung zugleich eine moralische Folge des Verhaltens dieser Menschen wird.

Diese Begebenheiten nennet der V. formaliter übernatürlich.

„Es giebt S. 78. u. f. viele Naturgesetze, „deren Einheit nothwendig ist, d. h. wo eben „derselbe Grund der Uebereinstimmung zu einem „Gesetze auch andere Gesetze nothwendig macht. „Es giebt aber auch Naturgesetze, deren Ein„heit zufällig ist. Jene verursachen, daß die „natürlichen Begebenheiten nach einer noth„wendigen, diese, daß sie nach einer zufälligen „Ordnung der Natur erfolgen, wenn sie anders „ihr Daseyn, das immer zufällig ist, von Gott erhalten sollen.„ Dieser paradoxscheinende, und nicht ganz deutlich erläuterte Satz soll wohl die Wahrheit lehren, welche mit andern Worten so ausgedruckt wird. Die allgemeinen Natur-

gesetze

gesetze thun immer einerley Wirkung, und wenn sie als Ursachen gebraucht werden sollen, müssen sie nothwendig immer ihre Wirkung hervorbringen. So verschieden und mannigfaltig also auch oft die äußerlichen Abänderungen und Verknüpfungen der Begebenheiten der Natur sind, so fließen sie doch nothwendig aus einem Naturgesetz, aus einer allgemeinen Eigenschaft der Körper, z. E. der Schwere, Elasticität, Undurchdringlichkeit u. s. w. aber der wirkliche Gebrauch dieser Gesetze und ihre mannigfaltige Verknüpfung unter einander ist zufällig, und hängt allein von Gottes Willkühr ab.

Die Bemerkung S. 84. u. f. wird vielen Lesern gefallen, „das die Unterbrechung der Ordnung der Natur, und der daraus entstehende „Uebelstand, kein Einwurf gegen die übernatürliche und unmittelbare Wirkungen Gottes „in der Natur wären; denn diese Ordnung der „Natur, oder die natürliche Verknüpfung der „Folgen mit ihren Gründen, sey an sich selbst „keine Vollkommenheit, sondern nur in so fern „gut und vollkommen, als taugliche Mittel zu „einem

„einem vollkommenen Endzweck daraus wür-
„den. Ein besserer Erfolg durch übernatürliche
„Mittel sey immer vollkommener, als der Ge-
„brauch natürlicher Mittel, wodurch nur ein
„weniger guter Erfolg bewirkt werden könne.
„Die grössere oder mindere Vollkommenheit
„des Zwecks entscheide also auch den Werth der
„Mittel, sie möchten natürlich oder übernatür-
„lich seyn. Und die ganze Kraft des Einwur-
„fes entspringe daher, daß sich die Vorstellung
„der Mühsamkeit, welche die Menschen bey ih-
„ren unmittelbaren Ausübungen empfinden,
„insgeheim mit einmische.„

Hierauf leitet er selbst S. 86. bis 100. aus der im vorigen behaupteten Abhängigkeit der Wesen von Gott, und aus der Einheit der Natur, vielerley Wirkungen durch ein und ebendasselbe Principium hervorzubringen, die Sparsamkeit der übernatürlichen Wirkungen Gottes in der Natur her: gestehet aber auch zugleich am Ende, daß man doch viele Hervorbringungen in der Natur, und derselben Entstehungsart, gar nicht aus den einfachen Naturgesetzen

erklären könne: dahin er die Erzeugung der Pflanzen und der Thiere rechnet.

An den Physikotheologien zeigt er S. 105. u. f. einen gewöhnlichen Fehler, daß sie alles in der Natur als zufällig, als eine Anordnung durch Weisheit vorstellen, da doch vieles in derselben mit nothwendiger Einheit aus den wesentlichsten Regeln der Natur abfließt. Hierdurch werden sie gefährlichen Einwürfen bloßgestellt, die aus vielen nothwendigen Erfolgen der allgemeinen, und besonders der mechanischen Gesetze der Natur, gegen ihre Schlüsse gemacht werden können. Die Ausbreitung der philosophischen Erkenntniß der Natur wird auch dadurch verhindert, weil die Furcht erregt wird, der in der Welt geoffenbarten Weisheit Gottes zu nahe zu treten, wenn man die Wirkungen in der Natur aus allgemeinen, und in den Eigenschaften der natürlichen Dinge sich gründenden mechanischen Regeln herleiten wollte. Und endlich so wird durch diese Methode wohl der Urheber der Verknüpfungen und künstlichen Zusammenfügungen der Welt, aber nicht der

Urheber

Urheber der Materie selbst und der Bestandtheile des Universum bewiesen, und folglich der feinere Atheismus nicht wiederlegt.

Diese Methode deren Vorzüge und bewegende Kraft der V. übrigens zugesteht und ins Licht setzt, sucht er S. 117. u. f. zu verbessern und von den angezeigten Fehlern zu reinigen. Aus dem vorhergehenden läßt sich schon vermuthen, worinn diese Verbesserung bestehe. Ich will den Sinn des V. kurz zusammen fassen. „Die „einförmigen Wirkungen in der Natur hängen „von allgemeinen Gesetzen ab; diese von den „nothwendigen Eigenschaften und von dem Wesen der Dinge; diese von ihrer innern Möglichkeit; diese von der wesentlichen Weisheit „Gottes, d. h. von der ewigen Uebereinstimmung seines Denkens, welche den Grund aller möglichen Harmonie und Uebereinstimmung allein enthält. Auf diese Art wird alles was nothwendig oder mechanisch in der „Welt ist, was nach allgemeinen Gesetzen aus „dem Wesen der Dinge fließt, und die Möglichkeit des Stoffs und der Materie selbst ur-

„sprüng-

„sprünglich aus dem weisen Verstande Gottes
„hergeleitet. Daß aber diese, und nicht jene
„Materie, hier und nicht dort existirt; daß
„diese und nicht jene Art der Verknüpfung statt
„findet; daß viele allgemeine Regeln zu einer
„Wirkung verbunden worden; daß solche An-
„ordnung gemacht worden, wodurch die noth-
„wendigen Dinge zu Erreichung gewisser End-
„zwecke dienlich seyn müssen; das ist alles zu-
„fällig, und hängt von der weisen Willkühr des
„Urhebers ab, der es alles verknüpft und an-
„geordnet hat. Auf diese Art wird der beob-
„achtende Mensch in der ganzen Natur, immer
„Gott, immer den ersten Urquell finden.„

Diese Regeln gefallen und scheinen wahr zu seyn, wenn auch die Principia, woraus sie der Hr. V. herleitet, noch nicht völlig berichtiget seyn sollten.

S. 143. 144. behauptet er, daß es der göttlichen Weisheit nicht gemäß sey, eine ausserordentliche Begebenheit so zu bewirken, daß er die Mechanick der Welt schon von der Schöpfung her darauf besonders anrichte; indem Gott,

der sie eben so leicht unmittelbar hervorbringen könne, nicht mit unnützer Kunst prahle. — Aber beweißt dieser Grund nicht zu viel? Prahlt denn Gott mit unnützer Kunst, wenn er natürliche Begebenheiten durch die Mechanik der Welt schon von ferne anlegt? Und würde nicht Gott besser thun, alles in der Natur, so wie er es kann, unmittelbar zu thun, damit er nicht mit unnützer Kunst zu prahlen schiene? Wirft der Hr. V. nicht durch diese Anmerkung sein ganzes System über den Haufen, wodurch er die Erkenntniß der Weisheit Gottes auf den Zusammenhang der Wirkungen und Ursachen in der Natur, und zwar mit Recht, gründet? Jeder Künstler, jeder weise Mann giebt in der Anordnung seiner Werke die Data an, woraus man seine Weisheit erkennen muß; ohne daß er deswegen zur Absicht hat, mit seiner Kunst zu prahlen.

Der Beschluß folgt künftig.

schee! natif de Gottschee! Nichts lustiger übrigens als die Briefe Clarissimi Clodii. z. E.

Le porteur de ce billet Vous assurera, qu'il a donné ma traduction à la cuisinière, & puis qu'elle n'a pas quitté la ville, Vous Vous en pouvez enquérir, & elle en doit répondre. Je suis de tout mon Coeur. Erlauben Sie mir vom Cl. Clodius nochmals auf den Cl. Gorius zurück zukommen. Ich sehe eben daß ich eine Stelle ausgelassen habe, die jemand, den ich kenne, nicht um viel Geld missen würde.

„Ich wünschte, schreibt Gorius, daß, so „wie in Italien, also auch in Deutschland jähr„lich ein Buch heraus käme, darinn das Ver„zeichniß derer in jedem Jahre daselbst gedruck„ten Bücher, eine kurze Anzeige derselben, „und auch das, was man bey den Akademien „gethan, zu finden wäre.„

Das Angenehmste in diesem Bande der Sammlung sind unstreitig die Briefe des Hrn. Prof.

„Masse. Die Materien dichterer Art hatten
„das größte Vermögen, sich in dem Chaos
„durchzudrängen, und dem Gravitationspuncte
„näher zu kommen. Der Widerstand der sich
„einander im Fall hindernder Partikeln muste
„Seitenbewegungen verursachen; und weil die-
„ser Widerstand so lange dauert, bis sie sich am
„mindesten hinderlich sind, so mußten sich diese
„Seitenbewegungen endlich in eine gemeinschaft-
„liche Umdrehung nach einerley Gegend vereini-
„gen. Diese Umdrehung brachten die Partikeln,
„die auf die Sonne fielen, mit, und verur-
„sachten dadurch die Umdrehung um ihre Achse.
„Die Partikeln, die sich um die Sonne beweg-
„ten, mußten sich nach den Gesetzen der Gravi-
„tation bestreben, die verlängerte Aequators-
„fläche der Sonne zu durchschneiden, und sich
„darin zu häufen. Nach Proportion ihrer Dich-
„tigkeit fielen sie entweder gar auf die Sonne,
„oder schwebten in solchen Entfernungen um
„dieselbe, darin der Grad ihres Seitenschwun-
„ges mit der Gravitation im Gleichgewichte
„blieb, und also in concentrischen Zirkeln.
„Die

„Die Klumpen, die daraus entstanden, mußten „nach Proportion des weitern oder nähern Ab„standes von der Sonne grösser oder kleiner seyn. „In sehr entlegenen Weiten vom Gravitations„punkte konnten die sich zu Körpern bildende „Partikeln diese Regelmäßigkeit nicht haben, „und daraus wurden die Kometen.„ Dies ist das wesentliche dieser Hypothese. Die Gründe des Verfassers dafür und die Prüfung derselben setzt zu viel Erkänntniß der Mechanik und höhern Astronomie voraus, als daß es vielen Lesern verständlich seyn würde, wenn man sich darauf einlassen wollte.

In der dritten Abtheilung prüft der V. die gewöhnlichen Beweißgründe für das Daseyn Gottes, und schließt damit, daß nur der eine, von ihm ausgeführte, zu einer Demonstration möglich sey. Das hauptsächlichste davon ist dieses: der Kartesianische Beweiß ist nicht bündig, weil aus der compossibilitate aller Realitäten auf das Daseyn eines solchen Wesens, das sie alle in sich begreift, geschlossen wird; da doch das Daseyn gar nicht als ein Prädicat irgend

einer Sache beygelegt, noch aus der willkührlichen Vereinbarung verschiedener Prädikate ohne Subjekt auf das Daseyn desselben der Schluß gemacht werden könne. Die Wolfische Demonstration sey zwar in so weit richtig, daß aus dem Daseyn der Dinge, das Daseyn eines nothwendigen, unabhängigen Wesens gefolgert werde. Wenn aber nun ferner aus diesem Begriffe des absolut nothwendigen Wesens seine höchst vollkommene Eigenschaften und seine Einheit hergeleitet werden sollten, so werde und müsse auch der Kartesianische unerwiesene Satz zum Grunde gelegt werden; daß das Wesen, worin man sich alle höchste Realitäten denken kann, auch nothwendiger Weise existire. Die physicotheologischen Beweise haben eine moralische Gewißheit, sind rührend und erwecken grosse Empfindungen, und sind auch für die mehresten Menschen hinreichend zur Ueberzeugung; ob ihnen gleich die demonstrativische Strenge fehlt. Aus der Grösse der Wirkungen beweisen sie die Grösse und Macht des Urhebers; aber nicht, daß er die höchste Macht besitze:

Aus

Aus der zweckmäßigen Zusammenfügung die grosse, aber nicht die höchste Weisheit dessen, der es zusammengefügt hat: Aus der wahrgenommenen Einheit dessen, was wir von der Welt erkennen, höchst wahrscheinlich, aber nicht demonstrativisch gewiß, die Einheit dessen, der es hervorgebracht hat, u. s. w. Wer aber aus der innern Möglichkeit der Dinge einen Beweiß führen kann, daß ein Wesen existiren müsse, darin der Grund dieser innern Möglichkeit aller Dinge, und folglich alles Denklichen, enthalten sey, der führt den einzigen unumstößlichen Beweiß für das Daseyn Gottes. Und zu diesem Beweise hat der H. V. die Data in seiner Schrift darlegen wollen.

Dem Hrn. V. gebührt das Lob, daß er selbst gedacht, und sich die Gedanken anderer Philosophen mit reifer Beurtheilung zu eigen gemacht habe. Das nothwendige und zufällige in der Natur unterscheidet er mit vielem Scharfsinn und Genauigkeit, und eröfnet dadurch dem forschenden Verstande neue Wege zu richtigerer Untersuchung derselben. Sollte es aber nicht besser

gewesen seyn, wenn er umgekehrt verfahren, und aus diesem erwiesenen Unterschiede der natürlichen Ursachen auf das Daseyn und die Natur desjenigen Wesens analytisch zurückgeschlossen hätte, welches den Grund alles nothwendigen sowohl, als zufälligen in der Natur enthalten müsse. Vielleicht würden sich auf diesem Wege die Dunkelheiten und Schwierigkeiten verlohren haben, worinn die ersten abstrakten Begriffe, darauf er sich gründet, noch gehüllet sind. Der Schimmer der Wahrheit, der aus verschiedenen seiner Sätze hervorleuchtet, wird bey Kennern den Wunsch erregen, daß der Hr. V. selbst seine Baumaterialien sammlen, und ein Gebäude daraus aufführen möchte, das durch seine Festigkeit und Regelmäßigkeit unaufhörlich dauerhaft sey, und dem prüfenden Auge des Verstandes völliges Genüge leiste.

Tz.

Zwey

Zwey hundert und zwey und achtzigster Brief.

Dieser Brief an Sie ist die Frucht eines gerührten Gewissens. Unser M. hat mir die Nachläßigkeit, Ihnen so lange nichts mehr aus Hrn. Prof. Uhls Briefsammlung*) vorzusagen, so häßlich abgemahlt; daß ich mir so gleich vorgenommen, einen eigenen Nachmittag zum Durchlesen eines neuern Bandes dieser Sammlung anzuwenden. Ich habe den jüngsten Band vor mich genommen, weil ich seine ältere Brüder, die ich schon einmahl durchgelaufen, ohne Ihnen davon, wie ich wohl gesolt hätte, Nachricht zu geben, nicht wieder in die Hände nehmen wollte.

Ich weiß nicht ob ich nach ihrem Geschmacke ausgezogen habe. Nehmen sie vorlieb, möchte ich fast sagen. Der grössesie Schade ist auf meiner Seite, wenn mein Brief nichts taugt;

*) Sylloge Epistolarum noua, uarii argumenti Vol. IV. in quo L. IX. et X. Norimb. apud Felseckerum.

Denn ich habe einen ganzen Nachmittag gelesen.

Im neunten Buche der Sammlung steht eine lange Reyhe Briefe von Anton Franc. Gorius an Jo. Ernst Imman. Walchius, daraus ich auf meine Ehre weiter nichts und niemand, als den Kaufmann Wagner zu Venedig, der dieser beyden Herren Briefe und Bücherpackete zu besorgen die Ehre gehabt, habe kennen gelernet. Doch darf ich diesen kleinen Umstand nicht vergessen: Hr. Gorius schreibt dem Hrn. Walchius irgendwo vor, wie dieser eine Schrift des erstern anpreisen und mit einer Ermunterung an ihn schliessen solle, einem so wichtigen Werke sich ja mit allem Ernste zu unterziehen. Dies ist eine Stelle, die Hr. Prof. Klotz zum Belage in einer neuen Ausgabe seiner Morum brauchen kann.

Wolte der Himmel daß sich des Hrn. Gorius Briefe an den Hrn. Walchius in Briefe von Gesnern oder Hommeln verwandeln könnten! Vom erstern sind nur sehr wenige Briefe in diesem Buche. Ich schreibe Ihnen daraus sein

Urtheil

Urtheil über Pitisci Lexicon ab. „Ein unnütz „vergrösſertes Werk, sagt er, durch das Ver„weisen auf neuere Schriftsteller, darunter im„mer einer den andern ausgeschrieben. Eine „einzige alte Stelle, darinn die Sache vor„kömmt, würde sie alle vertreten, und diese „Stelle fehlt meistens: oder doch nicht selten.„

Gesners edle Schamhaftigkeit, die ihn dem Rathe eines Freundes, mit Versen sich dem Preußischen Monarchen zuzudrängen, widerstreben hieß, verräthet eine Denkungsart, die ihm Ehre macht. Er schlägt vor, die neue Akademie, der er so lange sie Societät war, nicht angehören wolte, solle ihn zum Mitglied aufnehmen, damit er alsdann, ohne Anschein der Betteley einen König besingen könnte, der für die Dichter recht geschaffen wäre.

Hier folgt eine Anekdote, die ich wohl durch eine richtige Anführung bestätigt sehen möchte. Im Jahr 1726. schreibt ein gewisser Schreiberus, der in Leiden Medicin studierte, an Gottschedius.

„En quae scribat Boerhavius, quod Leibnitius
„Monadem appellat, Newtonio dicitur vis at-
„tractrix.„ Nichts scheint beym ersten Anblicke
lächerlicher und ungereimter ausgedrückt. Und
solte es nicht im Grunde wahr seyn? Leibni-
tzens Monaden, die das phaenomen des Kör-
pers hervorbringen, sind sie nicht substantiae
oder vires attractrices?

Es giebt auch ein gewisser Clodius der
bald lateinisch, bald französisch (und auf die
leztere Art erbärml.) an Hrn. Prof. Gottsched
schreibt, der eine arabische Abstammung für
den Namen dieses berühmten Mannes hat erfin-
den wollen; (ast frustra sagt Hr. G. in einer Note)
und der uns durch diesen mißlungenen Versuch
die höchst schäzbare Nachricht für den künftigen,
so Gott will, erst spät hinaus vollständigen Bio-
graphen des Hrn. Professors zuwege gebracht;
die Nachricht, daß dieser grosse Name von dem
Namen eines kleinen Städtgens in Steyermark,
an den Gränzen von Ungarn gelegen, Gottschee
genannt, abstamme. O Steyermark! o Gott-
schee!

schee! natif de Gottschee! Nichts lustiger übrigens als die Briefe Clarissimi Clodii. z. E.

Le porteur de ce billet Vous assurera, qu'il a donné ma traduction à la cuisinière, & puis qu'elle n'a pas quitté la ville, Vous Vous en pouvez enquérir, & elle en doit répondre. Je suis de tout mon Coeur. Erlauben Sie mir vom Cl. Clodius nochmals auf den Cl. Gorius zurück zukommen. Ich sehe eben daß ich eine Stelle ausgelassen habe, die jemand, den ich kenne, nicht um viel Geld missen würde.

„Ich wünschte, schreibt Gorius, daß, so „wie in Italien, also auch in Deutschland jähr„lich ein Buch heraus käme, darinn das Ver„zeichniß derer in jedem Jahre daselbst gedruck„ten Bücher, eine kurze Anzeige dererselben, „und auch das, was man bey den Akademien „gethan, zu finden wäre.„

Das Angenehmste in diesem Bande der Sammlung sind unstreitig die Briefe des Hrn. Prof.

Prof. Hommel. Einer ist an den Herausgeber der Sylloge geschrieben; und es wird mir würklich schwer, ihm diesen Briefwechsel nicht zu beneiden. Sie wissen, was wir längst von der unsichtbaren Gesellschaft unter einander gesagt haben. —

Doch ich erzähle. Hr. H. beschreibt mit der feinsten und aufgeräumtesten Art, daß er zu Hause den Tempel Salomonis seiner Fakultät, das heißt, das Tribunal eines alten römischen Prätors auf einem großen Tische sehr zierlich und genau mit allen nöthigen Figuren, fast hätte ich gesetzt in Lebensgröße, aufgebauet habe. Sie müssen die Beschreibung selbst lesen; damit sie die ganze herrliche Sache gleichsam vor Augen sehen.

Sie wissen daß die Juristen den Namen Titius fast immer brauchen, um demselben besondre Rechtsfälle anzudichten. In weiblichen Fällen muß die Casa sich als eine gemeine Person brauchen lassen. Masson hat den Lebenslauf des erstern beschrie-

Zwey hundert und drey und achtzigster Brief.

Sie haben einigemal den Gedanken geäußert, es mißfalle Ihnen selbst am Virgil und Horaz, daß sich jener zu seinen Eklogen, dieser zu seinen Satyren des Hexameters bedient habe. Der majestätische Gang des Hexameters, sagten sie, erfordert auch eine angemessene Grösse des Inhalts. Ihr Gefühl werde gewissermassen beleidiget, wenn sie Virgils Hirten im hohen hexametrischen Schwunge ihre sanften Empfindungen ausdrucken, und von den kleinen, süssen Geschäften der ländlichen Unschuld sprechen hörten; und noch mehr Widerstreben empfänden Sie fast bey sich, wenn Horazens spottende Muse die kleinen Thorheiten seiner Mitbürger in diesem feyerlichen Ton belachte. Ich erinnere mich auch, daß Sie einst so gar behaupteten, Horaz müsse diesen Mißstand selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in seinen Satyren so nachläßig bearbeitet

 habe,

beurtheilen. Journal des Savans, Nouvelle de la Republique des Lettres, &c. &c. &c.

Wenn doch irgendwo ein Direktor über ein Seminarium, um seine Studenten zu beschäftigen, den Einfall kriegte sie ein Verzeichniß von allen beurtheilten Schriften verfertigen zu lassen. Z. E. Locke on human Vnderstanding wird beurtheilet im Journal des Savans, in den Nouvelles de la Republ. des Lettres, etc. Bey jedem Titel versteht sich, müßte der Theil und d. Seite der recensirenden Monatsschrift angeführt werden. Man hätte dadurch das Vergnügen verschiedene Urtheile leicht mit einander vergleichen zu können, so bald man wollte, die Verfertigung selbst könte für die junge Leute nicht schwer fallen. Ein jeder nimmt ein eigenes Journal vor: und findet es sich, daß bey ihm unter einen Buchstaben des Alphab. e. Schrift vorkommt, die der andre in seinem Journal auch recensiert gefunden: so schreibt man die Anführungen zusammen. Auf solche Art könnte ein sehr nützliches Bücherverzeichniß nach

nach dem Alphabet sowohl der Verfasser als der Büchertitel zum Vorschein kommen und der weitläuftige Hausrath der Journale brauchbar werden. Die Urtheile selbst schreibt man nicht ab: höchstens eine Anekdote von dem Namen des ungenannten Verfassers oder einer seltenen Ausgabe. Doch auch dieß fällt lieber weg, weil die Arbeiter dazu schon mehr Zeit haben, oder geschickter seyn müßten, als ich es durch die Bank annehme. — Ich erinnere mich daß die kaiserliche franciszische Academie in Augspurg hat einmal ein allgemeines Register über die Monatschriften zu liefern versprochen, aber der Plan war so verwirrt angelegt, und die Ausführung ist so wenig erfolgt, und würde wenn sie erfolgen sollte vermuthlich eben so wenig dem magno hiatu Promissoris entsprechen, als es bey den übrigen Projecten des theuren Herrn Herz von Herzberg geschehen ist.

Doch es ist ja wohl Zeit, Sie ein wenig ernsthafter zu unterhalten. Hierzu habe ich mir ein Stück ebenfals aus einem Briefe des Hr. Prof.

H. an

H. an den seel. Baumgarten in Halle aufbewahrt. Der erstere hatte ein verlohrnes Blatt, worauf ein Einwurf gegen den Wolfischen Beweis vom Daseyn Gottes stand, drucken lassen. Der leztere verlangte es zu sehen: man schickte es ihm. Hier ist der verjüngete Einwurf.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 17. May 1764.

Beschluß des zwey hundert und zwey und achtzigsten Briefes.

Wolf schließt, weil ich veränderliche und zufällige Modos sehe: so ist auch die Materie, an der diese Modi zum Vorschein kommen, zufällig und hinfällig. In einem besondern Falle: weil die rothe Farbe, womit eine Wand bestrichen ist, erblasset und gar vergehet: so muß auch die Wand einfallen. Man sieht die Bündigkeit des Schlusses.

Das nothwendige Wesen ist doch dasjenige Wesen, das den Grund seines Daseyns in sich selbst hat? gut: solte es nun wohl nicht zwey,

drey, mehrere dergleichen geben können? O nein, sagt man mir, der Grundsatz des nicht zu unterscheidenden. Nu denn? Sie sehen ja daß zwey gleich nothwendige Wesen von allen Dingen den Grund enthalten müssen; wären sie aber unterschieden, und dis will der Grundsatz: so — Die Folge ist deutlich. Die Folge sehe ich: aber gewiß nicht, warum sie annehmen, daß das nothwendige Wesen von allen Dingen den Grund enthalten müsse. Ich frage: sollte es nicht ein nothwendiges Wesen geben, das nur von sich, nicht aber von andern den Grund enthielte: und sie sagen nein, denn das nothwendige Wesen enthält von allen andern den Grund, das heißt doch wohl voraussetzen, was man beweisen solte.

Die Materie selbst könnte also wohl nothwendig seyn: aber die Schönheit, die Ordnung, womit sie bekleidet worden, ist es nicht: daher gälte der Wolfische Beweis höchstens so weit: es giebt eine nothwendige Sache: ohne uns zu lehren, ob nicht auch die Materie diese nothwendige

wendige Sache seyn könne. Der Beweis also, daß ein Gott sey, wird am besten aus der Ordnung und Schönheit der Welt geführt. Deus est creator mundi; daraus folgt aber noch nicht: Deus est creator materiae; denn mundus oder κοσμος ist die Schönheit, womit die Materie durch Eintheilung in harmonische Verhältnisse bekleidet worden, und die richtige Erklärung von Gott würde seyn: eine nothwendige Sache, die nicht blos von ihrem eigenen Daseyn, sondern auch von dem Daseyn aller Modorum den Grund enthielte. Hieher gehöret noch eine Stelle des Scaligers: materia si propius dispiciatur, alioquin diuina res est, nempe una entium omnium maxima, suaque essentia perpetua atque immutabilis. Nunquam enim corrumpitur ipsa, sed id, quod ex ipsa fit. Ich war, wie Sie vielleicht es auch seyn werden, begierig zu erfahren ob Baumgarten würde geantwortet haben? Siehe da, ich fand die Antwort: aber das Wasser reichte mir bis an die Lippen. Baumgarten verspricht mündlich die Sache zu erläutern. Und

so denke ich verschieben wir es ebenfalls bis zu einer mündlichen Unterredung.

Ich freue mich über die Gelegenheit, welche mir diese Briefsammlung darbietet, unsre billige Denkungsart Ihnen durch einen neuen Beweis darzulegen. Sie haben etwa gedacht, wir würden das verheelen, was wir irgendwo zum Lob des Hrn. Directors der schwarzen Zeitungen finden dürften? Keinesweges: ich bin ordentlich emsig für sie die folgende Stelle abzuschreiben: „Noua Litteraria Hamburgensia, „quae nunc cura DIVINI et SAPIENTISSIMI omnium, qui sunt, qui fuerunt, et erunt, „PHILOSOPHI et DICTATORIS PERPETVI, ZIEGRAE, prodeunt.„ Diese Stelle ist aus einem Briefe des Hrn. Prof. Klotz.

Es sind einige der wichtigsten Briefe in diesem Bande der Sammlung übrig, davon ich noch nichts gesagt z. E. Briefe eines Ungenannten, der sich bey den berühmten Westphälischen

tischen Friedensunterhandlungen an den Orten selbst aufgehalten. Allein die Wahrheit zu gestehen, ich habe diese Briefe noch nicht ganz gelesen, und kann folglich auch nicht sagen ob sie etwas neues über diese ausgeschriebene Materie enthalten. Denn nicht jeder besitzt die Fontenellische Gabe über unverstandene Dinge richtig zu urtheilen. Fontenelle thut dies wirklich in seinem Briefe über d. Tz. Spr. an Hrn. Prof. Gottsched. Algarotti schreibt an Hrn. Prof. Formey seine Gedanken über diesen Brief und scheint empfindlich über den französischen Stolz. Hevelius beklagt sich, daß er sein Ehren- und Gnadengehalt von Frankreich seit dem Jahre 1671. nicht ausgezahlt erhalten. Dies ist eine Anekdote zum Siècle de Louis XIV.

Van der Hardt sagt den Wittenbergischen Theologen sehr derbe Wahrheiten; aber es herrscht ein so furchtbarer theologischer Geist in diesem Briefe, daß ich ihn zitternd weggelegt

 habe,

habe, um einen Brief des erlauchten Galißki zu lesen, den ich Ihnen empfehle, so wie Ihren Freund

B.

Zwey

Zwey hundert und drey und achtzigster Brief.

Sie haben einigemal den Gedanken geäußert, es mißfalle Ihnen selbst am Virgil und Horaz, daß sich jener zu seinen Eklogen, dieser zu seinen Satyren des Hexameters bedient habe. Der majestätische Gang des Hexameters, sagten sie, erfordert auch eine angemessene Grösse des Inhalts. Ihr Gefühl werde gewissermassen beleidiget, wenn sie Virgils Hirten im hohen hexametrischen Schwunge ihre sanften Empfindungen ausdrucken, und von den kleinen, süssen Geschäften der ländlichen Unschuld sprechen hörten; und noch mehr Widerstreben empfänden Sie fast bey sich, wenn Horazens spottende Muse die kleinen Thorheiten seiner Mitbürger in diesem feyerlichen Ton belachte. Ich erinnere mich auch, daß Sie einst so gar behaupteten, Horaz müsse diesen Mißstand selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in seinen Satyren so nachläßig bearbeitet

 habe,

habe, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und mit dem Ton seiner Materie übereinstimmiger zu machen.

Sie mögen dieses mit den Verehrern des Alterthums ausmachen. Ich will es zu einer andern Zeit mit Ihnen untersuchen, ob Sie in Absicht der Alten Recht oder Unrecht haben. Wenn aber von unserm deutschen Hexameter die Rede ist, so haben sie gleich offenbar Recht. Unser Hexameter wird niemals den Wohlklang der Griechischen und Lateinischen erreichen. Die unbiegsame Natur unsrer Sprache, und der Mangel an Spondäen verstatten es nicht. Sollten wir also nicht eine vorsichtige Sorgfalt anwenden, ihn nur da bescheiden zu gebrauchen, wo ihm die Majestät des Inhalts, oder der herrschende Ton des Affekts einen feyerlichern Schwung giebt, seinen Gang gleichsam unterstützt, und seine Tonfälle verstärkt? Und da er noch nicht so ausgebildet ist, als er seyn könnte, da wir ihm, wie ich glaube, wenn wir unsre Sprache genauer studiren, noch mehr Harmo-

nie geben können, als er jetzt hat; so sollte man ihn, wie mich dünkt, bey allen den Materien zu brauchen vermeiden, wo er irgends in Gefahr wäre, matter und minder voll zu klingen, als er doch im Deutschen klingen kann; und wo sich unser Ohr verwöhnen könnte, um des minder erhabnen Inhalts willen auch mit dem prosaischen Gange des Hexameters zufrieden zu seyn.

Sie werden aus diesen Gründen leicht mit mir einstimmig seyn, daß Youngs Nachtgedanken nicht in Hexameter übersetzt werden sollten. Verwundern Sie Sich aber über dieses Urtheil, so muß ich Ihnen sagen, daß es der Würde des Inhalts dieses Gedichts keinesweges zu nahe tritt. Vergessen Sie nicht, daß ich in Beziehung auf unsre Sprache rede, die es nothwendig zu machen scheint, den Hexameter nur für das grosse, lyrische und majestätische aufzuheben. Youngs Nachtgedanken haben freylich oft einen erhabenen und hinreissenden Schwung, wo er uns durch die Stärke, und, ich möchte wohl sagen, durch den Ungestüm seines Affekts, durch den kühnen Flug seiner Fantasie, und durch die

grossen Scenen, die er bis ins unendliche vor uns hinstellt, durch alle Sphären der Himmel mit sich fortführt, und unsern Geist weit über den engen Gesichtskreiß dieses Lebens erhebt. Wenn dieses der allein herrschende Ton seines Gedichts wäre, der sich nur durch Schattirungen unterschiede, so wollte ich kein Wort dagegen einwenden, es könnte und müßte dann in Hexameter übersetzt werden, wenn das Sylbenmaaß der Materie angemessen seyn sollte.

Aber sie wissen, er bleibt nicht immer in diesen Höhen. Er senkt sich zur Erde herab. Er findet Lorenzo's vor sich, die von diesen Höhen, die er verlassen hat, nichts sehen noch empfinden wollen. Sein Unwille wird gereizt, daß sie die Wahrheit der grossen Scenen, davon er voll ist, läugnen, und seine Fantasie für ausschweifend schelten. Er bestreitet sie mit Gründen der Vernunft; er sucht ihnen die Waffen, damit sie ihn angreifen, aus den Händen zu reissen; man kämpft von beyden Seiten; er wird Herr über seinen Gegner, und wirft ihn zu Boden, und nimmt ihm seine Waffen, und

führt

führet ihn überwunden im Triumph mit sich fort. Andere, die im Schlamme kriechen, und die niedrigen Sümpfe des Lasters lieben, verfolgt sein Eifer mit der Geissel der Satyre bewafnet in alle ihre modrige Schlupfwinkel, jagt sie aus dem Schlamme hervor, reißt ihnen die Hülle, womit sie ihre Schande zu bedecken suchen, hinweg, und stellt sie mit ernstem Spott, ganz von dem Kothe, darin sie sich wälzten, besudelt, der Welt dar.

So wechselt sein Ton beständig ab. Bald schwingt er sich über alle Himmel hinaus; bald disputirt er wieder mit den Unglaubigen; bald wird er didaktisch; bald schildert er die Laster und Thorheiten der Menschen mit finstern und stark aufgetragenen Farben in ihren natürlichsten und häßlichsten Gestalten. Ich will diese Abwechselung nicht tadeln, wenigstens mich jetzt darauf nicht einlassen, ob ein Young nicht einen Plan hätte wählen können, darin nur ein Ton der herrschende gewesen wäre. Ich gestehe es auch, daß sein poetischer Geist alle diese kontrastirende Scenen mit gleichem Feuer beseelt,

stellt, und seine originale Kühnheit ihn eben so wenig in den niedrigsten als in den höchsten Gegenden, wohin er seinen Flug nimmt, verläßt. Aber, sagen Sie mir, wie kann der feyerliche Gang des Hexameters diesen so sehr an Würde verschiedenen Gegenständen, wie kann er dem so hervorstehend abgeänderten Tone des Dichters durchgängig gleich angemessen seyn? Das jambische und trochäische Sylbenmaaß bequemt sich nach der Verschiedenheit der Materie, oder läßt sich durch weise Einmischung anderer Füsse, wenn ich so sagen darf, auf den Ton des Vortrags stimmen, und bald heben, bald der Prose näher bringen. Aber der Hexameter hat immer eine gewisse ihm eigenthümliche ernste Majestät; und wenn der Inhalt diese nicht hat, so ist die Melodie des Hexameters entweder mislautend dagegen, oder die geringere Erhebung des Vortrags verführt den Dichter unvermerkt, auch die grosse Harmonie des Sylbenmaasses zu vernachlässigen; und das ist der grade Weg, den Hexameter in unsrer Sprache ganz zu verderben, und uns endlich mit Recht

den Vorwurf zuzuziehen, daß unsre Sprache nicht dazu gemacht sey.

Vielleicht hat der Ungenannte, der vor einiger Zeit Youngs Nachtgedanken in hexametrische Verse übersetzt hat, *) diese Betrachtungen entweder nicht angestellt, oder nicht von großem Gewicht gefunden. Den Young oder Milton richtig und zugleich harmonisch in Hexameter zu übersetzen, ist keine kleine Unternehmung. Wer darin glücklich ist, dem kann man es verzeihen, daß er nicht gleicher Meynung mit mir gewesen, und einen Dichter doch gut übersetzt hat, an dessen guter Uebersetzung ich verzweifelte. Ich will Ihnen hernach über diese poetische Uebersetzung, die Sie vielleicht noch nicht gesehen haben, meine Gedanken sagen, und sie mit Herr Eberts prosaischen Uebersetzung vergleichen. Jezt muß ich Sie noch ein wenig vom Hexameter unterhalten. Ich habe das Herz voll davon; und Sie müssen mich hören.

Sie

*) Die zu Hannover 1760. und 1761. herausgekommen.

Sie wissen, daß wir in unsrer Sprache einen Mangel an Spondäen haben, und daß dieser Mangel dem deutschen Hexameter keinen geringen Grad von dem gesetzten Wohlklange entzieht, den die griechischen und lateinischen Hexameter haben. Sollten wir denn also die Spondäen, die uns die Sprache noch giebt, nicht sorgfältig zu Rathe halten? Unsre lange Sylben werden ganz genau durch das Zeitmaaß der Aussprache bestimmt; und dieses hängt entweder von der Natur der Sylbe selbst ab, welche eine merklich längere Zeit zum Aussprechen erfordert, oder von dem Accent, den wir in der Aussprache drauf legen. Müssen wir nun nicht zweysylbige Wörter, deren Sylben einerley Länge des Zeitmaasses haben, als natürliche Spondäen ansehen, dafür wir der Sprache Dank schuldig sind? Und an solchen Wörtern fehlt es uns doch nicht. Ich könnte Ihnen gleich ein Dutzend hersetzen, so wie sie mir einfallen. Umgang, Schicksal, Unglück, Aufruhr, Feindschaft, Freundschaft, Endzweck, Gottheit, Anschlag, u. s. w. sind lauter Spondäen.

däen. Das Ohr wird schwerlich zwischen den Zeitmaassen beyder Sylben einen Unterschied bemerken. Diese müssen wir nie, oder doch sehr selten, als Trochäen gebrauchen, wenn wir jemals ein bestimmtes Maaß unsrer Aussprache, und Harmonie in unsern Hexametern erlangen wollen. Wie ärgerlich ist es nun dem, der seine Sprache liebt, wenn er solche natürliche Spondäen nicht allein in Trochäen verwandelt, sondern auch gar zu Daktylen verbraucht sieht; und in den Stellen hingegen, wo sie sehr gut als Spondäen stehn würden, wiederum Trochäen antrift. Das muß ja nothwendig den ganzen Fall des Verses umkehren und widersinnisch machen, und die Harmonie völlig tödten. Ich will ihnen einmal ein paar Verse aus unserm Uebersetzer des Young vorlegen, und das Tonmaaß der natürlichen Aussprache darüber setzen; und dann urtheilen Sie selbst.

– – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
Feindschaft und Zwist der Gedanken, und Auf-
– ∪ – ∪ ∪ – ∪
ruhr im lermenden Busen.

– ∪
Unter

– ∪ ∪ – – ∪ – – ∪ – ∪
Unter dem Nachdruck der Warnung, die feurig
∪ – ∪ ∪ – ∪
den Trägen ermuntert,
– ∪ – – – – ∪ ∪ – ∪
So aus Freundschaft, die, was ich vorher be-
– – ∪ – ∪
sang, überlebet.

Würde ein Grieche oder Römer nicht lachen müssen, wenn wir ihm sagten, daß dieß Hexameter wären?

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 24. May 1764.

Fortsetzung des zwey hundert und drey und achtzigsten Briefes.

Aus Mangel der Spondäen müssen wir oft Trochäen gebrauchen. Das Ohr verliert etwas dabey, und der Hexameter bekömmt dadurch einen weniger männlichen Klang. Fehlt uns also jener, so müssen wir ihn wenigstens mit Hülfe der Trochäen so voll klingend zu machen suchen, als es nur möglich ist. Die Trochäen müssen sich daher mit einer bestimmt langen Sylbe anfangen, daß der Leser niemals verleitet werde, sie jambisch zu lesen; sonst ist die Melodie des Hexameters gleich verlohren. Die Daktylen die wir mit ein mischen, müssen sehr rein seyn, und dem Ohr die doppelte kurze Sylbe merklich zu vernehmen geben. Durch

diesen geschwindern Fall werden die Trochäen gleichsam kontrastirt und gehoben, ihr langsamerer Gang fällt deutlicher ins Gehör, und nähert sich dem spondäischen; und durch diese zwiefache Sorgfalt können wir es allein erhalten, daß wir in unserer Sprache von der wahren Musik des Hexameters weniger vermissen. Wenn man aber Trochäen nach dem Sylbenmaaß jambisch lesen muß, wenn man eine natürlich lange Sylbe bald im Trochäen lang, bald wieder im Daktylen kurz gebraucht findet, so verschwindet dem Leser die Harmonie des Verses; liest er nach der Natur der Sprache, so liest er Prose, und es kann ihm nicht einfallen, daß es Verse sind; liest er mit dem Gedanken, es seyn Verse; so stößt er alle Augenblick an, der Gang der Worte ist steif, unharmonisch, und dem Ohr höchst mißfällig.

Lassen Sie uns wieder aus Youngs Uebersetzer Exempel nehmen. Er giebt eine reiche Erndte von Erläuterungen zu dieser Anmerkung. Werden Sie nicht folgenden Vers nach

der

der Natur der Sprache so lesen, als ich ihn bezeichnet habe? Und würden Sie wohl errathen, daß es ein Hexameter sey, wenn Sie ihn nicht in der Reihe von Hexametern erblickten?

υ – υ – υ – – υ – υ –
Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch
υ υ – υ –
mit Vergnügen.

Die beyden ersten Worte sind nach jedermanns Aussprache offenbar Jamben. Schicksal wird so merklich spondäisch ausgesprochen, daß man es nicht zum Daktylen mißbrauchen sollte, zumal da der Leser einen Augenblick drauf verweilt. Der ganze Gang der Worte läßt also eher einen jambischen Vers vermuthen, als einen Hexameter. Doch soll es ein Hexameter seyn, und der Verfasser will ihn so gelesen wissen.

– υ υ – υ – υ υ – υ –
Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch
υ υ – υ
mit Vergnügen.

Wenn die Aussprache so willkührlich ist, wenn sie jeder nach seiner Bedürfniß verändern kann, denn lassen Sie uns ja den deutschen Hexameter und alle lyrische Versarten aufgeben. So lange das Tonmaaß unsrer Sprache noch nicht genau bestimmt ist, (und der sorgfältig bearbeitete Hexameter kann es, wie mich dünkt, am besten bestimmen, und unser Ohr sicher gewöhnen;) so lange sollten sich die Dichter wenige oder gar keine Freyheit in der Prosodie verstatten; sonst machen sie unsre Sprache noch ärmer an Wohlklang, als sie ist. Was sagen Sie zu diesen beyden Versen?

– υ υ – υ υ – υ υ – υ υ –
So übertrift den natürlichen Narren noch weit
υ υ – υ
der Gelehrte!

– υ – υ υ – υ – – – υ υ – υ
Ueberträfe Gelehrsamkeit ganz Peru an Schätzen,

und bald darauf wieder:

– υ – υ – – – υ – υ υ – υ
Der Gelehrsamkeit und zur Gelehrsamkeit machet.

Ueber

Ueber macht im ersten Verse zwey kurze Sylben aus, im zweyten ist es ein Trochäus. Gelehrsamkeit ist in einem und eben demselben Verse ein doppelter Jambus, und dann wieder eine kurze Sylbe und ein Daktylus. Das heißt ja mit dem Sylbenmaaß spielen, unser Ohr mit Hexametern peinigen, und die Aussprache ganz holpericht und mißklingend machen.

Nur noch etwas von den einsylbigen Wörtern, dann will ich Sie nicht länger mit diesen grammatikalischen Kleinigkeiten aufhalten. Man hat es sich, wie mich dünkt, zu leichtsinnig angewöhnt, die einsylbigen Wörter als gleichgültig in der Prosodie zu betrachten. Man gebraucht sie kurz oder lang, nachdem man es eben nöthig hat, ohne darauf zu sehen, was die Natur ihrer Aussprache erfordert. Und dieser gleichgültige Gebrauch verdirbt den Wohlklang unsers Hexameters nicht wenig. Die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck der Rede auf ein einsylbiges Wort legt, bestimmen seine Länge oder Kürze in den meisten Fäl-

 len

len ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidiget, wenn es Sylben kurz hören muß, die doch die Aussprache oder der Nachdruck lang macht, und umgekehrt. Wird dieser Fehler in einem Gedicht oft begangen, ja trift man ihn, (wie es in unsern Hexametern nur allzuhäufig geschiehet,) in einem Verse einige mal an, so kann man demjenigen Ohr Troß bieten, das in solchen Hexametern die Harmonie des Hexameters hören kann.

Wenn man hingegen die Regeln beobachtete, die uns die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck ertheilt, für die einsylbigen Wörter an die Hand giebt; so würde unser Hexameter nicht allein das steife und unbiegsame verlieren, sondern auch dem Ohr durch das merkliche Fallen und Erheben seiner abwechselnden Töne schmeichelhaft werden. Je grössern Vorrath unsre Sprache aber an einsylbigen Wörtern hat, und je unumgänglicher sie von den Dichtern gebraucht werden müssen; desto weniger dürfen wir ihr Tonmaaß als gleichgültig

sig annehmen, desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln seyn. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unsre schwerfälligere und vollsylbige Sprache nicht applikabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsylbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgültig (ancipites) angesehn haben, mögen wirklich nach ihrer Aussprache ein mitleres Maaß zwischen ihrer langen und kurzen Sylbe gehabt haben, daß es weniger anstößig war, sich in der Aussprache etwas länger dabey zu verweilen, oder kürzer drüber hinzulaufen, nachdem es die Bedürfniß des Dichters erforderte. Ueberdem war das Maaß aller übrigen Sylben in beyden Sprachen so genau bestimmt, daß die wenigen ancipites keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Wir Deutschen hingegen haben, wenn wir auf die Zeit der Aussprache sehn, lange Sylben von so verschiedner Länge, und kurze von so verschiedener Kürze, die wir in der Poesie doch nur von einerley Tonmaaß, als lang oder als kurz gebrauchen, daß es für die Harmonie

monie unsrer Gedichte nicht gleichgültig seyn kann, ob unsre viele einsylbige Wörter ancipites seyn, oder ihr bestimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaaß der einsylbigen Wörter zu bestimmen, und, wo ich mich nicht sehr irre, folgende Regeln vorzuschreiben. Alle einsylbige Nomina und Verba sind vermöge der Aussprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einsylbigen Verba ist und hat scheinen hievon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeschadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort machen offenbare Jamben aus; und ein einsylbiges Adiectiuum das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr, weil es entweder durch die Aussprache, oder durch die Kraft der Bedeutung, die drauf liegt, lang ist. Unter allen übrigen einsylbigen Wörtern aber, welche Partikeln und Vorwörter

sind,

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

> Zwar hat noch niemand das Lachen.
> Je als sündlich zu tadeln gewagt; doch — einen Gedanken.
>
> ∪ ∪ ∪ –
> Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb unmoralisch:
>
> ∪ – ∪ ∪ ∪
> Zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß ausläßt, u. s. w.

 Und

monie unsrer Gedichte nicht gleichgültig seyn kann, ob unsre viele einsylbige Wörter ancipites seyn, oder ihr bestimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaaß der einsylbigen Wörter zu bestimmen, und, wo ich mich nicht sehr irre, folgende Regeln vorzuschreiben. Alle einsylbige Nomina und Verba sind vermöge der Aussprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einsylbigen Verba ist und hat scheinen hievon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeschadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort machen offenbare Jamben aus; und ein einsylbiges Adiectivum das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr, weil es entweder durch die [illegible] oder durch die Kraft [illegible] lang ist. [illegible] tern [illegible]

[illegible]

ein [illegible]

te, wenn man [illegible]

Versuchen Sie [illegible]

den Hexametern [illegible]

Mangel [illegible]

rührt, daß [illegible]

sind beobachtet [illegible]

dem Uebersetzer [illegible]

nige Proben [illegible]

Gesang vot S [illegible]

Je als [illegible]

Und lassen Sie uns sehn, ob der Verfasser die beyden letzten Verse nicht harmonischer gemacht haben würde, wenn er die einsylbigen Wörter darinn nach dem Tonmaaße gebraucht hätte, das ich drüber gesetzt habe.

Zwar hat noch niemand das Lachen
Je als Sünde zu tadeln gewagt, doch halb unmoralisch
Ist es gewiß, — vergieb den Gedanken der strenge nur scheinet; —
Hängst du zu viel ihm nach, und es bricht in mürrisches Wesen
Oder in Flatterhaftigkeit aus — — —

Prüfen Sie jetzt nicht, ob die Stelle richtig übersetzt, ob sie poetisch ausgedruckt ist, sondern fragen Sie Sich nur, ob der Klang dieser letzten Verse nicht besser sey, als der erstern. Ich habe mit Fleiß keine andere Veränderung damit vornehmen wollen, als daß ich die einsylbigen Worte nach ihrem natürlichen Tonmaß gesetzt habe, um es desto deutlicher zu zeigen, daß der mehrere oder mindere Wohlklang von dem richti-

richtigen oder unrichtigen Tonmaaße der einsylbigen Wörter herrühre.

Welcher Vers klingt Ihrem Ohr besser? Welcher scheint Ihnen ein reinerer Hexameter zu seyn? Dieser?

u u – u – u u – u u – u
Zu beglückt zum Tändeln und Scherz ist er ruhig
u – u
und heiter

Oder der?

– u – u u – u u – u –
Ruhig ist er und heiter, zum Scherz und Tän-
u u – u
deln zu glücklich.

Können Sie folgenden Vers anders lesen, als er bezeichnet ist?

Ruft ihr Söhne der Pierinnen! die Sphäre des
Mondes,
u u – u u – u u –
Die es mehr als ihr Bruder, verdient, in schwei-
genden Stunden u. s. w.

Ist

Ist das nun aber wohl ein Hexameter? Gehört es nicht zum Wesen des Hexameters, daß eine bestimmt lange Sylbe den Vers anfange, und den Ton des ersten Ganges, den er gehn muß, gleichsam angebe? Und ist nicht der ganze hexametrische Tonfall verloren, sobald man den Vers jambisch zu lesen anfangen muß, oder auch nur ungewiß ist, was man auf die erste Sylbe für einen Ton legen solle?

Lesen Sie auch noch diese Zeile. Nicht wahr, Sie werden sie so lesen?

υ – – υ – υ υ – υ υ υ
Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie
υ – υ
erstickct

Nicht doch, es ist ein Hexameter, der so gelesen werden muß:

– – – υ – υ υ – υ – υ
Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie
υ – υ
erstickct

Und

Und dieser so:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, wer dies
nicht erkennet

ob die Aussprache Sie gleich verführen will, so zu lesen:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, u. s. w.

Nur noch einen; und dann will ich ihr Ohr verschonen. Wenn sie folgendes in Prosa geschrieben fänden, würden sie es nicht in diesem Sylbenmaaß lesen? „Wie wenn der Ameisen
„kleine Welt über Haufen gefallen, zu dem
„letzten Schicksal empor, das gnädig, das hart
„ist, als des Menschen eigne Wahl, der den
„Himmel beherrschet, als des Menschen de-
„spotischer Wille, ja oft eine Stunde u. s. w.„

Nun üben Sie sich im skandiren. Ich sage Ihnen, es sind Hexameter, so wie sie da stehn. Youngs Uebersetzer hat sie in der zweyten Nacht, und Sie müssen der natürlichen Aussprache zu Trotz so lesen:

— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪
Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen
∪ - ∪
gefallen,
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪
zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das
— —
hart ist,
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪
als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel
∪ — ∪
beherrschet,
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪
als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine
— ∪
Stunde, u. s. w.

Oder auch so: denn der Leser muß es errathen, wie der Verfasser gelesen haben will:

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪
Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen
∪ — ∪
gefallen

Der

der hat er oft genung lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehn als über und eine in der

v v –

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, aufopfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

len ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidiget, wenn es Sylben kurz hören muß, die doch die Aussprache oder der Nachdruck lang macht, und umgekehrt. Wird dieser Fehler in einem Gedicht oft begangen, ja trift man ihn, (wie es in unsern Hexametern nur allzuhäufig geschieht,) in einem Verse einige mal an, so kann man demjenigen Ohr Troß bieten, das in solchen Hexametern die Harmonie des Hexameters hören kann.

Wenn man hingegen die Regeln beobachtete, die uns die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck ertheilt, für die einsylbigen Wörter an die Hand giebt; so würde unser Hexameter nicht allein das steife und unbiegsame verlieren, sondern auch dem Ohr durch das merkliche Fallen und Erheben seiner abwechselnden Töne schmeichelhaft werden. Je größern Vorrath unsre Sprache aber an einsylbigen Wörtern hat, und je unumgänglicher sie von den Dichtern gebraucht werden müssen; desto weniger dürfen wir ihr Tonmaaß als gleichgültig

sig annehmen, desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln seyn. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unsre schwerfälligere und vollsylbige Sprache nicht applikabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsylbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgültig (ancipites) angesehn haben, mögen wirklich nach ihrer Aussprache ein mitleres Maaß zwischen ihrer langen und kurzen Sylbe gehabt haben, daß es weniger anstößig war, sich in der Aussprache etwas länger dabey zu verweilen, oder kürzer drüber hinzulaufen, nachdem es die Bedürfniß des Dichters erforderte. Ueberdem war das Maaß aller übrigen Sylben in beyden Sprachen so genau bestimmt, daß die wenigen ancipites keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Wir Deutschen hingegen haben, wenn wir auf die Zeit der Aussprache sehn, lange Sylben von so verschiedner Länge, und kurze von so verschiedener Kürze, die wir in der Poesie doch nur von einerley Tonmaaß, als lang oder als kurz gebrauchen, daß es für die Harmonie

monie unsrer Gedichte nicht gleichgültig seyn kann, ob unsre viele einsylbige Wörter ancipites seyn, oder ihr bestimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaaß der einsylbigen Wörter zu bestimmen, und, wo ich mich nicht sehr irre, folgende Regeln vorzuschreiben. Alle einsylbige Nomina und Verba sind vermöge der Aussprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einsylbigen Verba ist und hat scheinen hievon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeschadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort machen offenbare Jamben aus; und ein einsylbiges Adiectiuum das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr, weil es entweder durch die Aussprache, oder durch die Kraft der Bedeutung, die drauf liegt, lang ist. Unter allen übrigen einsylbigen Wörtern aber, welche Partikeln und Vorwörter

sind,

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.
Je als sündlich zu tadeln gewagt; doch — einen Gedanken.

υ υ υ –
Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb unmoralisch:

υ – υ υ υ
Zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß ausläßt, u. s. w.

Und lassen Sie uns sehn, ob der Verfasser die beyden letzten Verse nicht harmonischer gemacht haben würde, wenn er die einsylbigen Wörter darinn nach dem Tonmaasse gebraucht hätte, das ich drüber gesetzt habe.

Zwar hat noch niemand das Lachen
Je als Sünde zu tadeln gewagt, doch halb unmoralisch
Ist es gewiß, — vergieb den Gedanken der strenge nur scheinet; —
Hängst du zu viel ihm nach, und es bricht in mürrisches Wesen
Oder in Flatterhaftigkeit aus — — —

Prüfen Sie jetzt nicht, ob die Stelle richtig übersetzt, ob sie poetisch ausgedruckt ist, sondern fragen Sie Sich nur, ob der Klang dieser letzten Verse nicht besser sey, als der erstern. Ich habe mit Fleiß keine andere Veränderung damit vornehmen wollen, als daß ich die einsylbigen Worte nach ihrem natürlichen Tonmaß gesetzt habe, um es desto deutlicher zu zeigen, daß der mehrere oder mindere Wohlklang von dem richti-

richtigen oder unrichtigen Tonmaasse der einsylbigen Wörter herrühre.

Welcher Vers klingt Ihrem Ohr besser? Welcher scheint Ihnen ein reinerer Hexameter zu seyn? Dieser?

v v – v – v v – v v – v
Zu beglückt zum Tändeln und Scherz ist er ruhig
v – v
und heiter

Oder der?

– v – v v – v v – v –
Ruhig ist er und heiter, zum Scherz und Tändeln zu glücklich.
v v – v

Können Sie folgenden Vers anders lesen, als er bezeichnet ist?

Ruft ihr Söhne der Pierinnen! die Sphäre des Mondes,

v v – v v – v v –
Die es mehr als ihr Bruder, verdient, in schweigenden Stunden u. s. w.

Ist

Ist das nun aber wohl ein Hexameter? Gehört es nicht zum Wesen des Hexameters, daß eine bestimmt lange Sylbe den Vers anfange, und den Ton des ersten Ganges, den er gehn muß, gleichsam angebe? Und ist nicht der ganze hexametrische Tonfall verloren, sobald man den Vers jambisch zu lesen anfangen muß, oder auch nur ungewiß ist, was man auf die erste Sylbe für einen Ton legen solle?

Lesen Sie auch noch diese Zeile. Nicht wahr, Sie werden sie so lesen?

u – – u – u u – u u u
Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie
u – u
ersticket

Nicht doch, es ist ein Hexameter, der so gelesen werden muß:

– – – u – u u – u – u
Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie
u – u
ersticket

Und dieser so:

> – – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
> Der bleibt noch im Alter ein Kind, wer dies
> ∪ ∪ – ∪
> nicht erkennet

ob die Aussprache Sie gleich verführen will, so zu lesen:

> ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
> Der bleibt noch im Alter ein Kind, u. s. w.

Nur noch einen; und dann will ich ihr Ohr verschonen. Wenn sie folgendes in Prosa geschrieben fänden, würden sie es nicht in diesem Sylbenmaaß lesen? „Wie wenn der Ameisen „kleine Welt über Haufen gefallen, zu dem „letzten Schicksal empor, das gnädig, das hart „ist, als des Menschen eigne Wahl, der den „Himmel beherrschet, als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine Stunde u. s. w.„

Nun

Nun üben Sie sich im skandiren. Ich sage Ihnen, es sind Hexameter, so wie sie da stehn. Youngs Uebersetzer hat sie in der zweyten Nacht, und Sie müssen der natürlichen Aussprache zu Troß so lesen:

— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪
Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen
∪ - ∪
gefallen,
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪
zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das
— —
hart ist,
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪
als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel
∪ — ∪
beherrschet,
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪
als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine
— ∪
Stunde, u. s. w.

Oder auch so: denn der Leser muß es errathen, wie der Verfasser gelesen haben will:

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪
Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen
∪ — ∪
gefallen

Der

der hat er oft genung lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehn als über und eine in der

◡ ◡ –

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, aufopfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

näch-

nächstens noch einen Brief von mir, darin wir uns besonders mit dieser poetischen Uebersetzung beschäftigen, und sie mit Eberts Uebersetzung vergleichen wollen. Sie wissen, wie angenehm und lehrreich uns solche Vergleichungen der Schriftsteller immer gewesen sind.

T.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 31. May 1764.

Zwey hundert und vier und achtzigster Brief.

Von der Treue eines Uebersetzers hat man viel geschrieben. Alles, worauf ich mich besinnen kann, läuft darauf hinaus, daß sie nicht darin besteht, wenn man wörtlich übersetzt, sondern wenn man den Sinn seiner Urschrift in die Sprache, darin man übersetzt, vollständig herüber trägt. Dies scheint mir noch nicht genung bestimmt zu seyn. In einer richtigen Umschreibung ist das auch unsre Pflicht; und diese ist doch von der Uebersetzung wesentlich unterschieden. Jene hat blos zum Zweck, den richtigen Sinn eines Verfassers darzulegen, diese soll ausserdem noch so genau als möglich das Kolorit treffen, womit er seine Gedan-

ken ausgedruckt hat. Ein Ueberseßer hat also die Pflicht auf sich, nicht allein seine Urschrift zu verstehen, sondern auch den unterscheidenden Ton derselben, und den Charakter ihrer Schreibart zu finden, und sich hineinzusetzen. Alsdenn hat er erst übersetzt, das heißt, er hat seinen Landsleuten die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton eines fremden Originals bekannt gemacht. Wenn ich mir den Unterscheid einer Umschreibung und Uebersetzung recht deutlich machen will, pflege ich mir ein Miniaturgemälde als das Original vorzustellen, welches durch die Umschreibung mit Röthel ins Große gebracht worden, damit blöde Augen, die an jenem nichts unterscheiden können, von der Figur, dem Verhältniß und der Gestalt seiner Theile, und von der Anordnung des Gemäldes ein deutliches Bild erlangen. Die Uebersetzung hingegen ist eine genaue Kopie, darin man die Feinheit und die Nuancen der Züge, den Pinselstrich des Originals, den besondern Auftrag, die Vertheilung der Farben, und die eigenthümliche Manier des Mahlers auszudrucken

cken bemüht gewesen. So grotesk nun eine solche Kopie aussehn würde, wenn einige Theile darin mit dieser Genauigkeit dem Original folgten; andere hingegen mit Röthel ins Große gebracht wären; so widersinnig fällt auch eine Uebersetzung in die Augen, die halb aus genau übersetzten Zügen und halb aus Umschreibungen besteht.

Wenn dieser Misstand in didaktischen Schriften nicht so sehr bemerkt und leichter vergeben wird, so sticht er hingegen in Poesien desto deutlicher hervor. Hier muß die Uebersetzung nothwendig den Ton des Ausdrucks, und den herrschenden Charakter des Dichters, der übersetzt wird, behalten, wenn man im Stande seyn soll, sich von seinem Genie, und von der Natur seiner Dichtungsart, aus der Uebersetzung eine richtige Vorstellung zu machen, Ein kühner Pinselzug, der richtig nachgeschildert ist, und ein andrer, der durch eine Umschreibung verwischt ist, machen hier eine häßliche Wirkung neben einander. Man verliert den Ton des Gedichts, man weiß nicht mehr eigentlich, was

der Verfasser gedacht, noch wie ihn seine Begeistrung von einem Gegenstande zum andern geführt hat. Man sieht gar keine Begeistrung mehr.

Ich komme auf den Young. Zur Beurtheilung seines poetischen Uebersetzers habe ich Sie nur an diese Betrachtungen erinnern wollen. Young unterscheidet sich, wie sie wissen, durch die Kühnheit seiner Metaphern, durch Häufung der Gegensätze, durch das Feuer seiner Einbildungskraft, das ihm nie in der Ebne, oder im gewöhnlichen Gesichtskreiß zu bleiben, verstattet, sondern ihn immer zur äußersten Gränze seines Gegenstandes ungestüm fortreißt, daß er sich entweder zur höchsten Höhe desselben emporschwingt, oder zu seiner äußersten Tiefe mit einem Sturze herabsenkt. Das Medium tenere, ist ihm nicht möglich. Aus diesem Feuer entspringt seine Kürze. Mit wenigen, aber starken Zügen bezeichnet er die großen Distanzen, die der Flug seiner Phantasie mit einem Schwunge zurücklegt; mit gleich schnellem Schwunge eilt er zur äußersten Höhe fort, und kann und

will

will sich nur Augenblicke verweilen. Dies scheint mir Youngs dichtrischer Charakter, dies scheint mir, wenn ich so sagen darf, der Ton zu seyn, worauf seine Leyer gestimmt war.

Sie werden mir Recht geben, daß ich diesen Charakter in der Uebersetzung finden muß, wenn ich daraus erkennen soll, was Young für ein Dichter sey. Diese Kühnheit, diese kurzen und starken Gegensätze, diesen ungestümen Flug der Einbildungskraft, dieses unaufhaltsame Bestreben die äußersten Gränzen des Denkens zu erreichen, muß, wo nicht in jeder einzelnen Stelle, (weil es die Natur der Sprache, darin man übersetzt, vielleicht nicht immer verstattet,) doch durch die ganze Uebersetzung so herrschend seyn, daß es recht treffend ins Auge fällt. Wenn man aber die Kühnheit seiner Metaphern durch Umschreibungen aufhebt, seine Gegensätze vernichtet, oder durch unrichtige Ausbildungen falsch kontrastirt, seine Kürze durch überflüßige Beywörter dehnend macht, und ins langweilige zieht, und den rauschenden Flug seiner

 erhitz-

erhitzten Fantasie als ein Paraphrast, der nur kümmerlich den Sinn der Worte anzeigen will, in ein mattes und prosaisches Schleichen verwandelt; so kann es nun nicht mehr Young seyn, den ich in der Uebersetzung lese. Er ist so verstellt, daß ich aus der Kopie nicht einmal seine Züge errathen kann.

Und fast sieht er doch in dieser poetischen Uebersetzung so aus. Nehmen Sie welche Stelle Sie wollen, so werden Sie wenigstens einen von diesen Fehlern darin antreffen. Und doch würden Sie dem Uebersetzer Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß es aus Mangel der gehörigen Kenntniß der englischen Sprache herrühre. Er scheint den Young verstanden zu haben. Aber der unglückliche Einfall ihn in Hexameter zu übersetzen, hat ihn verleitet, seinem Original Dinge anzuflicken, wodurch es oft verstellt, oft geschwächt, oft gar in ein unverständliches Geschwätz verwandelt wird; und der ganze Styl ist dadurch so matt und prosaisch, und zugleich so steif und unbiegsam geworden, daß man sehr gütig seyn muß, wenn man beydes

Form

Form und Materie seiner Hexameter ertragen will. Ertragen? Nein, man kann es nicht; weil man zum Unglück des Uebersetzers das Englische immer auf der gegenüber stehenden Seite vor sich hat, und sich ärgern muß, daß es nicht besser ausgedruckt ist.

Nehmen Sie mahl Ihren Englischen Young zur Hand, und schlagen Sie V. 657. in der zweyten Nacht auf, wo sie ein fürchterliches Gemälde von einem plötzlichen Tode finden, dessen starke Züge Sie in unsrer Sprache ohngefähr so würden ausgedruckt haben wollen.

Was für eine Rolle auch immer der prasende Held spielen mag, so hat doch nur die Tugend im Tode Majestät; und desto grössere Majestät, je finstrer sie der Tyrann anblickt. Dich, o Philander, sah er recht sehr finster an. „Keine gegebene Warnung! Ein ganz „unangemeldetes Verhängniß! Ein plötzli„cher Sturtz von des Lebens mittäglichen „Freuden! Von allem was wir lieben, von „allem, was wir sind, auf einmal abgeris„sen! Ein rastloses Lager voll Quaal! Ein

„düstres Versinken über alle Muthmassung
„herab! Der schwachen Natur Angst! Der
„Schauder der starken Vernunft vor der un-
„bekannten Finsterniß! Eine ausgelöschte
„Sonne! Ein sich eben öfnendes Grab! Und
„ach! das letzte, letzte; und was? (Können
„Worte es ausdrucken? Gedanken es errei-
„chen?) das letzte, letzte — Verstummen
„eines Freundes!„ Wo, wo sind diese Schre-
cken, dies Entsetzen, das diese scheußliche
Gruppe von Uebeln, die uns einzeln schon
erschüttern, vom Menschen fordert? — Nur
bis jetzt hielt ich ihn für einen Menschen.
Hören Sie nun die poetische Uebersetzung dieser
Stelle.

Wenn auch pralend der Held aufs höchste sein
Gaukelspiel treibet,
zeigt doch Tugend allein sich majestätisch im Tode,
und stets größer, je mehr der Tyrann da sauer
sie ansieht!
Dir, Philander, sah er recht sauer! harz war
dein Schicksal!
„Keine Zeichen! keine vorausgesendete Boten!

„Plötz-

„Plötzlich gestürzt von der Mittagshöhe des frölichen Lebens!
„Plötzlich gerissen von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben!
„Auf ein Lager der Schmerzen geworfen, die nichts überwindet!
„In ein dunkel Gewirr, wohin keine Muthmassung dringet!
„Schwacher Natur zum Schrecken! der stärksten Vernunft zum Schauder!
„Das sich öfnende Grab! die itzt verlöschende Sonne!
„Und das letzte, letzte; — was kein Wort mir beschreibet,
„kein Gedanke erreicht! — das letzte Schweigen des Freundes!„
Wo ist dieß Graun, dieß Erstaunen, das scheußliche Heera von Uebeln,
deren jedes schon einzeln erschreckt, vom Menschen sich fodern?
von Philandern, den ich als Menschen betrachtet bis itzo.

Werden Sie nicht sagen, der Uebersetzer hat den Vers füllen wollen, da er anstatt des Englischen plays den gemeinen Ausdruck braucht,

 sein

sein Gaukelspiel aufs höchste treiben? Ist das Saueransehn des Todes nicht wenigstens unedel, und für diesen ernsten Auftritt unschicklich? Und doch wird es noch dazu wiederholt, und ungramattikalisch wiederholt. Welcher Deutsche sagt wohl? Er sieht dir sauer. Die Worte: hart war dein Schicksal! sind wieder Füllsteine. Young macht diese unbedeutende Anmerkung gar nicht; der Affekt erlaubt es ihm nicht. Er eilt Philanders plötzlichen Tod mit kurzen, aber redenden Zügen zu schildern. Welcher Deutsche wird aus dem Verse: Keine Zeichen! keine vorausgesendete Boten! die Vermuthung bekommen, daß anstatt dieser unbestimmten Idee von Zeichen des Todes, und anstatt der seltsamen vorausgesendeten Boten, die der Uebersetzer gleichsam zu Bedienten des Todes macht, im Original der Vers stehe? No Warning giv'n! Unceremonious fate! Von allem, was wir lieben, von allem was wir sind, losgerissen: sagt doch wohl weit mehr, als von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben? Und die Gradation von dem was

wir

wir lieben, zu dem, was wir sind, ist ganz aus der Acht gelassen, weil sich der Hexameter darnach nicht hat bilden wollen. Die drey folgenden Verse machen aus den stärksten Zügen, die das Herz erschüttern, ein verwirrtes Gemische, das den Leser ungewiß macht, was es eigentlich vorstellen soll. Erräth man es wohl aus der Uebersetzung, daß Young hier den herannahenden Tod in vier schrecklichen Gestalten zeigt? Das Lager voll Quaal! die tiefe Finsterniß nach dem Tode! das Schrecken der Natur! der Schauder einer starken Vernunft bey diesem Auftritt! Warum hat doch der Uebersetzer die Flickwörter; geworfen, die nichts überwindet; zu seinem Hexameter nöthig gehabt? er hätte gewiß den Leser nicht auch in ein so dunkles Gewirre geworfen, daß er nicht weiß, wo das — Natur zum Schrecken — und — Vernunft zum Schauder — eigentlich hingehört. Und o wie hat er die pathetische Stelle geschwächt! — Und ach das letzte, letzte — Verstummen eines Freundes! — Anstatt der affektvollen Fragen, — und was? (Können

Worte

Worte es ausdrucken, Gedanken es erreichen?) setzt er das so gemein gewordene je ne sais quoi. Bey den letzten drey Versen endlich kann man jeden Leser auffordern, ob er den Sinn des Verfassers, den ich in der wörtlichen Uebersetzung ausgedruckt habe; und die große Schilderung, die Young von Philandern macht, ohne Mühe herausfindet? Wenigstens muß ich von mir sagen, daß mir das Original erst die Uebersetzung erklärt habe.

Doch hier haben Sie noch andere Stellen, Urtheilen Sie daraus, ob ich Sie gleich anfangs nur auf eine der schlechtesten habe hinweisen wollen. In der zweyten Nacht fordert Young V. 390. den Menschen auf, an die Ewigkeit zu denken, und keine Gelegenheit, die ihn daran erinnern kann, ungenutzt zu lassen; und er bedient sich dazu dieses doppelten Bewegungsgrundes. Einmal, weil das Leben sehr kurz ist, und dann, weil unser künftiges Schicksal vom Gebrauch dieses kurzen Lebens abhängt. Dies ist der Inhalt der zwölf folgenden Verse. Ich frage Sie aber, ob es Ihnen nicht selbst

nach

nach dieser Anzeige schwer fällt, in der Uebersetzung diesen Inhalt zu finden. Sie lautet von V. 392. an also:

Von des Lebens flüchtigem Hauch in die Höhe geblasen,
Hebt uns taumelnd ein Flug von der Erde, wie Stäublein im Sommer:
Einen Augenblick trägt uns die Luft; dann sinken wir wieder;
Mit dem trägen Klumpen verbunden werden wir Asche,
Staub, den wir traten, und schlafen, bis selbst die Erde verschwindet;
Schrecklich bestürzet kriechen wir da aus unsern Ruinen,
Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen gefallen,
Zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das hart ist,
Als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel beherrschet,
Als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine Stunde,
(So allmächtig ist die Zeit!) ihm selber es fest setzt.
Sollte denn nicht uns jede Erinnrung kräftig bewegen? u. s. w.

Sehen

Sehen Sie die beyden zuvor angezeigten Bewegungsgründe deutlich. Verstehn Sie, was das für ein Schicksal ist, das gnädig, das hart ist? Wissen Sie, was die über Haufen gefallene Ameisenwelt eigentlich da bedeutet? Begreifen Sie, was es heißt; der Mensch beherrschet den Himmel? Und warum es in diesem Zusammenhange dasteht? Ihre Verwirrung soll gleich aufhören. Diese Finsterniß soll Licht werden. Lesen Sie Eberts Uebersetzung dieser Stelle, die ich Ihnen mit einigen geringen Veränderungen darneben stelle.

„Da wir, durch des Lebens vorbeystreichen„den Hauch, so leicht wie der Sommerstaub, „von der Erde emporgeblasen, nur einen „Augenblick einen schwindlichen Flug in die „Luft thun; dann wieder niederfallen, mit „der sinnlosen Masse vermischt werden, den „betretenen Staub vermehren, und schlafen, „bis die Erde selbst nicht mehr seyn wird: „Da wir alsdann, wie Ameisen deren kleine „Welt zerstöret worden, aus der Erde Rui„nen mit bangem Entsetzen hervorkriechen,

„und

„und zum äußersten Schicksal von Quaal
„oder Wonne aufstehn; so wie es des Men-
„schen eigne Wahl (hierinn des Himmels
„Gesetzgeberin!) so wie es des Menschen
„despotische Wille, vielleicht eine Stunde,
„(o wie allmächtig ist die Zeit!) hienieden
„beschließt. Sollte uns nicht jede Warnung
„in heftige Unruhe setzen? u. s. w.

Nun sehn Sie beyde Gemälde und ihren Kontrast deutlich. Erst von einem kurzen Hauch, wie Sommerstaub in die Höhe geblasen; und den schwindlichen Flug eines Augenblicks; und dann das Ameisenähnliche Hervorkriechen aus den Ruinen der Erde: erst das niedersinken und Staub werden und das daurende sinnlose Schlafen; und dann das Aufstehn und die äußerste Dauer des höchsten Gefühls: erst ein Augenblick; und dann, was von diesem Augenblick abhängt. Wie sehr hat der poetische Uebersetzer das schöne Gemälde von der Kürze des Lebens — wir thun nur einen Augenblick einen schwindlichen Flug in die Luft — verstellt? Wie dunkel ist das letzte Schicksal unter seinen

Händen

Händen geworden? Wie verwirrt er den Leser durch den Ausdruck? — der Mensch, der den Himmel beherrscht. — Wie sehr sind die kurzen gehäuften Züge bey ihm verschwunden! Doch warum sage ich Ihnen doch das? Sie fühlen es gewiß besser, als ich es ihnen sagen kann. Und Ihr Ohr empfindet es gewiß auch bey dieser Stelle, wie viel die prosaische Uebersetzung vor der poetischen, die doch harmonischer seyn sollte, an Harmonie voraus hat.

Die Fortsetzung folgt künftig.

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.
Je als sündlich zu tadeln gewagt; doch — einen Gedanken.

Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb unmoralisch:

Zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß ausläßt, u. s. w.

 Und

Young ſahe es nicht als eine Qual an. Es war ihm ein angenehmer, aber zugleich erſtaunender Auftritt. „Wie hebt ſich meine arbei„tende Seele,„ ſagt er voll Erſtaunen über die Anſtrengung, darinn dieſer groſſe Gedanke ſeine Seele verſetzt. Er erzählt es nicht trockenweg wie der Ueberſetzer. Doch das ſind noch Kleinigkeiten, die man ihm zu Gute halten muß. Ich überlaſſe Ihnen die ganze Stelle zu eigener Prüfung, ſie würde für dieſen Brief zu lang ſeyn. Ich will Ihnen nur einiges daraus aufzeichnen, um Sie in Ihrer Prüfung aufmerkſamer zu machen. Young redt Gott ſo an: „Groſſes Syſtem der Vollkommenheiten! mäch„tige Urſach mächtiger Urſachen! Urſach ſonder „Urſach!„ der Ueberſetzer läßt ihn um ſeine Hexameter voll zu machen, ſo ſprechen:

Groſſes System von allem vollkommen! Mächtige Urſach,
jeder andern, ſo mächtig ſie iſt! Du Quelle von dieſen,
ſelbſt aus keiner Quelle entſproſſen! —

Hat

Hat er nicht die Gedanken durch die Erweiterung schaal und prosaisch gemacht? — Young nennt Gott: „Vater dieser unermeßlicher Masse „vielfachgestalteter Materie; sie sey dicht oder „locker; dunkel oder hell; schnell oder in Ruhe; „klein oder gränzenlos; in jedem dieser äußer„sten Grade gleich erstaunenswürdig, gleich „geheimnißvoll für den Menschen!„ der Uebersetzer nennt ihn in wortreichern Hexametern also:

Vater der Maasse,
die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen
dieser Materie; dicht oder locker; hell oder schattig;
schnell sich bewegend, oder in Ruh; groß, über die Schranken
aller Vorstellung weg, oder klein! Dem Menschen in beyden
äußerst entgegen gesetzten Gränzen und Maassen der Dinge
gleich erstaunenswürdig, und ihm ein ewig Geheimniß.

Wer sieht nicht, daß Youngs Ungestüm und die Fülle seiner Phantasie lauter kurze Züge nothwendig machte? Eben in dieser Kürze liegt die Größe und Stärke der Gedanken. Wer sie

ausdehnt, tödtet sie. Wenn Young wörtlich sagt: „in jedem Aeussersten von gleichem Ge-„heimniß und Erstaunen für den Menschen„ so wird ja der schnelle Flug seiner rauschend fort-treibenden Phantasie in ein langweiliges Krie-chen verwandelt, wenn man ihm anstatt dessen in einem langen Geschleppe matter Worte sa-gen läßt: „Dem Menschen in beyden äusserst „entgegen gesetzten Gränzen und Maassen der „Dinge gleich erstaunenswürdig, und ihm ein „ewig Geheimniß.„ Dies ist ein Mangel des Gefühls, der dem Uebersetzer auch wenn er Prose geschrieben hätte, kaum zu vergeben wäre. Und würden Sie wohl die Zeilen ohne Hülfe des ge-gen überstehenden Originals verstehn? „Vater „der Maasse, die nichts ausmißt, der mannig-„faltigen Formen dieser Materie; dicht oder lo-„cker, u. s. w.„ Errathen Sie wohl, daß Gott hier als der Vater der unermeßlichen Maasse der mannigfaltiggeformten, dichten, lockern, hellen, dunkeln u. s. w. Materie be-schrieben wird? Und welch ein Hexameter!

u – – – u – u – u u – u
Die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen

Doch

Doch weiter. Sonst werde ich nicht fertig. Einige Zeilen darauf sagt der Uebersetzer:

> Vater der glänzenden Millionen, mit denen die Nacht prangt!
> deren geringste schon wäre vollkommen ein Herold der Gottheit,
> Hätte allein schon dem, der schaut, die Kniee gebogen.

Hier sehen Sie eine kühne Versetzung der Konstruktion. Das ist doch poetisch! Ja, wenn es nur auch verständlich wäre! Sehn Sie das Original an, wenn Sie es verstehn wollen. Nicht wahr Young nennt Gott?

„Vater jener schimmernden Millionen der „Nacht, von denen auch der geringste Stern „die völlige Gottheit verkündigt, und den „Anschauer auf seine Knie geworfen hätte.„ Nun versteht mans. Nun fühlt man auch die Stärke des Gedankens, daß der geringste unter den Millionen Sternen, den Menschen, der ihn auch nur allein erblickt hätte, zur tiefen und schnellen Anbetung der Gottheit hingerissen haben würde. Ihnen darf ich es wohl nicht sagen,

 wie

wie sehr es gegen einander absticht, auf die Knie geworfen, und — die Knien gebogen. Warum schrieb doch der Mann Hexameter?

Young fährt hierauf fort: „Oder sage, „wählst du eine höhere Benennung? Vater „der zeitlichen Herrn der Materie! Vater der „Geister! der edlen Kinder! dieser Funken der „hohen väterlichen Herrlichkeit, die mit Ver„nunft und Instinkt und Anschauen in verschie„denen Maassen und Abänderungen reichlich „begabt sind; dieser blassern oder glänzendern „Strahlen des göttlichen Tages, durch die „Finsterniß der organisirten Materie (dieses „Behältniß aller erschaffenen Geister,) zu bre„chen; Strahlen, die sich über einander in hö„herem Lichte erheben, bis der letzte zum star„ken Glanze der nächsten Annäherung zur Gott„heit, reift.„ Nun hören Sie ihn auch in der poetischen Uebersetzung sprechen:

Oder sage, wählst du dir noch höhere Namen?
Vater des Herrn der Körperwelt, dieser Edlen
der Erde!

der hat er oft genung lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehn als über und eine in der

∪ ∪ –

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, aufopfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

näch-

schen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklange voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Young und Ebert V. 437. „Der freudigen Lerche helles Mor„genlied erweckt den heraufsteigenden Tag. „Von den schärfsten Dornen des Grams geritzt, „strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele! mit „wachsamen Melodeyen die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zu„zuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine „Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Dei„nigen.„ Sie fühlen es, daß dieser odenmäßige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedruckt

worden.

worden. Wie steif und unpassend klingt hingegen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des Dichters! Er spricht:

Munter erweckt hellschallend ihr Lied den kommenden Morgen.
Gegen den Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet,
such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu ermuntern,
und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch Gesänge zu theilen.
Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch euch ruf ich vergebens.
Schöne Sängerin, du verwöhnst sie durch süssere Töne.

Die schönen Züge vom hellen Morgenliede der Lerche, die wachsamen Melodien, das Aufheitern der traurigen Dunkelheit, und das Taubseyn der Sterne gegen sein Lied, suchen Sie hier vergebens. Es ist in matte, allgemeine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt das den Gram, (denn von Gram ist hier die Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen rizend vorgestellt wird, oder wie es Young

ken ausgedruckt hat. Ein Uebersetzer hat also die Pflicht auf sich, nicht allein seine Urschrift zu verstehen, sondern auch den unterscheidenden Ton derselben, und den Charakter ihrer Schreibart zu finden, und sich hineinzusetzen. Alsdenn hat er erst übersetzt, das heißt, er hat seinen Landsleuten die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton eines fremden Originals bekannt gemacht. Wenn ich mir den Unterscheid einer Umschreibung und Uebersetzung recht deutlich machen will, pflege ich mir ein Miniaturgemälde als das Original vorzustellen, welches durch die Umschreibung mit Röthel ins Große gebracht worden, damit blöde Augen, die an jenem nichts unterscheiden können, von der Figur, dem Verhältniß und der Gestalt seiner Theile, und von der Anordnung des Gemäldes ein deutliches Bild erlangen. Die Uebersetzung hingegen ist eine genaue Kopie, darin man die Feinheit und die Nuamen der Züge, den Pinselstrich des Originals, den besondern Auftrag, die Vertheilung der Farben, und die eigenthümliche Manier des Mahlers auszudrucken

„und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit „Grausen.„ Mit welcher Geschicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewisse Steifigkeit vergeben haben würde, einen solchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenstande angemessen ist, und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß, daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie hingehören, und wo sie ihre Würkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu sagen, hat er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber einen langsamern, und für die ernste Materie ange-

angemessenern feyerlichen Gang bekömmt, als in den Englischen Versen beobachtet worden.

Diese Kunst ist dem poetischen Uebersetzer ganz unbekannt geblieben. Er verwickelt sich in die Nebenzüge, bringt sie am unrechten Orte an, schadet dadurch der Deutlichkeit, zwingt sie, wo er nur kann, ins Sylbenmaaß hinein, und giebt seinen Versen dadurch eine Unbiegsamkeit, und seinen Gedanken eine Dunkelheit, die beyde widerwillig macht. Diese Stelle ist zwar noch in erträgliche Hexameter gesetzt, aber lesen Sie, ob ich ihm mit meinem Urtheil zu viel thue.

Seht den Verräther! da scheint das Gewissen auf Rosen zu schlummern,
Durch den Sirenengesang, in sanfte Ruhe gewieget;
schläfrig mit sich neigendem Haupt der Pflicht zu vergessen,
bald der stürzenden Lust den entfallnen Zügel zu lassen,
und uns unbemerkt, ohne Rückruf, der Frechheit zu opfern: —
Aber da steht er, euch heimlich bewachend, der listige Kläger,

jedes

will sich nur Augenblicke verweilen. Dies scheint mir Youngs dichtrischer Charakter, dies scheint mir, wenn ich so sagen darf, der Ton zu seyn, worauf seine Leyer gestimmt war.

Sie werden mir Recht geben, daß ich diesen Charakter in der Uebersetzung finden muß, wenn ich daraus erkennen soll, was Young für ein Dichter sey. Diese Kühnheit, diese kurzen und starken Gegensätze, diesen ungestümen Flug der Einbildungskraft, dieses unaufhaltsame Bestreben die äußersten Gränzen des Denkens zu erreichen, muß, wo nicht in jeder einzelnen Stelle, (weil es die Natur der Sprache, darin man übersetzt, vielleicht nicht immer verstattet,) doch durch die ganze Uebersetzung so herrschend seyn, daß es recht treffend ins Auge fällt. Wenn man aber die Kühnheit seiner Metaphern durch Umschreibungen aufhebt, seine Gegensätze vernichtet, oder durch unrichtige Ausbildungen falsch kontrastirt, seine Kürze durch überflüßige Beywörter dehnend macht, und ins langweilige zieht, und den rauschenden Flug seiner

O verrätherisch Gewissen! auf Rosen scheint es, und Myrthen,
Durch Sirenengesang eingeschläfert, zu ruhn; und die Amtspflicht
Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den schlafferen Zügel
Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne Bemerkung,
Uns dem Unsinn wilderer Freyheit ganz hinzugeben: —
Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen Stande,
Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau auf;
Und sein schrecklichs Tagebuch füllt er an mit Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte Probe, die ich Ihnen gebe; — V. 466. in eben dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es herausfinden können, daß Young hier den freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendiges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreise. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die [illegible]g zu geben,

so stockt er bald. Lust bedarf der versperrte Gedanke,
oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht sehen.
War das Denken allein genung; was sollte die Sprache!
Süsse Sprache, bald sein Kanal! und bald sein Probierstein!
In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlaken;
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.
Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:
Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, erkaufen.
Auch den verschenkten Gedanken besitzt man desto gewisser:
wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Geben
des Verstandes Geburten, die stumm sich selber vergessen.
Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und erhält es;
Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Rüsthaus der Seele,
theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.

Welche

O verräthrisch Gewissen! auf Rosen scheint es, und Myrthen,
Durch Sirenengesang eingeschläfert, zu ruhn; und die Amtspflicht
Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den schlafferen Zügel
Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne Bemerkung,
Uns dem Unsinn wilderer Freyheit ganz hinzugeben: —
Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen Stande,
Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau auf,
Und sein schrecklichs Tagebuch füllt er an mit Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte Probe, die ich Ihnen gebe; — V. 466. in eben dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es herausfinden können, daß Young hier den freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendiges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreise. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die Oefnung zu geben,

so

„Plötzlich gestürzt von der Mittagshöhe des fröhlichen Lebens!
„Plötzlich gerissen von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben!
„Auf ein Lager der Schmerzen geworfen, die nichts überwindet!
„In ein dunkel Gewirr, wohin keine Muthmassung dringet!
„Schwacher Natur zum Schrecken! der stärksten Vernunft zum Schauder!
„Das sich öfnende Grab! die itzt verlöschende Sonne!
„Und das letzte, letzte; — was kein Wort mir beschreibet,
„kein Gedanke erreicht! — das letzte Schweigen des Freundes!„
Wo ist dieß Graun, dieß Erstaunen, das scheußliche Hera von Uebeln,
deren jedes schon einzeln erschreckt, vom Menschen sich fodern?
von Philandern, den ich als Menschen betrachtet bis itzo.

Werden Sie nicht sagen, der Uebersetzer hat den Vers füllen wollen, da er anstatt des Englischen plays den gemeinen Ausdruck braucht,

 sein

O verrätherisch Gewissen! auf Rosen scheint es, und Myrthen,
Durch Sirenengesang eingeschläfert, zu ruhn; und die Amtspflicht
Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den schlafferen Zügel
Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne Bemerkung,
Uns dem Unsinn wilderer Freyheit ganz hinzugeben: —
Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen Stande,
Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau auf,
Und sein schrecklichs Tagebuch füllt er an mit Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte Probe, die ich Ihnen gebe; — V. 466. in eben dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es herausfinden können, daß Young hier den freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendiges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreise. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die Oefnung zu geben,

so

So stockt er bald. Lust bedarf der versperrte Gedanke,
oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht sehen.
War das Denken allein genung; was sollte die Sprache!
Süsse Sprache, bald sein Kanal! und bald sein Probierstein!
In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlaken;
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.
Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:
Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, erkaufen.
Auch den verschenkten Gedanken besitzt man desto gewisser:
wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Geben
des Verstandes Geburten, die stumm sich selber vergessen.
Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und erhält es;
Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Rüsthaus der Seele,
theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.



Welchen

Worte es ausdrucken, Gedanken es errei-
chen?) setzt er das so gemein gewordene je ne sais
quoi. Bey den letzten drey Versen endlich kann
man jeden Leser auffordern, ob er den Sinn
des Verfassers, dem ich in der wörtlichen Ueber-
setzung ausgedruckt habe; und die große Schil-
derung, die Young von Philandern macht,
ohne Mühe herausfindet? Wenigstens muß ich
von mir sagen, daß mir das Original erst die
Uebersetzung erklärt habe.

Doch hier haben Sie noch andere Stellen.
Urtheilen Sie daraus, ob ich Sie gleich anfangs
nur auf eine der schlechtesten habe hinweisen
wollen. In der zweyten Nacht fordert Young
V. 390. den Menschen auf, an die Ewigkeit zu
denken, und keine Gelegenheit, die ihn daran
erinnern kann, ungenutzt zu lassen; und er
bedient sich dazu dieses doppelten Bewegungs-
grundes. Einmal, weil das Leben sehr kurz
ist, und dann, weil unser künftiges Schicksal
vom Gebrauch dieses kurzen Lebens abhängt.
Dies ist der Inhalt der zwölf folgenden Verse.
Ich frage Sie aber, ob es Ihnen nicht selbst

nach

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 14. Juny 1764.

Beschluß des zwey hundert und vier und achtzigsten Briefes.

Verstehen Sie wohl, auf was für Art sich diese Gedanken hier zusammen finden? Und sollte man nicht glauben, daß Young selbst nicht gewußt habe, was diese unreife und halbgebohrne Gedanken eigentlich bedeuten sollten? Aber zu Rettung seiner Ehre in Deutschland findet man von diesen und vielen ähnlichen Stellen des poetischen Verkleiders der Nachtgedanken, die wahre Auslegung in der Ebertschen Uebersetzung. In dieser Auslegung ist alles Licht und Zusammenhang, und Reife der Gedanken. Young bleibt hier Young. Young und Ebert drucken sich so aus: „Hast du keinen Freund, um „deinem Geiste Ausfluß zu verschaffen? Der „gesunde Verstand wird ein fauler Sumpf wer-

schen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklange voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Young und Ebert V. 437. „Der freudigen Lerche helles Mor„genlied erweckt den heraufsteigenden Tag. „Von den schärfsten Dornen des Grams geritzt, „strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele! mit „wachsamen Melodeyen die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zu„zuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine „Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Dei„nigen.„ Sie fühlen es, daß dieser odenmäs„sige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedruckt

worden.

worden. Wie steif und unpassend klingt hingegen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des Dichters! Er spricht:

Munter erweckt hellschallend ihr Lied den kommenden Morgen.
Gegen den Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet,
such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu ermuntern,
und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch Gesänge zu theilen.
Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch euch ruf ich vergebens.
Schöne Sängerinn, du verwöhnst sie durch süssere Töne.

Die schönen Züge vom hellen Morgenliede der Lerche, die wachsamen Melodien, das Aufheitern der traurigen Dunkelheit, und das Taubseyn der Sterne gegen sein Lied, suchen Sie hier vergebens. Es ist in matte, allgemeine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt das den Gram, (denn von Gram ist hier die Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen ritzend vorgestellt wird, oder wie es Young

noch stärker sagt; indem des Grams schärfster Dorn tief in meine Brust dringt: und wie unbedeutend und tautologisch ist es hingegen? Der Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet. Der Dorn ist ja selbst der Stachel; und der Schmerz verwundet nicht, sondern die Verwundung geht vorher. Die Apostrophe an die Sterne ist zur Unzeit: der Uebersetzer hätte sie für andere Stellen, wo er sie weggelassen hat, versparen können. Hier hat es der Dichter mit Philomelen zu thun.

In der zweyten Nacht V. 256. sagt Young und Ebert. „O verrätherisches Gewissen! „Indem es von Sirenengesängen eingeschläfert, „auf Rosen und Myrthen zu ruhen scheint; in„dem es, aber der ihr anvertrauten Sorge „schlummernd, der blindlings fortrennenden „Begierde den schlaffen Zügel schiessen zu lassen, „und uns unzurückgerufen, unbemerkt, der „wilden Freyheit zu übergeben (überlassen) „scheint: — Siehe, so zeichnet der schlaue An„geber hinten in seinem Winkel jeden Fehler auf,

„und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit „Grausen.„ Mit welcher Geschicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewisse Steifigkeit vergeben haben würde, einen solchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenstande angemessen ist, und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß, daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie hingehören, und wo sie ihre Würkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu sagen, hat er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber einen langsamern, und für die ernste Materie

ange=

Young sahe es nicht als eine Qual an. Es war ihm ein angenehmer, aber zugleich erstaunender Auftritt. „Wie hebt sich meine arbei„tende Seele,„ sagt er voll Erstaunen über die Anstrengung, darinn dieser grosse Gedanke seine Seele versetzt. Er erzählt es nicht [illegible] wie der Uebersetzer. Doch das sind noch Kleinigkeiten, die man ihm zu Gute halten muß. Ich überlasse Ihnen die ganze Stelle zu eigener Prüfung, sie würde für diesen Brief zu lang seyn. Ich will Ihnen nur einiges daraus aufzeichnen, um Sie in Ihrer Prüfung aufmerksamer zu machen. Young redt Gott so an: „Grosses System der Vollkommenheiten! mäch„tige Ursach mächtiger Ursachen! Ursach sonder „Ursach!„ der Uebersetzer läßt ihn um seine Hexameter voll zu machen, so sprechen:

Grosses, System von allem vollkommen! Mächtige Ursach,
jeder andern, so mächtig sie ist! Du Quelle von diesen,
selbst aus keiner Quelle entsprossen! —

Hat

Hat er nicht die Gedanken durch die Erweiterung schaal und prosaisch gemacht? — Young nennt Gott: „Vater dieser unermeßlicher Masse „vielfachgestalteter Materie; sie sey dicht oder „locker; dunkel oder hell; schnell oder in Ruhe; „klein oder gränzenlos; in jedem dieser äußersten Grade gleich erstaunenswürdig, gleich „geheimnißvoll für den Menschen!„ der Uebersetzer nennt ihn in wortreichern Hexametern also:

Vater der Maasse,
die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen
dieser Materie; dicht oder locker; hell oder schattig;
schnell sich bewegend, oder in Ruh; groß, über die Schranken
aller Vorstellung weg, oder klein! Dem Menschen in beyden
äußerst entgegen gesetzten Gränzen und Maassen der Dinge
gleich erstaunenswürdig, und ihm ein ewig Geheimniß.

Wer sieht nicht, daß Youngs Ungestüm und die Fülle seiner Phantasie lauter kurze Züge nothwendig machte? Eben in dieser Kürze liegt die Größe und Stärke der Gedanken. Wer sie

ausdehnt, wütet sie. Wenn Young wirklich sagt: „in jedem Aeussersten von gleichem Ge„heimniß und Erstaunen für den Menschen„ so wird ja der schnelle Flug seiner rauschend forttreibenden Phantasie in ein langweiliges Kriechen verwandelt, wenn man ihn anstatt dessen in einem langen Geschleppe matter Worte sagen läßt: „Dem Menschen in beyden äußerst „entgegen gesetzten Gränzen und Maassen der „Dinge gleich erstaunenswürdig, und ihm ein „ewig Geheimniß.„ Dies ist ein Mangel des Gefühls, der dem Uebersetzer auch wenn er Prose geschrieben hätte, kaum zu vergeben wäre. Und würden Sie wohl die Zeilen ohne Hülfe des gegen überstehenden Originals verstehn? „Vater „der Maasse, die nichts ausmißt, der mannig„faltigen Formen dieser Materie; dicht oder lo„cker, u. s. w.„ Errathen Sie wohl, daß Gott hier als der Vater der unermeßlichen Maasse der mannigfaltiggeformten, dichten, lockern, hellen, dunkeln u. s. w. Materie beschrieben wird? Und welch ein Hexameter!

∪ – – – ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen

Doch weiter. Sonst werde ich nicht fertig. Einige Zeilen darauf sagt der Uebersetzer:

Vater der glänzenden Millionen, mit denen die
Nacht prangt!
deren geringste schon wäre vollkommener Herold
der Gottheit,
Hätte allein schon dem, der schaut, die Kniee
gebogen.

Hier sehen Sie eine kühne Versetzung der Konstruktion. Das ist doch poetisch! Ja, wenn es nur auch verständlich wäre! Sehn Sie das Original an, wenn Sie es verstehn wollen. Nicht wahr Young nennt Gott?

„Vater jener schimmernden Millionen der „Nacht, von denen auch der geringste Stern „die völlige Gottheit verkündigt, und den „Anschauer auf seine Knie geworfen hätte.„

Nun versteht mans. Nun fühlt man auch die Stärke des Gedankens, daß der geringste unter den Millionen Sternen, den Menschen, der ihn auch nur allein erblickt hätte, zur tiefen und schnellen Anbetung der Gottheit hingerissen haben würde. Ihnen darf ich es wohl nicht sagen,

 wie

wie sehr es gegen einander absticht, auf die Knie geworfen, und — die Knien gebogen. Warum schrieb doch der Mann Hexameter?

Young fährt hierauf fort: „Oder sage, „wählst du eine höhere Benennung? Vater „der zeitlichen Herrn der Materie! Vater der „Geister! der edlen Kinder! dieser Funken der „hohen väterlichen Herrlichkeit, die mit Ver„nunft und Instinkt und Anschauen in verschie„denen Maassen und Abänderungen reichlich „begabt sind; dieser blassern oder glänzendern „Strahlen des göttlichen Tages, durch die „Finsterniß der organisirten Materie (dieses „Behältniß aller erschaffenen Geister,) zu bre„chen; Strahlen, die sich über einander in hö„herem Lichte erheben, bis der letzte zum star„ken Glanze der nächsten Annäherung zur Gott„heit, reift.„ Nun hören Sie ihn auch in der poetischen Uebersetzung sprechen:

> Oder sage, wählst du dir noch höhere Namen?
> Vater des Herrn der Körperwelt, dieser Edlen
> der Erde!

Vater

Vater der Geister! des edlern Geschlechtes! der
Funken der hohen
väterlichen Majestät; so köstlich begabet
mit so mannigfaltigem Maaß, verschiedenen
Arten
des Instinktes, der Vernunft, der Erkenntniß,
die anschaut
blasser oder hellerer Abglanz des göttlichen Tages,
durch die Finsterniß organischer Körper zu brechen,
womit jeder erschafne Geist sich beschäfftigt und
umgeht;
Strahlen, wo jede über einander in stärkerem
Lichte,
sich erheben, bis der letzte zum mächtigsten Glanz
reißt,
Der am meisten der Gottheit naht.

Würde nicht dem Uebersetzer selbst bange werden, wenn er den Sinn aus diesen Zeilen angeben sollte? in welcher falschen Konstrukttion, und wie durch einander gewickelt, hat er das gesagt, was Young bestimmt genung von einander unterschieden hat! Und in welchem geradebrechten Versmaaß! und mit welcher prosai-

schen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklange voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Young und Ebert V. 437. „Der freudigen Lerche helles Morgenlied erweckt den heraufsteigenden Tag. „Von den schärfsten Dornen des Grams geritzt, „strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele! mit „wachsamen Melodeyen die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zuzuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine „Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Deinigen.„ Sie fühlen es, daß dieser odenmäßige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedruckt worden.

worden. Wie steif und unpassend klingt hingegen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des Dichters! Er spricht:

> Munter erweckt hellschallend ihr Lied den kommenden Morgen.
> Gegen den Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet,
> such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu ermuntern,
> und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch Gesänge zu theilen.
> Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch euch ruf ich vergebens.
> Schöne Sängerin, du verwöhnst sie durch süssere Töne.

Die schönen Züge vom hellen Morgenliede der Lerche, die wachsamen Melodien, das Aufheitern der traurigen Dunkelheit, und das Taubseyn der Sterne gegen sein Lied, suchen Sie hier vergebens. Es ist in matte, allgemeine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt das den Gram, (denn von Gram ist hier die Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen rigend vorgestellt wird, oder wie es Young

noch stärker sagt; indem des Grams schärfster Dorn tief in meine Brust dringt: und wie unbedeutend und tautologisch ist es hingegen? Der Dorn der Schmerzen, deß Stachel die Seele verwundet. Der Dorn ist ja selbst der Stachel; und der Schmerz verwundet nicht, sondern die Verwundung geht vorher. Die Apostrophe an die Sterne ist zur Unzeit: der Uebersetzer hätte sie für andere Stellen, wo er sie weggelassen hat, versparen können. Hier hat es der Dichter mit Philomelen zu thun.

In der zweyten Nacht V. 256. sagt Young und Ebert. „O verrätherisches Gewissen! „Indem es von Sirenengesängen eingeschläfert, „auf Rosen und Myrthen zu ruhen scheint; in„dem es, über der ihr anvertrauten Sorge „schlummernd, der blindlings fortrennenden „Begierde den schlaffen Zügel schiessen zu lassen, „und uns unzurückgerufen, unbemerkt, der „wilden Freyheit zu übergeben (überlassen) „scheint: — Siehe, so zeichnet der schlaue An„geber hinten in seinem Winkel jeden Fehler auf.

„und

„und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit
„Grausen.„ Mit welcher Geschicklichkeit hat
Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine
gewisse Steifigkeit vergeben haben würde, einen
solchen rollenden Schwung gegeben, der dem
Gegenstande angemessen ist, und zugleich das
Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch
befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit
Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß,
daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie
hingehören, und wo sie ihre Würkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu sagen, hat
er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen
Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die
deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte,
und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber
einen langsamern, und für die ernste Materie

ange-

angemessenern feyerlichen Gang bekömmt, als in den Englischen Versen beobachtet worden.

Diese Kunst ist dem poetischen Uebersetzer ganz unbekannt geblieben. Er verwickelt sich in die Nebenzüge, bringt sie am unrechten Orte an, schadet dadurch der Deutlichkeit, zwingt sie, wo er nur kann, ins Sylbenmaaß hinein, und giebt seinen Versen dadurch eine Unbiegsamkeit, und seinen Gedanken eine Dunkelheit, die beyde widerwillig macht. Diese Stelle ist zwar noch in erträgliche Hexameter gesetzt, aber lesen Sie, ob ich ihm mit meinem Urtheil zu viel thue.

Sehe den Verräther! da scheint das Gewissen auf Rosen zu schlummern,
Durch den Sirenengesang in sanfte Ruhe gewieget;
schläfrig mit sich neigendem Haupt der Pflicht zu vergessen,
bald der stürzenden Lust den entfällnen Zügel zu lassen,
und uns unbemerkt, ohne Rückruf, der Frechheit zu opfern: —
Aber da steht er, euch heimlich bewachend, der listige Kläger,

jedes

jedes Verbrechen bemerkt er genau, und schreibet es nieder,
und erstaunt, wie das schreckliche Sündenverzeichniß sich häufet.

Die unterstrichene Stellen sind zum Original zugeflickt. Die fünfte und die letzte Zeile geben einen ganz falschen Sinn, und das Ganze macht gar nicht das deutliche und kontrastirende Bild vom Gewissen, das es im Original und in Eberts Uebersetzung macht. Doch die Vergleichung lehrt das augenscheinlich. Liegt die Schuld daran, daß es in Verse übersetzt ist? Ey, so hätte ich mich lieber darauf nicht eingelassen, wenn ich so viel von den Schönheiten des Originals einem noch dazu höckrichten Sylbenmaaß hätte aufopfern sollen. Aber die Schuld liegt nicht an der Versart, sondern an dem, der sie gebraucht. Sie wissen, daß unser Freund D. einige Stellen aus den Nachtgedanken in Hexameter übersetzt hat. Ich finde grade diese auch darunter, und Sie sollen sie dagegen lesen.

D ver=

O verrätherisch Gewissen! auf Rosen scheint es, und Myrthen,
Durch Sirenengesang eingeschläfert, zu ruhn; und die Amtspflicht
Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den schlafferen Zügel
Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne Bemerkung,
Uns dem Unsinn wilderer Freyheit ganz hinzugeben: —
Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen Stande,
Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau auf,
Und sein schrecklichs Tagebuch füllt er an mit Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte Probe, die ich Ihnen gebe; — V. 466. in eben dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es herausfinden können, daß Young hier den freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendiges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreise. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die Oefnung zu geben,

so

also stockt er bald. Luft bedarf der versperrte Gedanke,
oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht sehen.
War das Denken allein genung; was sollte die Sprache!
Süsse Sprache, bald sein Kanal! und bald sein Probierstein!
In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlaken;
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.
Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:
Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, erkaufen.
Auch den verschenkten Gedanken besitzt man desto gewisser:
wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Geben
des Verstandes Geburten, die stumm sich selber vergessen.
Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und erhält es;
Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Rüsthaus der Seele,
theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.

Welche

Welche Haufen liegen nicht in der Gelehrsamkeit Scheide,
bis ans Heft ehrwürdig in Bände gesenkt und verrostet,
sonst nicht ungeschickt, im herrlichsten Glanze zu spielen,
die sich Schärfe erwerben gekonnt, wenn sie halb nur die Zunge
ihrer Mutter glücklich gerrdt, und Sprache gebohren.
Wie der wechselnde Stoß der mit sich streitenden Wellen;
so bricht der Gedanken Tausch den Schaum des Gelehrten,
und befreyt den stehenden Teich von Fäulniß und Hefen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 14. Juny 1764.

Beschluß des zwey hundert und vier und achtzigsten Briefes.

Verstehen Sie wohl, auf was für Art sich diese Gedanken hier zusammen finden? Und sollte man nicht glauben, daß Young selbst nicht gewußt habe, was diese unreife und halbgebohrne Gedanken eigentlich bedeuten sollten? Aber zu Rettung seiner Ehre in Deutschland findet man von diesen und vielen ähnlichen Stellen des poetischen Verkleiders der Nachtgedanken, die wahre Auslegung in der Ebertschen Uebersetzung. In dieser Auslegung ist alles Licht und Zusammenhang, und Reife der Gedanken. Young bleibt hier Young. Young und Ebert drucken sich so aus: „Hast du keinen Freund, um „deinem Geiste Ausfluß zu verschaffen? Der „gesunde Verstand wird ein fauler Sumpf wer-

„den. Versperrte Gedanken müssen Luft ha„ben, oder sie verderben, gleich den Waarenbal„len, die der Sonne nicht geöffnet sind. Wä„ren Gedanken Alles gewesen, so wäre uns die „süsse Rede versagt worden; die Rede, der Ge„danken Kanal! die Rede, auch der Gedanken „Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Gru„be liegen, können als Gold oder als Schla„cken aus Licht kommen; sobald sie in Worten „geprägt erscheinen, so kennen wir erst ihren „eigentlichen Werth. Sind sie ächt, so ver„wahre sie zu deinem künftigen Gebrauche; sie „werden dir Vortheil, vielleicht auch Ruhm, „erkaufen. Ja, je mehr wir unsre Gedanken „mittheilen, desto mehr besitzen wir sie; leh„rend, lernen wir, und indem wir sie der Welt „geben, (zur Welt bringen,) behalten wir die „Geburten unsers Verstandes; sind sie stumm, „so werden sie vergessen. Durch die Rede wird „das Feuer der Seele angefacht; durch die Rede „wird die Rüstkammer des Geistes geschliffen; zur „Zierde, geschliffen; und zum Gebrauche, gewetzt. „O welch eine Menge liegt in der Gelehrsamkeit,

und

„und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Schei-
„de, tief bis ans Heft versenkt, und eingerostet;
„welche mit lebhaften Strahlen hätten blitzen,
„und eine durchdringende Schärfe gewinnen
„können, wenn sie zur Rede wären gebohren
„worden; wenn sie nur die halbe Bered-
„samkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich
„dem wechselnden Stoße kämpfender Wellen,
„bricht der Tausch der Gedanken den gelehrten
„Schaum, und läutert den trägen Sumpf des
„grübelnden Philosophen.„

Wundern Sie sich nicht, daß ein Mann, der an der ersten Ausgabe der Ebertschen Uebersetzung eine getreue Auslegung seines Originals vor sich fand, dieses Hülfsmittel nicht besser genutzt hat, seiner Arbeit wenigstens Licht und Deutlichkeit zu geben? Aber so geht es, wenn man sich unter das Joch des Sylbenmaasses begiebt. Alsdenn muß man seinem eigenen Geiste entgegen arbeiten; und seine Gedanken und Ausdrücke so lange zwingen und rädern, bis sie sich unter dem ungewohnten Druck ängstlich bequemen. Wem das Sylbenmaaß Zwang anthut, der schreibe doch ja keine Hexameter.

Sie wissen nun, mein Freund, genung, um nach Hr. Eberts Uebersetzung zu greifen, wenn Sie den Young deutsch lesen wollen. Ihr Ohr

 und

und Ihr Verstand werden zugleich befriediget werden. Kann es ihnen noch mehr Lust dazu machen, wenn ich Ihnen sage, daß er die Gedanken seines Schriftstellers in vielen Anmerkungen erläutert, und mit vieler Belesenheit Stellen aus andern Autoren angezeigt hat, welche in den Gedanken oder Ausdrücken mit dem Verfasser eine Aehnlichkeit haben, oder die Quellen seyn sollen, woraus er geschöpft hat? Verschiedene Leser der Nachtgedanken werden dieser Erläuterungen bedürfen; und wer sie nicht nöthig hat, dem wird es doch mehrentheils angenehm seyn, einen Mann von gutem Geschmack darüber dissertiren zu hören. Selbst dann, wann man nicht seiner Meynung ist, oder es fühlt, daß man von seiner Belesenheit und dem Aufsuchen wahrscheinlicher Quellen, woraus sein Lieblingsautor geschöpft haben soll, zu weit entführt wird, weiß er uns bald durch eine eingemischte feine Bemerkung wieder mit sich zu versöhnen.

Nun, das ist ein langer Brief. Leben Sie wohl, mein Freund. Und schreiben Sie mir bald etwas aus Ihrer Gegend.

T3.

Zwey

Zwey hundert und fünf und achtzigster Brief.

Die Wirkung des leidigen Teufels auf arme besessene Menschen ist zwar durch die Lohmannische Historie, allen Ungläubigen zum Schrecken genugsam bestätiget worden, dennoch höret der Arge nicht auf das menschliche Geschlecht zu peinigen; Nachdem er durch sehr wirksame Mittel aus der Lohmannin getrieben worden, ist er stehendes Fusses, — so wie seine Anherrn in die Gergesener Säue — in einen deutschen Schriftsteller gefahren, und hauset itzt, wie die betrübte Erfahrung bezeuget, in dem Verfasser der Anmerkungen für deutsche Kunstrichter. Dieser trübselige Schriftsteller, mag es herzlich bereuen, daß er in seiner Schrift zuerst den Teufel zum Affen Gottes aufgesetzt, und ihm eine so ungemeine Gewalt über das menschliche Geschlecht eingeräumet, *) denn itzt äußern sich an ihm die sichersten Merkmale der teuflischen Besitzung. Sie wissen daß das römische Breviarium als zwey der untrüglichsten Kennzeichen der Besitzung angiebt, daß der Patient fremde Sprache redet, die er nicht verstehet, und daß er Lasten aufhebt, oder andere Dinge thut, die er durch natürliche Kräfte nicht hätte zuwege bringen können. Beide Kennzeichen finden sich an unserm Anmerker von dem erstern geben seine Uebersetzungen den deutlichsten

 Beweiß,

*) S. 12ten Theil der Br. S. 165.

Beweiß, und an dem letztern kann man leider nunmehr auch nicht ferner zweifeln, da dieser Schriftsteller unternommen hat, ein Trauerspiel zu schreiben. Wirklich ein Trauerspiel *) ein Werk dem sonst nur die besten Köpfe gewachsen sind, unternimmt der Herr Anmerker! Muß nicht der Ankläger im Spiele seyn?

Wenn man dieses Stück näher betrachtet, so siehet man noch sicherer ein, daß der Dichter nicht umsonst unserm Verfasser zugerufen hat:

Von ihm kommt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich
Er spricht aus Rasenden, und übersetzt durch dich.

Denn wie kluge Leute sprechen und handeln die Personen dieses Trauerspiels wahrhaftig nicht. Cäsar und Mark-Anton wechseln abgeschmackte Metaphern. Cäsar sagt: „Ich entdecke Seiten in „deinem Herzen, die zu dem meinigen gestimmet „sind, wenn diese schlagen, so geben die andern „sympathetische Töne zurück.„ Mark Anton der vermuthlich kein Liebhaber der Musik seyn muß, weiß das Ding besser, wie es in seinem Herzen aussieht; „Nicht doch Dictator, sagt er, „mein Herz ist der Marmor, in welchem du deine Gedanken bewahrest, mein Geist ist der dunkle „Planet, der von deinem Lichte sein Leben empfängt. Meine Gedanken sind Funken, die „sich von den Stralen deines Geistes entflammt „haben.

*) Julius Cäsar ein Trauerspiel, herausgegeben von dem Verfasser der Anmerkungen zum Gebrauche derer Kunstrichter. Leipzig bey Weidemann in 8.

„haben. ꝛc.„ O! verſetzt der höfliche Cäſar, „Das ſind deine lebhaften Einfälle Anton.„

An einer andern Stelle redet Mark-Anton den Cäſar an: „Mein König, mein Sultan, nimm „den erſten Zoll der Anbetung von dem erſten „deiner Sclaven,„ und Cäſar antwortet: „Dein „Dienſt ſoll dich nicht ſchwer ankommen — ſtehe „auf mein Satrap!„

Eben alſo redet Servilia, von „einem Serail „von Concubinen, unter welchen Cäſar der „einzige Mann wie ein Sultan herumwandelt, „und der Geliebten das Schnupftuch zuwirft.„ Sie klagt zugleich, daß ſich ihr Magen empöre, ich glaube es, denn meiner empört ſich auch!

Calpurnia iſt ſo eckel nicht; da ſie an Mark-Antons Rocke etwas von dem Blute des ermordeten Cäſars ſiehet, ſchneidet ſie das Stückgen aus, und leget es auf ihre Bruſt, — welche Handlung! wenn ſie nicht von einem Dämon beſeſſen wäre, ſo könnte ſie ja ohnmöglich ſich an dem Blute ihres ermordeten Liebhabers weiden, ſondern müßte vermuthlich mit einer weiblichen Zärtlichkeit dabey in Ohnmacht fallen.

Der V. thut in der Vorrede als ob ihm dieſes Trauerſpiel von einem andern Dichter ſey zugeſchickt worden, und er alſo nur der bloſſe Herausgeber ſey. Da auf dem äuſſern Titel Trauerſpiel ſtehet, ſo hat er ſein Stück auf dem innern Titel ein politiſches Drama genennet. Hm! der Teufel iſt eben kein Narr! Sehen Sie nicht, wie fein er uns will zu verſtehen geben, daß dieſes

Stück aus der Schweiz herkomme, woher man uns seit einiger Zeit so verschiedene traurige politische Schauspiele geliefert hat. Und da er die tiefe Verehrung Deutschlandes gegen den ernsthaften Verfasser dieser Stücke kennet, so glaubt er sich auch unter dessen Schilde zu verstecken; — aber wie es mit dem Teufel gehet, die Hörner und der Pferdefus guken immer irgendswo herfür! Wie könnte doch wohl der Schweizerische Schriftsteller der die Alten so wohl kennet, nicht wissen, daß Mark-Anton ohnmöglich der allerniederträchtigste Speichellecker Cäsars könne gewesen seyn, daß Cäsar dessen feiner Charakter aus der Historie bekannt ist, an so albernen Schmeicheleien ohnmöglich könne Geschmack gefunden haben, daß Cicero wenn er mit Cäsar über die Feinheit von Rom redet, ohnmöglich habe weinen können, wie eine alte Frau, oder ein süsser seraphischer Jüngling aus dem Achtzehnten Jahrhunderte. Daß man zu Cäsars Zeiten nichts von Sultanen und Seraillen könne gewust haben. Diese und hundert andere Dinge zeugen deutlich, daß der schweizerische Schriftsteller an diesem Trauerspiele ganz unschuldig ist, und daß es der Verf. der Anmerkungen selbst ist, der von einem üblen Dämon geleitet, den unglücklichen Einfall gehabt hat, dieses Trauerspiel zu schreiben.

Re.

Zwey

Zwey hundert und sechs und achtzigster Brief.

So! Meinen Sie man müsse mit dem Teufel nicht spassen; man dürfe ihn nicht an die Wand mahlen, er komme doch wohl; fast sollte ich es selbst glauben. Mir wird selbst bey dem Muthwillen den die Verf. der Briefe über die N. L. treiben, zuweilen nicht recht wohl zu Muthe. Ich habe außerdem gestern Nacht einen schrecklichen Traum gehabt, gegen den der Traum der Calpurnia *) eine wirkliche Kleinigkeit ist. Ich will Ihnen zwar nicht den ganzen Traum erzählen, denn ich liebe die Mode der Schriftsteller eben nicht, die so lange ihre Träume erzählen, bis ihre Leser auch sanft einschlafen. Gnug sey es, daß nachdem ich von tausend Schreckenbildern getäuschet worden, sich die Erde zu meinen Füssen aufthat, und einen schrecklichen Abgrund entdeckte. Indem ich mich umsahe, erblickte ich unsern Freund B. der in Gesellschaft des Hrn. P. Klotz am Rande sehr ruhig spatzieren gieng, ich freute mich Bekannte zu finden, als mit einmal ein großer starker hagerer Mann mit einem langen Gewand und einer großen Allongeperücke auf beyde zulief. Seine ganze Figur sahe einem Schulmeister oder einem Magister Philosophiä nicht unähnlich, und sein Gesicht zeigte Minen, die etwas von einem spanischen Inquisitor an sich hatten.

*) S. Julius Cäsar S. 62.

Warte Legionsteufel, rief er, und indem ballte er die Faust gegen den Hrn. Pr. R. und schrie: und du vom Teufel besessener und höchstschand-satyrischer Schriftsteller, ihr habt die Sünde wieder den heiligen Geist begangen, eures gleichen ist nicht im Abgrunde der Höllen, ihr sollt von der Erde lebendig verschlungen werden. Hier ist euer Urtheil, brüllte er, und fuhr uns mit einem Blatte unter die Nase; ich erschrack, wachte plötzlich auf, und sahe den Zeitungsboten vor meinem Bette stehen, der mir das beyliegende Stück von den schwarzen Zeitungen überbrachte, das Sie lesen mögen, um zu sehen, wie unglücklich ihre Freunde seyn würden, wenn der lächerliche Stolz der Scheinheiligen mit der Macht verknüpft wäre die sie sich wünschten.

Re.

Hamburg den 12 März 1763.

„Als ein unwandelbarer Verehrer Lutherscher Ehre „und Lehre habe des Hrn. D. und Prof. G. Schütze „Schutzschrift für Luthern mit Lust und Freuden ge„lesen, und mich dabey einer gewissen Anmerkung „erinnert, die in meinen, zum Drucken bestimmten „Memorandis immemoratis befindlich ist und so „lautet:

„Bey dieser Gelegenheit, da ich der Luther Lie„be gegen die zur Tugend führende Musik geden„ke

„ke, kann ich nicht umhin derjenigen übergrossen
„frechen Untugend im Abscheu zu erwehnen, wo-
„mit dieser nie genug zu ehrende selige Mann
„Gottes, in einem noch nicht alten Buche, vom
„Jahr 1757. auf das Unverschämteste herumgenom-
„men wird. Durch die so betitelten Mores erudito-
„rum eines Ungenannten, vom Teufel besessenen,
„und höchst schandsatirischen Schriftstellers, läßt
„derselbe, vel quasi, mittelst eines, von ihm erdichte-
„ten Predigers, an seinen, dem Vorgeben nach,
„auf Universitäten befindlichen Sohn, dieseschimpf-
„spöttische Worte schreiben: „Zur Erforschung
„des wahren Sinnes der heiligen Schrift be-
„diene du dich keiner andern Hülfe, als der
„Uebersetzung unsers theuren Luthers. Es ist
„Undankbarkeit, und viele Naseweisen machen
„sich zu unsern Zeiten dieses Lasters schuldig,
„sich der Hülfsmittel nicht zu bedienen, die uns
„Gott, durch seine wunderbare Güte, geschen-
„ket hat. Vormals war vielleicht die Kennt-
„niß der griechischen und hebräischen Spra-
„chen eben nicht unnütze; jetzt aber, Gott sey
„ewig dafür gelobet und gepriesen, ist alles,
„durch die Uebersetzung dieses herrlichen Rüst-
„zeuges Gottes, so klar und deutlich, daß man
„nichts mehr hinzuzusetzen nöthig hat ꝛc.„

„In diesem verstimten Tone gehet es weiter fort,
„und dem Kandidaten wird ironice angerathen,
„daß er die lieben schönen Kirchengesänge
„auswendig lernen soll, damit er solche, als
„einen köstlichen Zierrath, im Predigen an-
„bringen könne. „Meine Bauern, fügt der
„verlarvte väterliche Bube hinzu, werden nie-
„mals vergessen, wie geschickt du in lateini-
„schen Sentenzen gewesen bist ꝛc. ꝛc.„ Zum
„Schluß aber werden zwey aus Spott nur so ge-
„nannte herrliche Bücher rekommandiret und zu-
„gleich

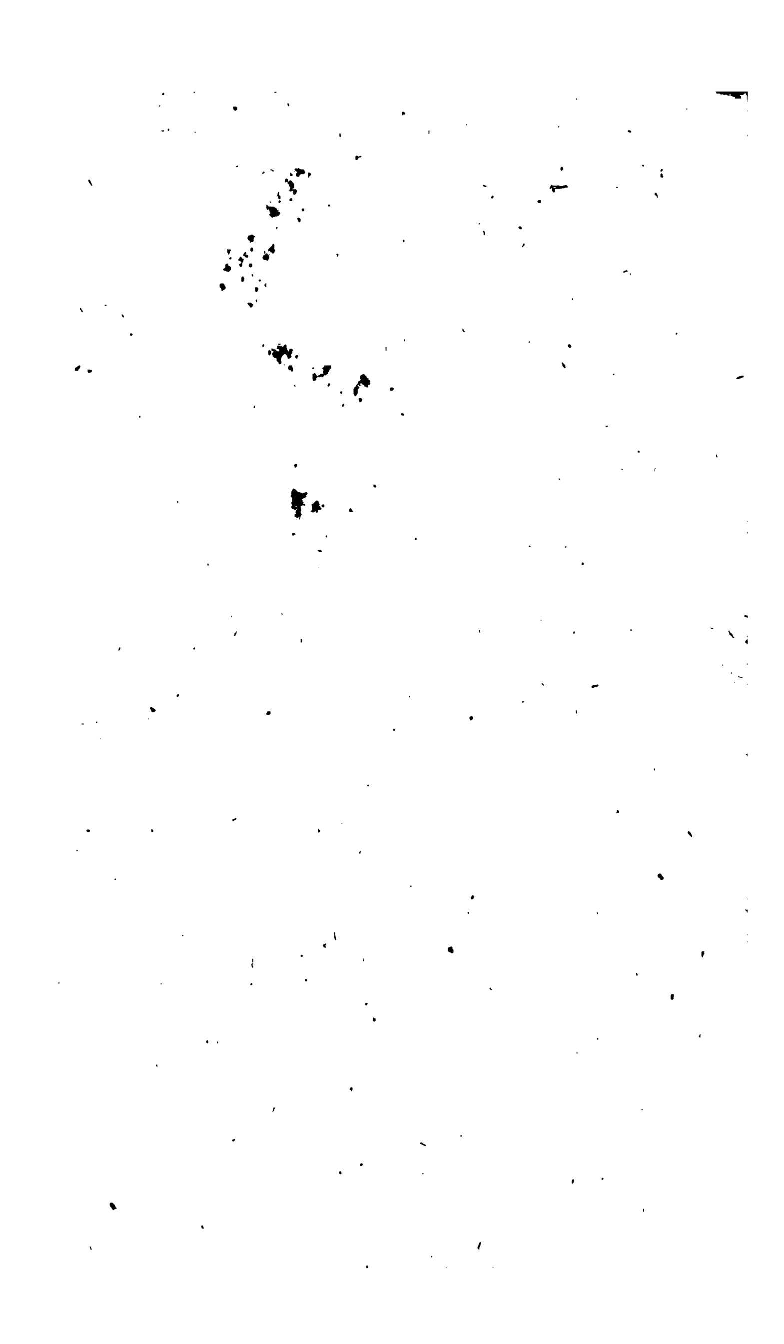
„gleich dem Briefe beygelegt, nemlich: Der all„zeit fertige Prediger und die Dispositiones auf „alle Sonntagsevangelia.

„Der Recensent dieses saubern Bißleins, B. auch „ein ungenanter Legionsteufel, der sich nur mit „einem Buchstaben in den die Litteratur betreffenden „Briefen zu erkennen giebt, kann solche, des gott„losen Verfassers, naiveté, wie er sie heisset, nicht „genug loben. Er sagt gar, derselbe Verfasser sey „von der Art, wie er ihn wünsche.„

„Like and like, said the Devil tho the Collier.„

„Diese erstaunliche Sünde wider den heili„gen Geist, da der Name Gottes so vielfältig und „spöttisch, als wissentlich unnütz geführet wird, „hat noch wohl ihres gleichen nicht im Ab„grunde der Höllen. Sie übertrift alle Künste „des Tausendkünstlers, und ihr Erfinder sollte bil„lig von der Erde lebendig verschlungen wer„den, mit seinem ganzen Anhange.„

Ende des achtzehnten Theils.






DUE DEC 1 1925
SMALL STUDY
CANCELLED

